

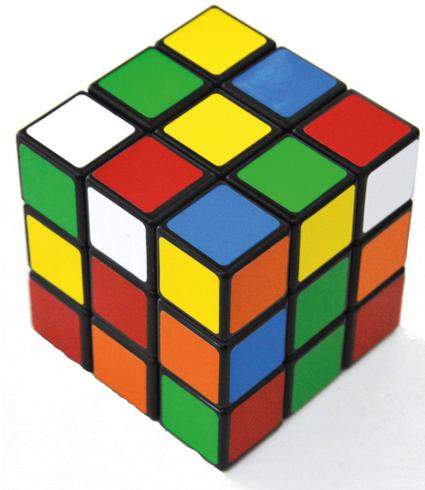


Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste

ZPE-Schriftenreihe Nr. 37

Andy Jespersen

Gleichgeschlechtliche Paare als Pflegeeltern



Andy Jespersen

**Gleichgeschlechtliche Paare
als Pflegeeltern**

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (Hrsg.)

ZPE-Schriftenreihe 37



Andy Jespersen

**Gleichgeschlechtliche Paare
als Pflegeeltern**

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN
Siegen 2014

Impressum

Herausgeber

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste / ZPE

www.uni-siegen.de/zpe

Redaktionsadresse:

ZPE – Universität Siegen

Adolf-Reichweinstr. 2

57076 Siegen

Telefon +49 271 740-2706

Telefax +49 271 740-2228

E-Mail: sekretariat@zpe.uni-siegen.de

Rechte:

beim Herausgeber

Satz und Umschlag:

universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A.

Titelfoto: Derk Wilde

Druck und Bindung:

UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2014: *universi* – Universitätsverlag Siegen

www.uni-siegen.de/universi

ISBN 978-3-934963-36-8

Inhalt

	Dank des Autors	11
	Vorwort	13
	Einleitung	17
1	Gleichgeschlechtliche private Lebensformen zwischen Heteronormativität und Pluralisierung	23
1.1	Das heteronormative Geschlechtermodell und die „Normalfamilie“	25
1.2	Geschlecht und sexuelle Orientierung	32
1.3	Die (Re-)Pluralisierung der privaten Lebensformen	38
1.4	Besonderheiten gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen	48
2	Gleichgeschlechtliche Paare und Partnerschaften	55
2.1	Gleichgeschlechtliche private Lebensformen	58
2.2	Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften	61
2.3	Gleichgeschlechtliche Paare mit eingetragener Lebenspartnerschaft	66
2.4	Partnerschaftsideale und Paaridentitäten	72
2.5	Arbeitsteilung und Hausarbeit gleichgeschlechtlicher Paare	80
2.6	Kinderwunsch gleichgeschlechtlich orientierter Menschen	83
3	Gleichgeschlechtliche Elternschaften	89
3.1	Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern	91
3.2	Eingetragene Lebenspartnerschaften mit Kindern	95
3.3	Wege der Elternschaften gleichgeschlechtlicher Paare	100
3.3.1	Variante 1: Ein Kind wird geboren	101
3.3.2	Variante 2: Ein Kind wird aufgenommen	107
3.4	Besondere Merkmale gleichgeschlechtlicher Elternschaften	109
3.5	Konzepte gleichgeschlechtlicher Elternschaften	114

3.5.1	Arbeitsteilung und Rollendifferenzierung gleichgeschlechtlicher Eltern	116
3.5.2	Bedeutung der biologischen Elternschaft(en)	118
3.5.3	Erziehungsstile von Mütter- und Väterpaaren	120
4	Pflegeeltern	123
4.1	Pflegefamilien – eine besondere Form von Familie	123
4.1.1	Vertraglich begründete Elternschaft und Öffentlichkeit der Familie	126
4.1.2	Umgang mit zwei sozialen Systemen – Ergänzung, Ersatz oder „Familie eigener Art“?	128
4.2	Ein statistischer Blick auf Vollzeitpflegen in Deutschland	131
4.3	Herkunftseltern und Pflegeeltern	134
4.4	Beweggründe in der Pflegeelternschaft	137
4.5	Besondere Aufgaben von Pflegeeltern	140
5	Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern	143
5.1	Verbreitung gleichgeschlechtlicher Paare in der Pflegekinderhilfe bzw. Pflegeeltern im Feld der Regenbogenfamilien	144
5.2	Aufwachsen bei gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern	150
5.2.1	Vorurteile gegenüber gleichgeschlechtlicher Elternschaft und die Forschung zum Aufwachsen in Regenbogenfamilien	151
5.2.2	Vorbehalte gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren in der Pflegekinderhilfe	158
5.2.3	Chancen, Ressourcen und Aufgaben gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern	162
5.3	Die Pflegeelternschaft aus Sicht des gleichgeschlechtlichen Paares	168
5.4	„Eine Herausforderung für Praxis und Theorie“	170

6	Das empirische Vorgehen	175
6.1	Erkenntnisinteresse und Forschungsfrage	175
6.1.1	Rekonstruktive Sozialforschung	176
6.1.2	Ethnographische Perspektive	177
6.2	Forschungsmethode und Datenerhebung	178
6.2.1	Das biografisch-narrative Interview nach Fritz Schütze	179
6.2.2	Thematisch-fokussierte Paarinterviews	181
6.2.3	Zugänge ins Feld und Erhebung der Interviews	183
6.3	Aufbereitung und Auswertung der Interviews	186
6.3.1	Die themenzentriert-komparative Auswertung	187
6.4	Darstellung der Ergebnisse	193
7	Die Pflegeväter Martin Winkler und Jan Haffner	195
7.1	Paar- und Familienporträt	195
7.1.1	Die Pflegekinder und ihre Herkunftsfamilie	198
7.1.2	Der Zeitpunkt und die Situation während des Paarinterviews	199
7.2	Der besondere Weg der Familiengründung	200
7.2.1	Die Entscheidungsfindung vor dem Hintergrund möglicher Alternativen	202
7.2.2	Ambivalenzen im Kinderwunsch des Paares	204
7.2.3	Der Weg zur Pflegeelternschaft	208
7.3	Die Sichtweisen und Reaktionen anderer auf die Pflegeelternschaft	220
7.3.1	Das weite soziale Netzwerk: Institutionen, Nachbarn, andere Eltern	224
7.3.2	Der Freundes- und Bekanntenkreis	229
7.3.3	Die Herkunftsfamilien der Pflegeeltern	231
7.3.4	Die Herkunftsfamilie der Pflegekinder	238
7.4	Die Ausgestaltung der Pflegeelternschaft	240
7.4.1	Das Familienbild: Die nicht-normale Normalfamilie	240

7.4.2	Zwei Männer als Eltern: Über das „Ausfüllen der weiblichen Seite“	245
7.4.3	Die Pflegevaterschaft: ein offenes Familiensystem	252
7.4.4	Das Erziehungsmodell: Regeln im Alltag und Freiheit zur Entwicklung	262
7.4.5	Die Arbeitsteilung: Das Zeitmanagement zweier vollberufstätiger Väter	267
8	Die Pflegemütter Annika und Britta Selter	277
8.1	Paar- und Familienporträt	277
8.1.1	Die Pflegetochter und ihre Herkunftseltern	282
8.1.2	Der Zeitpunkt und die Situation während des Paarinterviews	283
8.2	Der besondere Weg der Familiengründung	284
8.2.1	Erste Versuche, weitere Suchbewegungen und die Möglichkeit einer Pflegschaft	286
8.2.2	Der Weg zur Pflegeelternschaft	295
8.3	Die Sichtweisen und Reaktionen anderer auf die Pflegeelternschaft	312
8.3.1	Das Arbeitsfeld: Schule	313
8.3.2	Das betreuende Jugendamt	315
8.3.3	Der Freundes- und Bekanntenkreis	317
8.3.4	Die Herkunftsfamilien der Pflegeeltern	320
8.3.5	Die Herkunftsfamilie der Pflegetochter	322
8.4	Die Ausgestaltung der Pflegeelternschaft	322
8.4.1	Das Familienbild: Die unfreiwillige „Mutter-Vater-Kind“-Familie	323
8.4.2	Zwei Frauen als Eltern: Über gesellschaftliche Anerkennung und Hormone	333
8.4.3	Die Pflegemütterschaft: Normalität sozialer Elternschaft und Grenzen der „Pflege“ ...	336
8.4.4	Das Erziehungsmodell: Zwischen fachkundigen Vorbildern und Prinzessin Lillifee	343
8.4.5	Die Arbeitsteilung: Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Gleichberechtigung	348

9	Vergleichsanalyse	351
9.1	Biografischer Vergleich der Paare	352
9.1.1	Kindheit und Aufwachsen der PartnerInnen	352
9.1.2	Coming-Outs der PartnerInnen	353
9.1.3	Soziallagen und Milieus der Paare	357
9.2	Kinderwunsch in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft	358
9.3	Strukturfragen gleichgeschlechtlicher Elternschaft... ..	366
9.4	... und die strukturelle Antwort der Pflegschaft	370
9.5	Vergleich der Pflegesituationen	374
9.6	Das Verhältnis zur Herkunft der Kinder	376
9.7	Der Umgang mit der Geschlechtersozialisation	382
9.8	Jedes Kind braucht eine „Mutter“	386
9.9	Erziehungsmodelle gleichgeschlechtlicher Eltern	393
9.10	Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Gleichberechtigung	399
9.11	Ungleiche Verfahrensweisen bei gleichgeschlechtlichen Bewerberpaaren	409
10	Fazit: Die gleichgeschlechtliche Pflegefamilie	413
	... ist eine Familie, die keine normale Familie sein kann	413
	... ist eine Familie, die keine normale Familie sein muss	414
	... ist gleich und braucht doch Verschiedenheit	417
	... lebt Verschiedenheiten und bleibt doch gleich	418
	Die Erlebenseperspektive der Pflegekinder – Ein Forschungsdesiderat	419
	Literaturverzeichnis	421
	Abbildungsverzeichnis	431

Dank des Autors

Bei aller Einzelarbeit und den vielen Stunden vor einem digitalen weißen Blatt, die eine Abschlussarbeit mit sich bringt, bleibt das letztendliche Produkt doch von der Unterstützung vieler Menschen abhängig. Den Menschen, die mir bei meinem Projekt geholfen haben, möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich danken.

Mein Dank gilt als erstes den Pflegemütter- und Pflegeväterpaaren, die sich für ein Interview bereit erklärt und so erst den empirischen Zugang dieser Arbeit ermöglicht haben. Ich wurde überrascht vom zahlreichen und offenen Entgegenkommen gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern für mein Forschungsanliegen. Am Ende konnte ich nicht allen Anfragen nachkommen und es dauert mich, dass im Rahmen dieser Arbeit lediglich zwei der Interviews vorgestellt werden können. Für die persönlichen Einblicke und die offenen Gespräche danke ich allen sehr. Ich wünsche ihnen und ihren Familien von Herzen alles Gute!

Großen Dank empfinde ich ebenfalls für die Offenheit und Bereitschaft der von mir befragten Expertinnen, die sich für ausgiebige Telefonate und Gespräche über gleichgeschlechtliche Eltern- und Pflegeelternschaften zur Verfügung gestellt haben. Hier sind zu nennen: Angela Greib, Diplom-Sozialarbeiterin und Pflegekinderfachkraft, die sich seit langem mit dem Thema in der Praxis beschäftigt und hierzu mehrfach Fortbildungen ausgerichtet hat, Michaela Herbertz-Floßdorf, Mitarbeiterin an der Studie zur Lebenssituation von Kölner Regenbogenfamilien („Wir sind Eltern“) und Mitbegründerin des Vereins „vielfältig e.V.“, die gleichgeschlechtliche Paare in ihrer Praxis über mögliche Wege der Elternschaft berät und Dr. Elke Jansen, Leiterin des Projektes „Regenbogenfamilien“ im Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD), die zu dem Thema sowohl in Forschung als auch Beratung aktiv ist. Ihre Erfahrungen mit und Blickwinkel auf gleichgeschlechtliche Pflegeeltern haben mein Arbeiten sehr bereichert.

Danken möchte ich besonders auch Prof. Dr. Klaus Wolf, den ich wie gewohnt als kompetenten Berater und zentrale Orientierungshilfe für mein wissenschaftliches Arbeiten erlebt habe. Ich beobachte mit großer Freude, wie sich das Thema dieser Arbeit als Aspekt der Vielfalt von Pfl-

gefamilien in den Gesamtkontext der Pflegekinderforschung an der Universität Siegen einbettet.

Ferner möchte ich mich bei PD Dr. Thomas Meyer für seine Unterstützung bedanken, der jede meiner Anfragen mit größter Sorgfalt begegnet ist.

Mein Dank gilt selbstverständlich auch meinen Kollegen und Kolleginnen der Forschungsgruppe Pflegekinder, darunter insbesondere den aufmerksamen Korrekturleserinnen Daniela Reimer, Andrea Dittmann-Dornauf und Christina-Elisa Wilde.

Danken möchte ich auch den Menschen, die als Multiplikatoren für meine Arbeit geworben haben. Neben den bereits genannten zählen dazu Christine Schubert, Michael Mayerle und Michael Wirths (pflegeelternforum.de).

Ein Dank ganz eigener Art gebührt meinem Partner Daniel Eul, der meine Forschungsarbeiten fortwährend unterstützt und mir über die arbeitsintensiven Monate geholfen hat die Freude am Schreiben zu bewahren.

Vorwort

Viele gesellschaftliche Debatten finden vor dem Hintergrund des Ringens um zentrale kulturelle Codes statt. Dann gewinnen sie eine Bedeutung, die weit über die quantitative Verbreitung ihres Gegenstandes hinausgeht und werden zu Symbolen für generelle Haltungen, ethische Grundpositionen und gesellschaftliche Deutungs- und Gefühlsmuster. Es geht dann auch um Fragen nach dem guten und richtigen Leben.

Die Frage was eine richtige Familie ist oder – normativ gewendet – sein soll, und was Eltern sind oder sein sollen, haben oft ein solches Potenzial allgemeine gesellschaftliche Fragen auch stellvertretend in den Antworten auf diese Fragen auszutragen und symbolträchtig abzubilden. Das können wir seit einigen Jahren bei der Diskussion der Frage, ob gleichgeschlechtliche Paare gute (früher hätte man vielleicht leichter gesagt „normale“) Eltern sein können und ob ein gleichgeschlechtliches Paar mit Kindern eine Familie ist – wie andere Familien auch –, beobachten. Hier gab und gibt es ein Ringen auch um kulturelle Hegemonie.

Bei Pflegeeltern stellt sich das Thema noch einmal etwas zugespitzter. Hier sind nämlich Entscheidungen von Behörden (Verwaltungsakte) und manchmal von Gerichten (familiengerichtliche Urteile) bei der Familiengründung beteiligt. Darf, soll oder muss der Staat das zulassen, hinnehmen, fördern? Sind Gesetzesänderungen dazu nötig, verstößt die Praxis Sozialer Dienste gegen Gesetze? Auch hier ist es schnell grundsätzlich: Menschenrechte und das Grundgesetz werden angeführt.

Außerdem ist bei der Beziehung zwischen Pflegeeltern und Pflegekindern und – noch deutlicher – bei Adoptiveltern und Adoptivkindern, die Biologie bei der Familiengründung außen vor. Ist die soziale Elternschaft genau so wichtig wie die biologische oder wichtiger oder doch nur ein Ersatz? Das sind Themen und Fragen, vor denen Pflegekinder in ihrem Aufwachsen und Leben immer wieder stehen, Antworten finden, erfahren wie ihre Antworten unsicherer werden und neue Antworten gefunden werden müssen. Außerdem hängen das Biologische und das Soziale zusammen: die Antworten werden nicht in einem gesellschaftsfreien Raum gefunden und modifiziert, sondern in einem sozialen Feld, in dem sie gestützt oder erodiert werden, in dem die Pflegekinder lebenslang Stigmatisierungen und selbstwertstützende Reaktionen erfahren.

Bei gleichgeschlechtlichen Pflegeelternpaaren ist die Entkoppelung der biologischen von der sozialen Elternschaft für mindestens einen der beiden Menschen offensichtlicher als bei vielen anderen. Auch das ist nicht einzigartig – bei sichtbaren ethnischen Differenzen von Kind und Erwachsenen kann das ähnlich sein – aber doch ein Merkmal eines besonderen Lebens- und Lernfeldes und einer in mehrfacher Hinsicht unkonventionellen Familie.

In ein solches Anregungs- und Spannungsfeld hinein hat Andy Jespersen seine Untersuchung platziert. Als er vor zwei, drei Jahren den Vorschlag machte zu untersuchen, wie gleichgeschlechtliche Pflegeelternpaare ihr alltägliches Familienleben erleben, wie sie es organisieren und sich und anderen erklären und welche Erfahrungen sie mit sich, den Kindern und dem sozialen Umfeld dabei machen, war ich zunächst skeptisch. „Da kennst du ja bald die paar gleichgeschlechtlichen Pflegeelternpaare, die es in Deutschland gibt – und dann?“ So oder so ähnlich habe ich geantwortet – und hatte unrecht. Das war nicht so schlimm, weil ich in solchen Situationen keine Festlegungen für meine wissenschaftlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen treffe und keine Barrieren errichte, auch weil die Nachwuchskräfte manchmal gesellschaftliche Entwicklungen etwas früher spüren als ich und wir die Generationendifferenz so in der Forschungsgruppe fruchtbar machen können. Er konnte also diese Untersuchung beginnen und unterwegs nahm die gesellschaftliche Diskussion dann auch noch Fahrt auf: Er lag also doppelt richtig und konnte diese interessante Untersuchung durchführen und stellt in diesem Buch die eindrucksvollen Ergebnisse vor. Auch dass er – schon während er noch am Text arbeitete – häufig zu Vorträgen eingeladen wurde, macht die Aktualität seiner Untersuchung inzwischen auch in der Pflegekinderhilfe und im Adoptionswesen deutlich.

Für die Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen ist Andy Jespersen seit langem ein wichtiger Mitarbeiter. Schon seine Untersuchung zu Belastungen und Ressourcen von Pflegeeltern durch Analyse eines Onlineforums hat viele neue Einsichten hervorgebracht. Das Thema gleichgeschlechtliche Pflegeelternpaare ist mit dieser Untersuchung auch längst nicht abgehakt, sondern er wird es intensiv weiter bearbeiten. Für die Forschungsgruppe ist dieses Thema ebenfalls ein wichtiger Teil des Diskurses um Vielfalt von Pflegefamilien.

In Teilen des Pflegekinderwesens werden besonders enge Familienmodelle gepflegt: einer – genauer: eine – darf nicht berufstätig sein, sondern muss Zuhause bleiben und sich um das Kind kümmern, die wirtschaftliche, gesundheitliche und sonstige Lage muss bürgerlichen Standards entsprechen, das Paar soll verheiratet sein und Mama und Papa abbilden usw. So richtig kann man da nicht überrascht sein, wenn sich nicht genügend Pflegefamilien dieser Art finden, hinkt man doch der Vielfalt an Familienformen in unserer Gesellschaft hinterher. Auch deswegen muss der Blick geweitet werden auf das ganze Spektrum der familialen Lebensformen, in denen sich Kinder gut entwickeln können. Dazu gehören gleichgeschlechtliche Paare, verheiratete und unverheiratete, Einelternfamilien, Verwandte, Pflegeeltern mit besonderen Bildungs- und kulturellen Ambitionen, muslimische Familien und viele mehr. Diese Vielfalt auch in der Forschung in den Blick zu nehmen, ist ein wichtiges Anliegen der Siegener Gruppe.

Dabei werden pflegekinderspezifische Themen und Fragestellungen bearbeitet. Aber die Ergebnisse werden auf generelle Themen und Fragen des Aufwachsens und der Entwicklung bezogen. So lassen sie sich auch als Untersuchungen zu den wichtigen sozialpädagogischen Themen begreifen, die am Beispiel von Pflegekindern und Pflegefamilien durchgeführt werden, deren Erklärungsanspruch und Theorieentwicklungsinteresse aber immer auch darüber hinaus geht. So soll keine Subkultur der Pflegefamilienforschung etabliert, sondern deren Verortung in den großen Themenfeldern des Aufwachsens ermöglicht und Anschlussfähigkeit hergestellt werden.

Andy Jespersen hat in seiner Untersuchung eindrucksvoll gezeigt, was qualitativ-hermeneutische Forschung zur Aufklärung leisten kann. Wer strittige gesellschaftliche Debatten auch auf einer systematischen und überprüfbaren Wissensbasis führen möchte, findet zum Thema gleichgeschlechtliche Pflegeeltern und Eltern hier viele anregende Ergebnisse. Ich freue mich sehr, dass Herr Jespersen diese Arbeit in der Forschungsgruppe Pflegekinder fortsetzen wird.

Prof. Dr. Klaus Wolf, Siegen März 2014

Einleitung

In dieser Arbeit geht es mir um ein Phänomen, das sich aus dem Zusammentreffen zweier, voneinander unabhängiger, gesellschaftlicher Entwicklungen konstituiert.

Auf der einen Seite sind da gleichgeschlechtliche Paare, deren ungewöhnliche private Lebensform in den letzten Jahrzehnten einen anhaltenden Akzeptanzzuwachs erlebt, so dass was einst „verborgen“ in Subkulturen lebte und sich strafrechtlicher Sanktionierung ausgesetzt sah, heute mit einer Inklusion in die Hauptkultur offen und amtlich eingetragen in Erscheinung treten kann. Mit dem Legitimationswandel verbindet sich für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen ein Wandel der biografischen Selbstverständlichkeiten: Was als Lebensweg dereinst fest mit Kinderlosigkeit assoziiert und als Alternative zur Ehe mit Kindern realisiert wurde, stellt sich gegenwärtig als Möglichkeit einer besonderen Familienform zur Disposition. Die gemeinsame Planung von Elternschaft eines gleichgeschlechtlichen Paares bildet gegenüber Regenbogenfamilien, in denen Kinder früher fast ausschließlich aus zuvor gelebten verschiedenen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften stammten, eine neue familiäre Lebensform. Zunehmend wird die Familiengründung die Folge einer gemeinsamen Entscheidung des derzeitigen gleichgeschlechtlichen Paares. Diese Gruppe ist im Wachstum begriffen. *Familie* avanciert so zur möglichen Lebensform im Rahmen einer gleichgeschlechtlichen Beziehung und stellt damit traditionelle Deutungsmuster in Frage. An der Selbstverständlichkeit einer gemeinsamen Zeugung können die Paare jedoch, biologisch wie sozial, nicht anknüpfen. In Abhängigkeit von bestehenden und sich wandelnden rechtlichen und reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten machen gleichgeschlechtliche Paare mit Kinderwunsch deshalb Suchbewegungen, wie sie unter ihren besonderen Vorzeichen eine Familie gründen können. Die Übernahme einer Pflegschaft für ein fremdes Kind, das aus welchen Gründen auch immer nicht (länger) bei seiner Herkunftsfamilie aufwachsen kann, eröffnet ihnen hierbei eine – in mehrfacher Hinsicht – besondere Gelegenheit Eltern zu werden.

Auf der anderen Seite steht die neu getaufte *Pflegekinderhilfe*, die sich in einem – lange ausgebliebenen – Modernisierungsprozess gestiegenen sozialen und gesellschaftlichen Anforderungen stellen muss. Gleichge-

schlechtliche Familien sind kein singuläres Phänomen, sondern stehen in einem besonderen Zusammenhang mit einem sozialen Wandel, der auch andere familiäre Lebensformen betrifft. So haben sich die Anforderungen an Pflegefamilien mit den komplexer und vielfältiger werdenden Bedürfnissen der Pflegekinder und ihrer Herkunftsfamilien verändert. Im System der Jugendhilfe werden Pflegefamilien „als sowohl fachlich geeignete wie auch wirtschaftlich günstige Alternative zur Heimunterbringung erkannt“ (Kindler u.a. 2011, 15). Mit der Weiterentwicklung der fachlichen Praxis ist die Pflegekinderhilfe deshalb bemüht, ausreichend geeignete Bewerber für die Aufgaben einer Pflugschaft zu finden. Dies gestaltet sich allerdings vielerorts als schwierig, da die klassischen Milieus zur Rekrutierung von Pflegefamilien ausgeschöpft scheinen, der Bedarf nach Fremdbetreuungen hingegen jährlich wächst.¹ Eine Öffnung des Familienbildes hin zur entstandenen gesellschaftlichen Vielfalt familialer Lebensformen kommt vor diesem Hintergrund einem quantitativen Bedarf nach, zugleich kann ein vielfältiger Pool an potenziellen Pflegefamilien auch die Bandbreite möglicher Passungen zu den Bedürfnissen der Pflegekinder und damit die Qualität der Entscheidungen verbessern. Einige Pflegekinderdienste, insbesondere in großstädtischen Regionen mit typischerweise größeren Populationen gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften, betrachten gleichgeschlechtliche Paare deshalb als willkommene Bewerber und praktizieren eine Gleichbehandlung zu verschiedengeschlechtlichen Paaren, wo in anderen Bereichen alternativer Familiengründung (Adoption, Reproduktionsmedizin) bislang keine abzusehen ist. Andere Jugendämter schließen hingegen solche Bewerber (weiterhin) kategorisch aus. Solche Ungleichzeitigkeiten sind in gesellschaftlichen Veränderungsprozessen

1 „Im Jahr 2012 haben die Jugendämter in Deutschland 40 200 Kinder und Jugendliche in Obhut genommen. Das waren gut 1 700 oder 5 % mehr als 2011. Wie das Statistische Bundesamt (Destatis) weiter mitteilt, hat die Zahl der Inobhutnahmen in den letzten Jahren stetig zugenommen, gegenüber 2007 (28 200 Inobhutnahmen) ist sie um 43 % gestiegen. [...] Für 12 800 Minderjährige (32 %) schloss sich an die Inobhutnahme eine Hilfe zur Erziehung an, in drei von vier Fällen bedeutete das eine Erziehung außerhalb des eigenen Elternhauses, zum Beispiel in einer Pflegefamilie oder in einem Heim.“ www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/08/PD13_260_225.html (13.08.2013)

nicht unüblich, für die unterschiedlichen Amtspraxen der äußerst heterogenen Landschaft der Pflegekinderdienste sind sie geradezu typisch.

Gleichgeschlechtliche Elternschaft und Pflegeelternschaft sind zwei Sinnzusammenhänge, die sich unabhängig voneinander zum Wandel familialer Lebensformen positionieren müssen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie jeweils ungewöhnliche Familienarrangements bilden, im Sinne Funcke & Hildenbrands (2009) als unkonventionelle Familie gelten können, da sie die Abwesenheit einer vollständigen Triade aus Mutter-Vater-Kind implizieren und so vom traditionellen Deutungsmuster der Familie abweichen. Im Zusammentreffen dieser familialen Sondersituationen eröffnet sich wiederum ein neuer Deutungsrahmen beider Sinnsysteme, der neuartige Selbstverständnisse und Gestaltungsformen besonderer Elternschaften zulässt.

Das Forschungsanliegen dieser Arbeit besteht darin – primär aus dem Blickwinkel gleichgeschlechtlicher Paare denn aus dem der Pflegekinderhilfe – zu rekonstruieren, welche Sichtweisen gleichgeschlechtliche Pflegeeltern auf ihre Elternschaft entwerfen, wie sie Familie im Kontext zweier gleichgeschlechtlicher Eltern und der Pflegschaft für ein bzw. mehrere fremde Kinder konstituieren und sich ihren Kindern sowie anderen erklären. Dabei bin ich sowohl an den Spezifika ihrer besonderen Pflegschaft gegenüber anderen Pflegschaften als auch ihrem besonderen Weg der Elternschaft gegenüber anderen Wegen der (alternativen) Familienründung interessiert.

Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit ist im Rahmen einer akademischen Qualifikation entstanden (Master Thesis) und folgt in ihrer Struktur den Regeln wissenschaftlichen Arbeitens. Sie beginnt entsprechend mit theoretischen Grundlagen, in welchen der aktuelle Forschungsstand zum Thema aufgearbeitet wird. In diesem literaturbezogenen Teil werde ich mich dem Phänomen gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft von unterschiedlichen Zugängen aus annähern. Das erste Kapitel wird die gesellschaftlichen Deutungsmuster (das heteronormative Geschlechtermodell und die darin vorgesehene Heterosexualität) und sozialen Wandlungsprozesse

(Pluralisierung) von privaten Lebensformen beleuchten, und vor diesem Hintergrund einige Besonderheiten gleichgeschlechtlicher Privatheitsformen vorweg nehmen. Die nachfolgenden Kapitel (2 bis 4) bilden Referenzsysteme gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaften ab, vor denen diese schließlich in Kapitel 5 eingeordnet werden sollen. Darunter fallen zuerst gleichgeschlechtliche Paare in ihrer Gesamtheit, die als potenzielle Elternkoalitionen in Frage kommen. Genauer sollen Lebensgemeinschaften und eingetragene Lebenspartnerschaften Betrachtung finden, da unter diesen der Anteil an Familien am größten ist. Mit dem Legitimationswandel gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen ist jedoch nicht nur deren quantitative Sichtbarkeit, sondern nicht minder die neu entstehenden Qualitäten, die Lebbarkeit von Partnerschaft, interessant für diese Arbeit. Fragen von Partnerschaftsidealen und Paaridentitäten, Tendenzen in der partnerschaftlichen Arbeitsteilung und der zunehmend in gleichgeschlechtlichen Lebensformen artikulierbare Wunsch nach einem Zusammenleben mit Kindern sollen deshalb ebenfalls diskutiert werden. Das zweite Referenzsystem bildet die Untergruppe bestehender gleichgeschlechtlicher Elternschaften. Darunter sollen jene Familien, deren Kinder aus vorherigen heterosexuellen Beziehungen stammen, von gleichgeschlechtlichen Elternschaften unterschieden werden, die ihren Kinderwunsch nach dem Coming-Out und innerhalb der gleichgeschlechtlichen Beziehung umgesetzt haben. Trotz dieser Einschränkung sind die Wege zur Elternschaft der Paare variantenreich und mit besonderen Merkmalen sowie Folgen für die Konzepte gleichgeschlechtlicher Elternschaft verbunden. Kapitel 2 und Kapitel 3 unterscheiden also das Feld (vorwiegend kinderloser) Paare vom Feld gleichgeschlechtlicher Elternschaften. Damit kommt jedoch eine unbeabsichtigte Unterscheidung hinzu, denn während die Partnerschaften sich mehrheitlich aus kinderlosen Männerpaaren zusammensetzen, da die Gesamtpopulation gleichgeschlechtlich orientierter Männer größer als jene der Frauen ist, bestehen gleichgeschlechtliche Elternpaare zum Großteil aus Frauenpaaren mit Kindern.

Das letzte Referenzsystem für den Gegenstand der Forschungsarbeit stellen Pflegefamilien, unter ihnen wiederum besonders jene – in der Regel kinderlose – Pflegeeltern, die mit der Aufnahme eines Pflegekindes eine Familie begründen wollen.

Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Felder (gleichgeschlechtliche Paare, gleichgeschlechtliche Elternschaften und Pflegefamilien) sollen gleichgeschlechtliche Pflegeelternschaften in Kapitel 5 schließlich aus zwei Perspektiven betrachtet werden. Einerseits die des Paares: was macht die Pflegschaft als Weg der Elternschaft gegenüber anderen aus, andererseits die der Pflegekinderdienste: was zeichnet ein gleichgeschlechtliches Paar als Pflegeeltern aus, welche besonderen Chancen und Risiken bietet eine solche Erwachsenenkonstellation für das Pflegekind und seine Herkunftsfamilie. Dieses Kapitel ist entsprechend für Fachkräfte von Pflegekinderdiensten besonders interessant und bietet sich als Diskussionsgrundlage in der Pflegekinderhilfe an.

Auf die Grundlagen folgt ein forschungsmethodischer Teil, der die angewandten Erhebungs- und Auswertungstechniken sowie das Forschungsinteresse genauer beschreibt (Kap. 6). Für den Zugang zum Thema der Realisierung von Elternschaft gleichgeschlechtlicher Paare über Inpflegegaben, wurden von mir mehrere biografische Interviews mit Pflegeeltern aus Männer- und Frauenpaaren geführt, die sich innerhalb ihrer Beziehung zur Aufnahme eines Pflegekindes entschieden haben.² Zwei der geführten Interviews werden von mir in den Kapiteln 7 und 8 ausführlich analysiert. Das nachfolgende Kapitel 9 erarbeitet in einer vergleichenden Analyse aus den gewonnenen Ergebnissen der Paarinterviews Grundmuster gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft.

Im abschließenden Kapitel 10 werde ich ein Fazit aus den Ergebnissen ziehen.

2 Auch gleichgeschlechtliche Stieffamilien können Pflegekinder aufnehmen. Jedoch geht es mir in dieser Arbeit um das Elternwerden und -sein durch das Zusammenleben mit Pflegekindern, Konstellationen, bei denen die Elternschaft einzig an die Pflegschaft (und ggf. spätere Adoption der Pflegekinder) geknüpft ist.

1. Gleichgeschlechtliche private Lebensformen zwischen Heteronormativität und Pluralisierung

In die Betrachtung privater Lebensformen gleichgeschlechtlich orientierter Menschen mischen sich unabdingbar die gesellschaftlichen Deutungsmuster dessen, was Partnerschaft, Elternschaft und Familie ausmacht. Sie beeinflussen die Auffassungen von Normalität und damit die Vorstellungen davon, was als normal anzusehen ist und was als abweichend. Sie definieren, was Familie ist und was nicht (mehr), wer Mitglied ist und wer nicht, und konstruieren auf diese Weise die kognitiven Kategorien von privatem und familialem Leben, gestalten und begrenzen zugleich die Begriffe mit denen wir Familien im Sprachraum versehen. So steht beispielsweise dem höchstetablierten gegengeschlechtlichen Begriffspaar der Elternrollen als „Mutter“ und „Vater“, kein äquivalentes gesellschaftsweit anerkanntes Konzept für eine gleichgeschlechtliche Elternschaft gegenüber.³ Von zwei Vätern bzw. Müttern zu sprechen, fordert in der Interaktion hingegen allein deshalb zu Nachfragen auf, weil den Begriffen – wie noch ausführlicher zu zeigen sein wird – eine binäre Geschlechterordnung eingeschrieben ist, aus der sich ein Vollständigkeitsprinzip (Vater, Mutter und Kind(er)) für Familien ableitet. Von zwei Vätern zu sprechen bedeutet in diesem Ordnungsmuster, dass von einem Vater zu viel und einer Mutter zu wenig die Rede ist.

Neben diesem – vor allem anderen durch die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit bestimmten – Muster, das sich im Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie als der „Normalfamilie“ niedergeschlagen hat, treten heute jedoch „Lebensformen mit Kindern“ (Meyer 2013, i.E.), die mit zunehmender Anerkennung durch ein gemeinsam geteiltes Muster der individuellen Lebensführung immer selbstverständlicher auch als Familie eingeordnet werden. Familie ist damit nicht länger ausschließlich eine auf der Ehe gegründete Gemeinschaft verschiedengeschlechtlicher Eltern mit ihren Kindern, sondern folgt einem weiter gefassten Verständnis:

3 Das heißt im Übrigen nicht, dass sich gleichgeschlechtliche Eltern der Sprache ergeben, vielmehr sind sie in ihrer Kreativität gefordert, eigene Begriffe zu etablieren, wie der Co-Mutter- bzw. Co-Vaterschaft. Aber auch an diesen Bemühungen wird deutlich, dass solche Wortschöpfungen sich in Relation und Abhängigkeit vom klassischen Elternschaftsmuster bewegen (müssen).

„Menschen können heute in weitgesteckten Grenzen ihre Familie individuell leben und gestalten, sie sind nicht mehr wie früher an strikte institutionelle Vorgaben und Regelungen gebunden. Wie Familie gelebt und was darunter verstanden wird, wird dadurch variantenreicher.“

(Schneider 2012, 97)

Beide Deutungs- und Sinnkomplexe, die im Folgenden mit den Begriffen des *heteronormativen Geschlechtermodells* und der *Pluralisierung der Lebensformen* charakterisiert werden, sind für den Blick auf gleichgeschlechtliche Lebensformen (und damit auch deren Analyse) wirkmächtig, was sich an der zunehmenden Legitimität und Legalität⁴ gleichgeschlechtlicher Partnerschaften einerseits, bei einer zeitgleich fortbestehenden Skepsis gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren als Ort des Aufwachsens für Kinder⁵ andererseits, widerspiegelt. Dieser kulturelle Hintergrund und spezifische Blick der mitteleuropäischen Gesellschaften auf gleichgeschlechtliche Lebensformen, insbesondere auf das scheinbar junge Phänomen gleichgeschlechtlicher Elternschaften, und dessen Wandel, wird *nicht* der zentrale Gegenstand der Analyse in dieser Arbeit sein. Die kulturhistorischen Zusammenhänge auf gleichgeschlechtlich orientierte Lebensformen in ihren sozialen Entstehungs- und Transformationsprozessen erschöpfend nachzuvollziehen, würde einen anderen Rahmen verlangen. Ich halte es jedoch für unerlässlich, sich mit den vorhandenen und vorherrschenden Deutungsmustern auf Familie und Elternschaft mit Blick auf die Gleichgeschlechtlichkeit des Paares bzw. der Eltern im Vorfeld der eigentlichen Analyse auseinanderzusetzen, denn zu den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sowohl Belastungen als auch Ressourcen für Menschen bedeuten können, gehören mit den sozioökonomischen Bedingungen ebenfalls die vorhandenen Deutungen und kognitiven Kategorien einer Gesellschaft, die Raum für alternative Ver-

4 Von der Abschaffung des § 175 Strafgesetzbuch 1994 bis hin zur in der Bundesrepublik heute möglichen Eintragung und staatlichen Anerkennung der Lebenspartnerschaft (LPaTG) wird der Prozess der Legalisierung und Gleichberechtigung gleichgeschlechtlicher Beziehungen wohl auch zukünftig noch Entwicklungen nach sich ziehen.

5 In diese Bedenken ist und wird besonders die Forschung zu Regenbogenfamilien eingespannt, die sich vor allen anderen (möglichen) Aspekten, der Beantwortung der Frage, ob und inwieweit Kinder bei gleichgeschlechtlichen Eltern „normal“ (das heißt hier: gemessen an der Norm der bürgerlichen Kleinfamilie) aufwachsen, stellen muss (siehe hierzu Plaß (2012) und Herek (2011)).

wirklichungschancen familialer Lebensformen eröffnen und begrenzen können, und zu denen sich gleichgeschlechtliche Pflegefamilien in ihrem Alltag positionieren müssen.

Entsprechend will ich im Folgenden die beiden einflussreichen Muster – das heteronormative Geschlechtermodell als die Grundlage des bürgerlichen Ideals der Kleinfamilie (Kap. 1.1) und die mit der Pluralisierung der Lebensformen einhergehenden Prozesse kultureller Liberalisierung (Kap. 1.3), die sich in einem erweiterten Verständnis von Familie niederschlagen (vgl. Meyer 2013, i.E.) – mit Blick auf gleichgeschlechtlich orientierte Lebensformen skizzieren. Dass nicht nur Familie eine dynamische Institution ist, sondern in gewisser Wechselwirkung dazu auch das Verständnis von Sexualität, soll überleitend an einer differenzierten Betrachtung des Begriffes der sexuellen Orientierung und dem mit ihm verbundenen Implikationen auf Partner- und Elternschaft aufgezeigt werden (Kap. 1.2). Die so umrissenen Begriffe bieten dann für diese Arbeit zum einen mögliche Ansätze für Erklärungshypothesen (zum Beispiel zu gängigen Vorurteilen gegenüber „Homosexuellen“), zum anderen liefern sie für die anschließenden Betrachtungen zu gleichgeschlechtlichen Paaren (Kap. 2) und Elternschaften (Kap. 3) eine Hintergrundfolie, die man als den gesellschaftlichen Kontext begreifen kann, in welchem sich die zusammengetragenen Informationen und Analysen kulturhistorisch verorten lassen. Eine Betrachtung der gesellschaftlich begründeten Besonderheiten gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen (Kap.1.4) schließt das Kapitel ab.

1.1 Das heteronormative Geschlechtermodell und die „Normalfamilie“

In der Geschlechterforschung wird allgemein zwischen der biologischen Voraussetzung eines Menschen, seinem biologischem Geschlecht, und den gesellschaftlich-kulturell möglichen Ausdrucksformen, die mit einer spezifischen Geschlechtsidentität und -rolle verknüpft werden, dem sozialen Geschlecht, unterschieden (Fiedler 2004, 53). Gerne wird sich hierbei in Ermangelung eines deutschen Begriffspaares der beiden englischen Wörter für Geschlecht bedient: sex (biologisches Geschlecht) und gender (soziales Geschlecht).

„Die Kategorie des biologisches Geschlechts (Sex) bezieht sich dabei vor allem auf die Somatik, die des sozialen Geschlechts (Gender) umfasst dagegen die Herstellung von Verhaltensnormen, Darstellungsnormen und Normativitätsbildern, die sich an den Stereotypen der Geschlechter und den biologischen Geschlechtskörpern orientieren.“ (Plaß 2012, 16)

Der aus der *Queer Theory* (Degele, 2008) stammende Begriff der Heteronormativität beschreibt vor dem Hintergrund der theoretisch möglichen Verknüpfungen der beiden biologischen Geschlechter mit sozialen Ausdrucksformen die in unserer Gesellschaft vorgenommene Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit, die zu weiten Teilen auf ein naturalisiertes Bild der Geschlechter aus der Aufklärung zurück geht (ebd.). Das Geschlecht fungiert in diesem Verständnis als zentrale Ordnungskategorie, nach der Menschen in „Männer“ und „Frauen“ aufgeteilt werden. Diesen Zuschreibungen und Selbstidentifikationen haften unterschiedliche soziale Erwartungen an. Verhaltensweisen anderer richten sich je nach Geschlecht des Interaktionspartners unterschiedlich aus. Das „Gender“ eines Menschen wird dabei durch inszeniertes Rollenhandeln, Symbole und Interaktionen erzeugt. Diese Reproduktion des Geschlechts in der sozialen Interaktion wird auch Doing-Gender genannt und geschieht nicht immer bewusst oder gar freiwillig durch die Geschlechtsträger (Plaß 2012, 17). Der Frage nach der Geschlechtszugehörigkeit wird im heteronormativen Geschlechtermodell eine zentrale Bedeutung zugewiesen, die von hoher gesellschaftlicher Ordnungsmacht gekennzeichnet ist. Spätestens mit dem Zeitpunkt der Geburt beginnt der Definitionszwang. Man (und Frau) ist nicht nur selbst gezwungen eine Eigenzuordnung zu treffen bzw. eine Fremduordnung zu akzeptieren, sondern „auch die InteraktionspartnerInnen gemäß den institutionalisierten Geschlechterstereotypen zu definieren“ (ebd., 12).

Dass Menschen, die morphologisch mit männlichen bzw. weiblichen Geschlechtsorganen ausgestattet sind in einem soziokulturellen Sinne als ein „Mann“ respektive als eine „Frau“ in Erscheinung treten müssten, ist aus gendertheoretischer Perspektive und insbesondere für die Queer Theory dabei nicht zwingend. Erweitert man den Blick über den kulturhistorischen Rahmen des heutigen Mitteleuropas hinaus, lassen sich unterschiedliche Beispiele für andere soziale Ausdrucksformen der biolo-

gischen Geschlechter finden.⁶ Für die deutsche Gesellschaft beansprucht das soziale Konstrukt der heteronormativen Geschlechterteilung jedoch die Stellung einer natürlichen Ordnung und schließt damit andere Formen aus: „Heteronormativität ist folglich die wirkmächtige Festlegung, was als typisch männlich oder weiblich verstanden wird“ (ebd., 12).

Kennzeichnend für dieses Ordnungsmuster ist die starre Verknüpfung von Geschlechtsmerkmalen mit Geschlechtsidentitäten, dem zugehörigen Geschlechtsverhalten und einer sexuellen Orientierung am anderen Geschlecht sowie der Ausformung der beiden Elternrollen Vater und Mutter. Von einem biologischen Mann wird zum Beispiel erwartet, dass er sich „männlich“ verhält, das heißt in Kleidung und Gebaren den Erwartungen an einen Mann entspricht, dass er Frauen begehrt und die Elternrolle eines Vaters und nicht etwa die der Mutter einnimmt (siehe Tabelle 1). Charakteristisch ist zum anderen die implizite Polarität der Geschlechterkonstruktionen, die im gegenseitigem Ausschlussprinzip zu einander stehen: was männlich ist kann nicht zugleich weiblich sein und umgekehrt.⁷

Der Begriff „Heteronormativität“ – die Regel der Verschiedengeschlechtlichkeit – begründet sich am inhärenten Partnerschafts- und Elternmodell der zweigeschlechtlichen Ordnung: Zwei einander ungleiche Geschlechter bilden Eheleute und Eltern in zu einander komplementär verstandenen Geschlechtsrollen. Hervorgebracht wird diese ausdrückliche Unterscheidung der Geschlechter durch die „Aufspaltung der bürgerlichen Gesellschaft in Privatheit und Öffentlichkeit“ (Meyer 2013, i.E.): Hierbei kommt es im Zuge der Industrialisierung während des 18. und 19. Jahrhunderts in Deutschland zu einer grundlegenden Trennung des Produktions- (Arbeit/Öffentlichkeit) und Reproduktionsbereichs (Familie/Privatheit). Mit den – im Kontrast zur Subsistenzwirtschaft des sog. ganzen Hauses – getrennten Lebensbereichen, geht eine jeweils alleinige Zuständigkeits-

6 Ein in der Ethnologie viel diskutiertes Beispiel bilden die sog. *two spirit*, die in einigen nordamerikanischen Indianerkulturen, vor der Einflussnahme europäischer Mächte, als ein drittes soziales Geschlecht lebten. Der Begriff spiegelt dabei die Bedeutung wider, dass ein Mensch zwei (Geschlechter)Seelen in sich tragen konnte.

7 Auch wenn die Grauzonen in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen anwachsen, ist ein sicheres Zeichen für ein non-konformes Geschlechterverhalten, dass es dem anderen Geschlecht zugeordnet wird, ein Mann sich also zu „weiblich“ bzw. eine Frau sich zu „männlich“ verhält.

	Männer	Frauen
Geschlechts-Merkmale	männlich	weiblich
Geschlechts-Identität	männlich	weiblich
Geschlechts-Verhalten	männlich	weiblich
Sexuelle Orientierung	begehrt weibliche Partner	begehrt männliche Partner
Elternschaft	Vater	Mutter
Arbeitsteilung	Erwerbsarbeit (Öffentlichkeit)	Versorgung/ Erziehung (Privatheit)

Tab. 1: Das heteronormative Ordnungsmuster der Geschlechter

zuschreibung der Geschlechter einher, die eine polare Neudefinition der Geschlechtsrollen befördert, in welcher der Mann als Haupt und Ernährer und die Frau als Hausfrau und Seele der Familie konzipiert sind (ebd.; Lenz & Böhnisch 1997, 17). Die Ausbildung der komplementären⁸ Geschlechterrollen erhält dabei starken Legitimitätszuspruch durch romantische Poesie als auch moderne Wissenschaften, welche Wesensunterschiede zwischen Männern und Frauen hervorheben und entlang typisierter Charakterdefinitionen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als eine natürliche Ordnung zu etablieren helfen (Lenz & Böhnisch 1997, 17). Mit dem romantischen Ideal der Liebe kommt es ebenfalls zu einer starken Emotionalisierung der Gattenbeziehung: „Die Ehe wird als Gefühls- und

8 Die scheinbare Komplementarität der Geschlechtsrollen führt allerdings nicht zu einer Ebenbürtigkeit der Ehegatten, vielmehr handelt es sich um eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, in welche der männliche Dominanzanspruch unauflösbar eingebunden ist, da der Mann durch seine Position als Alleinverdiener und Haupt der Familie deutlich bevorteilt ist (vgl. Lenz & Böhnisch 1997, 19).

geistige Gemeinschaft entworfen, die ein hohes Maß an Individualisierung voraussetzt und gleichermaßen fördert" (Lenz & Böhnisch 1997, 18). Die Gatten sind so füreinander nicht primär (Geschlechts)Rollenträger, sondern einzigartige und unverwechselbare Individuen.

Dieses damals sich etablierende, hier nur in seinen Grundzügen skizzierte Leitbild der bürgerlichen Ehe gewinnt im 20. Jahrhundert (zunächst mehr als Wunschenken denn als Realität) immer mehr Zuspruch und wird in der Folgezeit auf die erschütternden Weltkriege in Deutschland zum wirklichkeitsbildenden Ideal der Kleinfamilie (ebd.), unter der eine auf der Ehe gegründete Gemeinschaft der Eltern mit ihren Kindern zu verstehen ist, eine Form familialen Zusammenlebens, die Mitte des Jahrhunderts zur hegemonialen „Normalfamilie“ avanciert:

„Bis weit in die 1960er Jahre⁹ hinein, dem ‚golden age of marriage‘, war die so genannte ‚Normalfamilie‘ eine kulturelle Selbstverständlichkeit und ein millionenfach fraglos gelebtes Grundmuster.“ (Meyer 2013, i. E.)

Man kann mit Hartmann Tyrell (1988) davon sprechen, dass die Ehe mit ihrem Verweisungszusammenhang auf Familie gesellschaftlich als „legitimatisiert gut gerüstete Institution“ (149) da stand, die sowohl über rechtliche, kirchliche als auch wissenschaftliche Legitimation in einem Maße verfügte, die alle anderen privaten Lebensformen lediglich in Relation zu ihr setzte und bestenfalls als Notlösungen tolerierte. Private Lebensformen waren damit in ehelich und nicht- bzw. vorehelich geordnet, wobei die Ehe als der einzig richtige Ort zur Verbindung von Liebe, Sexualität und biologischer wie sozialer Reproduktion galt:

„Meine These lautet, daß die bürgerliche Ehe- und Familienordnung einen elementar selbstverständlichen Sinn- und Verweisungszusammenhang kulturell etabliert hat, der Liebe, Ehe, Zusammenleben/gemeinsames Haushalten, Sexualität und Familienbildung plausibel ›unter einem Dach‹ vereinigt.“ (Tyrell 1988, 154)

9 „Die Zeit zwischen 1955 und 1968 wird allgemein als Blütezeit von Ehe und Familie bezeichnet, weil die eheliche Kernfamilie in dieser Zeit eine besondere Monopolstellung innehatte – sowohl faktisch als auch normativ“ (Schneider 2012, 103).

Gemäß dieser engen Kopplungen von Liebe mit Ehe und Ehe mit Familiengründung in einer gemeinsamen Haushalts- und Wirtschaftsgemeinschaft, gab es nur zwei geltende Wege Mitglied einer Familie zu werden: durch Geburt (als Kind der Herkunftsfamilie) und durch Heirat (als Vater oder Mutter der Zeugungsfamilie) (ebd., 147).¹⁰ Komplett gilt die durch das Ehepaar gegründete Familie demzufolge erst mit deren gemeinsamer Zeugung von Kindern (kernfamiliales Vollständigkeitsprinzip): „Durch die Elternschaft erfährt die durch Liebe gegründete und durch sie getragene Ehe ihre letzte Vollendung, und die Familiengründung ist zugleich der eigentliche Zweck der Heirat“ (Lenz & Böhnisch 1997, 18). Familie ist insofern durch die Merkmale Geschlecht und Generation bestimmt, aus denen Parson ein „Positionsquartett der Kernfamilie“ (Tyrell 1998, 147) ableitet (siehe Abb. 1). Die Beziehungen innerhalb der familialen Kleingruppe sind hierbei – nicht zuletzt ihren Begriffen nach – durch die Geschlechterachse (männlich – weiblich) einerseits und die Generationsachse (Eltern – Kind) andererseits strukturiert. Demgemäß ist die Erziehung als Generationsbeziehung konzipiert, darüber hinaus ist sie geschlechtsbezogen und unterliegt geschlechtsspezifischen Erwartungen und Verhaltensweisen an die Mitglieder der Kernfamilie. Dieses bürgerliche Familienbild von Ehemann, Ehefrau und in der Ehe gezeugten Söhnen und Töchtern wird ab Mitte des 20. Jahrhunderts in Deutschland zur natürlichen Bedingung und Ort des Aufwachsens von Kindern schlechthin. Das Nichtbesetztsein einer Elternposition oder das Fehlen eines Kindes wird indessen zum Mangel („unvollständige Familie“).

Die bürgerliche Kleinfamilie als kognitives Grundmuster von Familie ist weit verbreitet und findet entsprechende Anerkennung, es ist jedoch festzustellen, dass dieses Verständnis mit der Lebenspraxis vieler Familien heute nicht mehr gänzlich übereinstimmt. Familie ist „kein Naturgesetz, sondern eine soziale Institution, die durch die jeweiligen kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse überformt, dadurch aber nicht determiniert ist“ (Schneider 2012, 101). Es gibt heute und es gab damals, vor der Blütezeit der Ehe in den 1950er und -60er Jahren, zahlreiche Abweichungen. Werden Kleinfamilie und die ihr immanente Heteronormati-

10 So war folglich in der Normalbiografie der Frauen und Männer auch nur ein Wechsel der (primären) Familienzugehörigkeit vorgesehen (Tyrell 1988, 147).

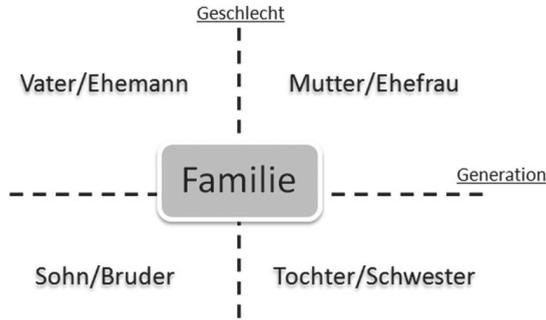


Abb. 1: Kernfamiliales Positionsquartett nach Parson

vität hingegen als natürliche Ordnung angenommen, so kontrastieren alternative Familienformen vor dieser Normalitätsfolie als defizitär, weil Kinder zum Beispiel in „wilder Ehe“ (Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften) aufwachsen oder ein Elternteil alleinerziehend ist (Ein-Eltern-Familien). Homosexualität wird in diesem Bild gar mit Kinderlosigkeit assoziiert und gleichgeschlechtlich orientierte Menschen betrachteten selbst ihre Lebensentwürfe lange als mit Elternschaft unvereinbar. Entsprechend erwartbar ist die junge Thematik des Aufwachsens von Kindern in Regenbogenfamilien¹¹ primär von einer Defizit-Diskussion der gleichgeschlechtlichen Paare als Eltern geprägt (Plaß, 2012), die sich im Kern von der Irritation der heteronormativen Annahme ableitet: Können Männer kleine Kinder versorgen, wo das „qua Natur“ doch Aufgabe der Mutter ist? Wie teilt sich das Paar die Arbeit und die Erziehung auf, welcher der beiden Väter ist denn die „Mutter“ und welche der beiden Mütter der „Vater“? Fehlt den Kindern nicht der Kontakt zum anderen Geschlecht? Lernen Kinder dort denn wie eine *richtige* Familie sein soll?

Der Blick auf Liebesbeziehungen zwischen zwei Menschen des gleichen Geschlechts ist aus der heteronormativen Ordnung heraus unweigerlich

11 Ich möchte den Begriff der „Regenbogenfamilie“ hier zunächst als Sammelbegriff für die vielgestaltigen Konstellationen und Familienformen mit gleichgeschlechtlich orientierten Menschen nutzen. Im dritten Kapitel soll diese Sammlung dann aufgefächert und mit dem – für die Fragestellung dieser Arbeit präzisieren – Begriff der gleichgeschlechtlichen Elternschaften ersetzt werden.

der auf eine Abweichung. „Homosexualität“ und (der¹²) „Homosexuelle“ und die mit diesen Begriffen verbundenen Assoziationen wie auch sozialen Identitäten von gleichgeschlechtlich orientierten Frauen und Männern als Schwule und Lesben, sind im Kontext einer hegemonialen Heteronormativität ihrerseits kulturell geformte Konstruktionen. Sie unterliegen einem zeithistorischen Wandel und haben sich im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von einer sexuellen Perversion hin zum heute öffentlich vertretenen Bild einer sexuellen Variation transformiert (Lautmann, 2011). Diesen Wandel begleiten neuentstandene Konzepte sexueller Orientierung und damit einhergehend ein verändertes Verständnis über die Sexualität des Menschen an sich.

1.2 Geschlecht und sexuelle Orientierung

Das Geschlecht besteht, neben den bereits erwähnten Komponenten der biologischen Voraussetzung und den gesellschaftlich möglichen Ausdrucksformen (die sich in unserem Kulturraum als „Mann“ und „Frau“ konstituiert haben), aus der subjektiv erlebten Geschlechtsidentität, der nach außen öffentlich präsentierten Geschlechtsrolle und der Entwicklung sowohl einer innerpsychischen Orientierung (in Richtung Männlichkeit/Weiblichkeit) als auch einer interpersonellen Orientierung, im engeren Sinne der sexuellen Orientierung als hetero-, bi- oder/und homosexuell (Fiedler 2004, 53). In der heteronormativen Sichtweise sind diese Elemente auf bestimmte Weise eng miteinander gekoppelt (Tab. 1), wonach Männer nur mit Frauen und Frauen nur mit Männern Paare und Eltern bilden. Dieser Ordnung liegt eine heterosexuelle Annahme zugrunde. Geschlechterdichotomie und Heterosexualität sind aufeinander bezogen konstruiert. Demnach sind Menschen qua Natur heterosexuell, die einzig legitime Sexualität findet zwischen Mann und

12 In der früheren Betrachtung ist der Homosexuelle als Einzelperson konzipiert. (Gesunde) Paarbeziehungen wurden diesem in Abrede gestellt. Der Soziologe Helmut Schelsky benutzte 1955 – bezeichnend für diese Sichtweise – die Formulierung „Zusammensintern solcher Abnormer“ (ein aus der Chemie stammender Begriff für Mineralablagerungen), statt des Begriffes einer Paarbeziehung (vgl. Lautmann 2011, 185).

Frau und im Verweisungszusammenhang zur Ehe statt. In der Interaktion mit anderen Menschen setzt man für sein Gegenüber folglich voraus, dass dieser heterosexuell sei. Menschen mit einer gleichgeschlechtlichen Orientierung werden auf diese Weise in der sozialen Interaktion unsichtbar, ihr Auftauchen in sozialen Kontexten wird erklärungsbedürftig. Ihre Ausnahme vom Normalzustand Heterosexualität wird als Abweichung wahrgenommen, aus ihrer Differenz zum „Normalen“ kann ein Defizit abgeleitet werden (Herek, 2011; 2010).

Bei den Abweichungen kommt es im heteronormativen Muster ebenfalls zu einer engen Verknüpfung: Frauen, die nicht dem Bild einer Frau entsprechen, respektive Männer, denen man weibliche Züge attestiert, werden (die Abweichung fortsetzend) als homosexuell antizipiert (Plaß 2012, 30).¹³ Die sexuelle Orientierung entwickelt sich jedoch entlang der Geschlechtsidentität, die bei Kindern zumeist nach dem vierten Lebensjahr eindeutig festgelegt ist. Das (spätere) Empfinden der eigenen Sexualität spielt sich deshalb vor einem entwickelten Mann- bzw. Frau-Sein ab. Die Geschlechtsidentität bleibt Mann oder Frau, Schwule und Lesben erleben sich gleichermaßen dem männlichen bzw. weiblichen Geschlecht zugehörig und in ihrer Geschlechtsrolle als „männlich“ oder „weiblich“¹⁴ (Fiedler 2004, 79).

Eine Essentialisierung des Homosexuellen als weiblicher Mann und männliche Frau steht in Analogie zu der Essentialisierung geschlechtsstereotypisierter Eigenschaften (Plaß 2012, 30). So ist ebenso wie die Geschlechterbegriffe Mann und Frau, die Kategorie „homosexuell“ eine gesellschaftliche Konstruktion, die vor dem Hintergrund einer heteronormativen Ordnung entstanden ist. Problematisch ist das Konstrukt Homosexualität wegen seines Verhältnisses zur als Norm angenommenen Heterosexualität.¹⁵ Homosexualität ist in diesem Sinne eine

13 Dies gilt bereits für Kinder, die kein geschlechtsrollenkonformes Verhalten zeigen, etwa weil sie an atypischen Spielen beteiligt sind oder untypische Kleidung tragen (Plaß 2012, 30).

14 Seltene Ausnahme ist die Transsexualität bzw. der Transvestismus (Fiedler 2004, 79).

15 Bezeichnet für diese Vorstellung ist der Mangel an theoretischen Modellen, die die Entwicklung einer heterosexuellen Orientierung erklären wollen gegenüber diversen mehr oder weniger (häufig weniger) guten Erklärungsmodellen für die Ausbildung einer homosexuellen Orientierung – Heterosexualität ist als Norm offenbar nicht erklärungsbedürftig.

erklärungsbedürftige Abweichung und nicht Bestandteil der sexuellen Variation bzw. Veränderlichkeit zwischenmenschlicher Sexualität. Wie Sexualität zu sein hat, ist allerdings eine Frage, die von Kulturen, Religionen und Gesellschaften beantwortet wird und über die Zeit auch neue Antworten und Alternativen produziert.

„Sexualität' ist als ein kulturell bedingtes und über die Zeit dynamisches gesellschaftliches Konstrukt zu betrachten, die Aufteilung in ‚Heterosexualität' und ‚Homosexualität' ist noch relativ neu.“ (Plaß 2012, 13)

Im heteronormativen Modell ist Sexualität hingegen mit Fortpflanzung im Rahmen einer monogamen Ehegemeinschaft zwischen Mann und Frau gleichgesetzt. Diese feste Kopplung und die damit verbundene Norm der Heterosexualität wurden von Untersuchungen der Sexualforschung, darunter die sog. Kinsey-Reporte als die wohl bekanntesten, nachhaltig irritiert. Es zeigt sich nicht nur eine hohe Verbreitung homosexuellen Verhaltens in der Bevölkerung. Eine der stetig wiedergefundenen Kernbefunde der Untersuchungen offenbarte, dass erstaunlich viele Personen bisexuelle Erfahrungen aufweisen.¹⁶ Das Bild, das sich durch die empirischen Daten über die sexuellen Verhaltensweisen der Befragten zeichnet, ist durch eine „außerordentlich große Spannweite und Vielfalt bisexueller Zwischenstufen möglicher Geschlechtspartnerorientierungen“ geprägt und lässt „die Zweiteilung der Menschen in homosexuell versus heterosexuell unsinnig“ erscheinen (Fiedler 2004, 41-42). Tatsächlich wird dadurch der Blick auf die Variationsbreite unterschiedlichster sexueller Verhaltensweisen und Orientierungen versperrt (ebd.). Die sexuelle Orientierung von Menschen variiert nicht nur stark, sie ist dazu eher plastisch und kann sich über den Lebenslauf verändern:

„Bei ein und derselben Person kann sich die Balance zwischen hetero- und homosexuell über eine Zeitspanne hinweg in die eine oder andere Rich-

16 50% der Männer und 20% aller Frauen gaben in den Kinsey-Befragungen an, im Laufe ihres Lebens sexuelle Erlebnisse mit gleichgeschlechtlichen Partnern gehabt zu haben (Fiedler 2004, 41). Diese Zahlen waren in Folgestudien und innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte jedoch deutlich rückläufig.

tung verschoben. Andere Menschen zeigen beide Verhaltensmuster mit unterschiedlichen Intensitäten.“ (Fiedler 2004, 71)

Nach enger Definition gelten in diesem Zusammenhang als homosexuell orientierte Menschen jedoch nur jene Personen, die „sich als homosexuell Empfindende identifizieren, das gleiche Geschlecht begehren und gleichgeschlechtlichen Sex praktizieren“ (Mascher 2005, 165; zitiert nach Peuckert 2008). Aktuelle Erhebungen und Schätzungen in europäischen Ländern zu ausschließlich am gleichen Geschlecht orientierten Menschen liegen zwischen 2 bis 3% bei den sexuell aktiven Männern und 1 bis 2% bei den Frauen. Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die stärkere öffentliche Präsenz homosexueller Identitätsmuster dazu führen kann, dass sich befragte Jugendliche und Erwachsene in Studien distanziert zu diesen verhalten – insbesondere wenn ein Coming-Out (noch) nicht stattgefunden hat (ebd., 64). Es kann zudem große Unterschiede zwischen der wahrgenommenen und tatsächlichen Orientierung sowie der vorgenommenen Selbstdefinition und den (homo)sexuellen Verhaltensweisen geben.¹⁷ Vor diesem Hintergrund ist die Vorstellung von sexueller Orientierung als einer früh determinierten, stabilen und letztlich unveränderlichen Eigenschaft unzutreffend (Peuckert 2008, 295). Passendere Beschreibungen der menschlichen Sexualität wären Bezeichnungen wie sequentielle Hetero- und Homosexualität, wenn man das Begriffspaar nicht gänzlich fallen lassen möchte und andere Konzepte zum Verständnis der sexuellen Orientierung heranzieht.

Wichtiger als die Frage danach, ob man das gleiche oder das andere Geschlecht begehrt und dies als Homo-, Bi- oder Heterosexualität begreifen will, scheint zudem das eigene Geschlecht eines Menschen für das Erleben seiner/ihrer sexuellen Orientierung zu sein. Peplau und Garnets (2000) verweisen auf eine Ansammlung von Hinweisen und empirischen Befunden, dass die Sexualität von Frauen insgesamt ein anderes Verständnis verlangt. Frauen neigen demnach, vermutlich bedingt durch andere Sozialisationserfahrungen mit und durch ihr Geschlecht, stärker

17 Peuckert zitiert beispielsweise eine Repräsentativbefragung von Runkel (2003), nach der sich „[...] von den Männern, die sich im letzten Jahr vor der Befragung ausschließlich homosexuell betätigt hatten, nichts desto trotz knapp 20 Prozent als heterosexuell und 5 Prozent als bisexuell“ bezeichneten (Peuckert 2008, 295).

dazu ihr sexuelles Begehren zu romantisieren, während dieses bei Männern eher sexualisiert werde. Entsprechend ist es den beiden Autorinnen folgend sinnvoller, die sexuelle Orientierung von Frauen als eine beziehungs- oder partnerzentrierte Orientierung zu bezeichnen (ebd., 341). Die Fixierung auf den Aspekt der Sexualität entspräche demgegenüber dem typisch männlichen Blick auf Intimbeziehungen. Der höheren Plastizität und Fluidität weiblicher Sexualität folgend, die sich unter anderem in einer stärkeren Beeinflussbarkeit von Frauen durch Umweltvariablen wie der Erziehung und Bildung niederschlägt,¹⁸ stellen die Autorinnen das metaphorische Konzept der „intimate career“ (Karriere der Intimbeziehungen) zur Beschreibung der sexuellen Orientierung von Frauen vor. In dem Bildnis der Berufskarriere wird deutlich, dass sich sexuelle Identitäten und deren Verfügbarkeit über die Zeit wandeln können, so ist die Identität als Lesbierin eine vergleichsweise junge Konstruktion und mehr noch das Konzept einer Bisexualität. Sexuelle Orientierung ist damit immer eine Frage, wie persönliche Erfahrungen zu im kulturellen Raum zugänglichen sozialen Identitäten passen. Der Begriff macht ferner auf eine interpersonell-zeitliche Dimension aufmerksam: sexuelle Erregbarkeit und Leidenschaft können über die Altersspannen verschieden sein, ebenso kann die Orientierung gewechselt werden – andere Menschen bleiben hingegen ihr Leben lang im selben „Beruf“ (Peplau & Garnets 2000, 345 ff.).

Auch wenn die sexuelle oder besser partnerzentrierte Orientierung von Frauen insgesamt plastischer und über den Lebenslauf fluider ist, stellen sich Fragen nach spezifischen Aspekten verschieden- und gleichgeschlechtlicher Verhaltensweisen, Praktiken und Gefühlsereben während bestimmter Perioden eines Menschenlebens für Frauen und für Männer (in Anlehnung an Peplau & Garnets 2000, 334). Mit der sexuellen Orien-

18 Peplau und Garnets (2000) liefern hierzu zusammenfassend Ergebnisse aus unterschiedlichen Studien, nach denen Homosexualität bei Frauen stärker noch als bei Männern mit einem höheren Bildungsniveau verbunden ist – eine von ihnen zitierte Studie weist z.B. für Männer mit Collegeabschluss einen doppelt so hohes Niveau an Homosexuellen aus, während dieses für Frauen (von 0,4% der high school Absolventinnen zu 3,6% der Collegeabsolventinnen) um das neunfache ansteigt. Zudem haben gleichgeschlechtlich orientierte Frauen auch nach dem Coming-Out häufiger verschiedengeschlechtliche Beziehungen und zeigen insgesamt eine stärkere Variation bzw. Inkonsistenz zwischen sexuellen Begehren, Verhalten und Identität.

tierung eines Menschen sind – unabhängig von geschlechtsspezifischen Differenzierungen – nicht lediglich seine resp. ihre sexuellen Präferenzen und Verhaltensweisen, die als persönliches Charakteristikum unvollständig gedacht wären, berührt, sondern mehr noch die Frage, mit welchen Personen eine befriedigende Partnerschaft eingegangen werden kann. Entsprechend begreift Herek (2011) in Anlehnung an Peplau & Garnets (2000) sexuelle Orientierung als ein inhärent relationales Konstrukt:

„Somit hat die sexuelle Orientierung notwendigerweise mit Beziehungen zu anderen Individuen zu tun, seien sie nun real oder ersehnt. Sie ist integral mit den persönlichen Beziehungen verknüpft, die die Menschen eingehen, um ihrem tiefempfundenen Bedürfnis nach Liebe, Bindung und Intimität gerecht zu werden. Diese Verbundenheit umfasst nicht nur das Sexualverhalten, sondern auch Gefühle der Zuneigung zwischen den Partnern, mit einander geteilte Ziele und Werte, gegenseitige Unterstützung und fortlaufendes Füreinander-Einstehen. Infolgedessen ist die sexuelle Orientierung nicht lediglich eine isolierte persönliche Eigenschaft. Stattdessen definiert die sexuelle Orientierung einer Person die Gesamtheit derjenigen Personen, mit denen diese Person am ehesten eine befriedigende und erfüllende Partnerschaft finden kann. Für viele Individuen ist letztere ein zentraler Bestandteil des Selbst.“ (Herek 2011, 17)

Diese und die zuvor aufgezeigten differenzierten Sichtweisen auf die Geschlechtsidentität und die sexuelle Orientierung bilden für mich den Hintergrund von den interviewten Menschen als *gleichgeschlechtliche Paare* bzw. *Eltern* zu sprechen und nicht etwa – ihre sexuellen Präferenzen in den Vordergrund stellend – von homosexuellen Paaren. Die Konstellation der Gleichgeschlechtlichkeit in den Fokus zu nehmen, erscheint mir dabei nicht nur in einem deskriptiven Sinne passender, bilden Geschlechtsidentitäten doch konsistentere Merkmale als die dagegen über den Lebenslauf betrachtet plastischere sexuelle Orientierung. Die Geschlechtsidentitäten sind m.E. wesentlich bedeutsamer um die Besonderheiten des Zusammenlebens der Paare ohne und mit Kind(ern) zu verstehen. Zudem wird die Zuschreibung eines vermeintlichen Persönlichkeitsmerkmals (Homosexualität) vermieden. Nicht weniger bei der Betrachtung als Einzelpersonen möchte ich die Frage nach der gewünsch-

ten Partnerschaftsform, der Personengruppe mit der eine Zweierbeziehung primär vorstellbar ist, in den Vordergrund stellen und spreche deshalb nicht von homosexuellen, sondern von partnerschaftlich gleichgeschlechtlich orientierten bzw. der sprachlichen Einfachheit halber von gleichgeschlechtlich orientierten Menschen.

1.3 Die (Re-)Pluralisierung der privaten Lebensformen

Die gestiegene Akzeptanz von gleichgeschlechtlichen privaten Lebensformen und mithin ihre Legalisierung (Lebenspartnerschaftsgesetz) ist nicht nur auf ein verändertes Verständnis von Sexualität (und davon, was als Störung der Sexualität gelten soll) zurückzuführen, sie gründen wesentlich in Veränderungen der Bürgerrechte¹⁹ und einem gesamtgesellschaftlichen Prozess der Pluralisierung privater Lebensformen und den ihn begleitenden Wertewandel zu mehr individueller Lebensführung. Alternative Lebensformen erscheinen in diesem kulturellen Muster nicht länger – wie dies noch für die 50er und 60er Jahre, die Blütezeit der bürgerlichen Ehe, Geltung hatte – (nur) als Abweichung oder Notlösung, sie stehen als selbstverständliche Handlungsoptionen zur Wahl; sind gewählte und gewollte Lebensformen.

Seit 1968 ist in Deutschland ein gesellschaftlicher Wandel der privaten Lebensformen zu beobachten, der vor allem als Folge auf den Monopolverlust der Ehe als ehemals einzig legitimen Rahmen der Liebe, Sexualität und Ort des Aufwachsens von Kindern zu verstehen ist:

„Im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung wandelte sich die Institution Ehe von einer auf Schutz und Unterdrückung basierenden Sozialform, die sozial intensiv kontrolliert war und auf gesellschaftlich gesetzten starren Regeln beruhte, zu einer individuell gestaltbaren Part-

19 Bürgerrechtsbewegungen, die für die Rechte von Schwulen und Lesben und gegen deren Diskriminierung eingetreten sind, haben ihren Anfang in den USA genommen (Fthenakis & Ladwig 2002, 1) und waren auch für Bewegungen in Deutschland bedeutsam. An den ersten und weltweit bekannt gewordenen Aufstand von Homosexuellen gegen Polizeiwillkür erinnert heute der (vornehmlich im deutschsprachigen Raum) so genannte Christopher Street Day (CSD).

nerschaft, die mit bestimmten Verpflichtungen und Privilegien verbunden ist.“ (Schneider 2012, 96)

Hartmann Tyrell (1988) versteht diesen Wandel als einen Prozess von der Institutionalisierung der Ehe, mit Höhepunkt im „golden age of marriage“, zu einer Deinstitutionalisierung mit heute hohem Niveau der Scheidungen:

„das ›Paket‹ der alten Institution ist aufgeschnürt, die einzelnen Elemente sind gegebenenfalls ›isolierbar‹ und für sich zugänglich, aber auch in verschiedenen Varianten kombinierbar.“ (Tyrell 1988, 155)

Liebe, Sexualität, Familie sind nun unabhängig von der Ehe zu haben, ebenso ist die Ehe auch ohne Kinder wählbar, so ist der Anteil derjenigen etwa, die zeitlebens nicht heiraten von 5% in den 1960er Jahren zu heute einem guten Drittel der Männer und einem knappen Drittel der Frauen gestiegen²⁰ (Meyer 2013, i.E.). Als Folge dieses „Aufschnürens des Paketes Ehe“ sind eine Reihe von Privatheitsformen (unverheiratetes Zusammenwohnen, ledige Elternschaft, Sexualität außerhalb der Ehe u.a.) zur Normalität geworden und bewegen sich weitgehend frei von sozialen Bewertungen (Schneider 2012, 97). Die Vielfalt privater Lebensformen hat damit im „moderaten Umfang“ (ebd.) zugenommen. Die unten aufgeführte Tabelle (Tabelle 2) aus Peuckert (2008) liefert einen systematischen Überblick zu den Merkmalen der bürgerlichen Kleinfamilie und den heute davon abweichenden Lebensformen.

20 Dadurch sollte allerdings nicht aus dem Blick geraten, dass sich „immer noch die Mehrheit im Laufe ihres Lebens für eine Heirat entscheidet“ (Meyer 2013, i.E.). Ihre Grenzen sind zwar heute weiter gefasst und bieten mehr individuelle Spielräume, als Orientierungsrahmen bewahrt die Ehe – insbesondere im ländlichen Raum und der Arbeiterschaft – weitestgehend ihre Selbstverständlichkeit für die Biografien der Menschen. Die Instabilität der Ehen ist dabei nicht einer nachlassenden Bedeutung, sondern im Gegenteil höheren Glückserwartungen und Ansprüchen der Partner aneinander und an Ihre Beziehung geschuldet (ebd.).

Merkmale der Normalfamilie	Abweichungen von der Normalfamilie
verheiratet	Alleinwohnende (Singles); nichteheliche Lebensgemeinschaft
mit Kind/Kindern	kinderlose Ehe
gemeinsamer Haushalt	getrenntes Zusammenleben („living apart together“)
2 leibliche Eltern im Haushalt	Ein-Eltern-Familie; Binukleare Familie; Stief- und Adoptivfamilie; heterologe Inseminationsfamilie; <i>Pflegefamilie</i>
lebenslange Ehe	Fortsetzungsehe (sukzessive Ehe)
exklusive Monogamie	nichtexklusive Beziehungsformen
heterosexuell/ <i>verschiedengeschlechtlich</i>	homosexuell/ <i>gleichgeschlechtliche Paargemeinschaft</i>
Mann als Haupternährer	egalitäre Ehe; Doppelkarriereehe; Commuter-Ehe; Hausmänner-Ehe
Haushalt mit 2 Erwachsenen	Haushalt mit mehr als 2 Erwachsenen (Drei- und mehr-Generationenhaushalt, Wohngemeinschaft)

Tab. 2: Merkmale der Normalfamilie und davon abweichende Lebensformen
Quelle: Peuckert 2008, 23 (eigene Ergänzungen kursiv unterlegt)

Dem Wandel folgend werden die Abweichungen von der Normalfamilie nicht mehr unter dem Binärkode „ehelich/nicht-ehelich“ eingeordnet, sondern als Feld der privaten Lebensformen, in jene mit und ohne Kinder, differenziert betrachtet. Man sollte den Anteil bestimmter (scheinbar) alternativer Lebensformen jedoch nicht überschätzen, insbesondere hinter dem positiv gewendeten Etikett „Single“ verbergen sich sehr unterschiedliche soziale Realitäten – so sind beispielsweise fast die Hälfte der allein lebenden Frauen in Deutschland Witwen (Burkart 2008 mit Bezug auf Daten des statistischen Bundesamtes von 2006). Würde man eine sehr enge Definition des Single-Lebens als „freiwillig gewählte, auf Dauer angelegte Lebensform des Alleinlebens“ (ebd., 32) anlegen, ist von nicht mehr als einem Prozent der Gesamtbevölkerung die Rede. Überhaupt beruhen nach Burkart (2008) einige Aussagen und Debatten, die sich um eine angebliche Krise von Ehe und Familie drehen, auf Fehlinterpretationen statistischer Daten (28). Die Pluralisierung der privaten Lebensformen ist – vor allem mit Bezug auf familiäre Lebensformen und etwaigen Krisenszenarien entgegen – als Wandel *und* Kontinuität zu lesen. Man kann die Entwicklung der Familien seit den 1960er-Jahren mit Schneider so als „Gleichzeitigkeit von ausgeprägten Wandel und bemerkenswerter Beständigkeit“ betrachten (2012, 95). Eine Zunahme der Vielfalt findet vor allem bei den Lebensformen ohne Kinder statt.

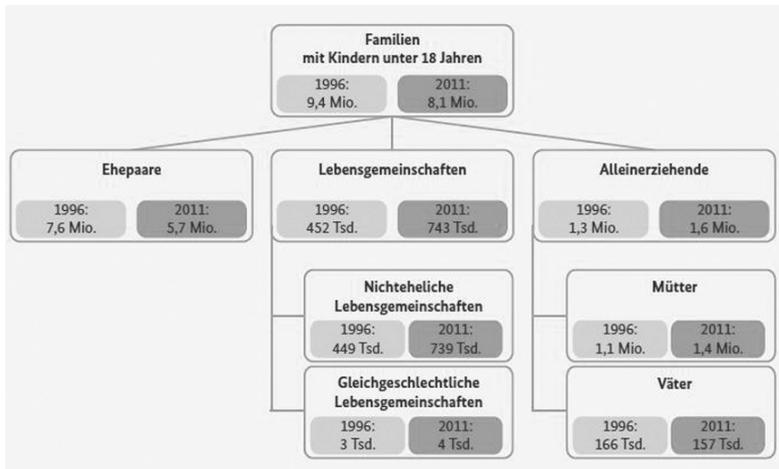


Abb. 2: Familienformen 1996 und 2012

Quelle: Statistisches Bundesamt, 2012: Haushalte und Familien 2011, Ergebnisse des Mikrozensus; entnommen aus BMFSFJ (Hrsg.) (2012): Familienreport 2012, Abb. 3, 14

Die fortbestehende Dominanz der Ehe mit Kindern bedeutet, dass diese Lebensform – wenn auch mit sinkender Tendenz (von 1996 mit anteilig 81,4% zu 2011 mit 71,2%) – die meist gelebte Familienform darstellt und in der Folge die meisten Kinder (74,9%; Mikrozensus – Familien und Haushalte 2011) bei miteinander verheirateten Eltern aufwachsen. Obwohl die Ehe mit Kindern (über die Lebensspanne betrachtet) also weiterhin die dominierende Lebensform bildet, hat sie ihren damaligen Monopolstatus doch verloren (ihr Anteil hat sich seit 1996 um ein Drittel reduziert). Andere private Lebensformen mit Kindern, darunter primär nichteheliche Lebensgemeinschaften, sind stattdessen deutlich angestiegen. Ihre Anzahl hat sich in den letzten 15 Jahren fast verdoppelt (BMFSFJ 2012, 14).

Einer womöglich übereilten These von einer weitreichenden Pluralisierung der Gesellschaft mit einem erweiterten Blick auf die Transformationsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts kann man entgegenhalten, dass nichteheliche Lebensgemeinschaften, Alleinerziehende und Allein-

wohnende bekannte, wenn auch in den 1960er Jahren nicht so verbreitete Lebensformen waren; dass Pluralisierung weniger ein Hinzukommen neuer Lebensformen als eher einen moderaten Anstieg vorhandener umfasst (Schneider 2012, 114). In diesem Sinne kann der soziale Wandel der privaten Lebensformen als eine Repluralisierung verstanden werden, bei der das sog. golden age of marriage der 1950er und 60er Jahre nicht die Kontrastfolie und den Ausgangspunkt einer neuartigen Entwicklung bildet, sondern einen historischen Ausnahmefall, da vor dieser Zeit (insbesondere während des 18. und 19. Jahrhunderts) eine breite Vielfalt von Lebensformen existierte. Schneider spricht vor diesem Hintergrund deshalb von einer „Rückkehr zur historischen Normalität der Vielfalt“ (2012, 104).

Anders als zu jener Zeit sind gegenwärtig individuelle Entscheidungen häufiger ausschlaggebend für die Pluralität und nicht vorrangig sozialstrukturelle Faktoren. *Konnten* aus ökonomischen Notlagen viele Menschen zur damaligen Zeit nicht heiraten, so *wollen* dies heute einige nicht. Entsprang beispielsweise ein Alleinwohnen eher dem Tod des Partners bzw. der Partnerin oder ein nicht-eheliches Zusammenleben einem Heiratsverbot, so sind solche Lebensformen heute (über bestimmte Lebensphasen oder dauerhaft) vielfach bewusst gewählt. Sie sind subjektiv wie sozial mit einem anderem Sinn versehen (ebd.). In der Wahrnehmung heutiger Pluralität erscheinen die Abweichungen ferner nicht als Negation oder Gegenmodell zur Ehe, wie sie im Zuge der 68er Bewegung häufiger verstanden wurden, sondern einfach als „anders“, als Alternativen zum klassischen Modell in einer scheinbar selbstverständlichen Variationsbreite privater Lebensformen.

Als wichtigste Faktoren für den Wandel der privaten Lebensformen werden eine nachlassende Verbindlichkeit sozialer Normen und Kontrollen sowie eine zunehmende Bildungsbeteiligung und Erwerbstätigkeit der Frauen angenommen (Schneider 2012, 104). In der deutschen Familiensoziologie interpretiert man diese gesellschaftlichen Transformationsprozesse überwiegend in der Perspektive der Individualisierungstheorie nach Beck (1986). Beck identifiziert mehrere entscheidende gesellschaftliche Modernisierungsschübe, die für Prozesse der Herauslösung der Akteure aus den Zwängen und Einbindungen der zuvor bestehenden sozio-ökonomischen Verhältnisse treibend sind (darunter der gesellschaftsweite

Zuwachs von Wohlstand, Sozialstaatlichkeit, Freizeit, Bildung, Mobilität, Konsum u.a.). Meyer wendet dies familiensoziologisch folgendermaßen:

„Da viele Menschen über mehr Ressourcen verfügen als früher, nach Selbstverwirklichung streben und normative Verhaltenserwartungen sowie traditionelle Kontrollinstanzen an Verbindlichkeit verlieren, sind ‚neue‘ Lebensformen attraktiver und wählbarer geworden. Selbst traditionale Lebens- und Familienentwürfe bewegen sich im Horizont des Wissens um vielfältige andere Modelle des Lebens. Aus der Sicht der Individualisierungstheorie repräsentiert der Strukturwandel der Familie so gesehen einen Verlust unstrittig akzeptierter Lebenskonzepte und eine Ausdehnungen der Spielräume familialen Wahlhandelns.“ (2013, i.E.)

Was unter Pluralisierung diskutiert wird, bedeutet für Menschen in der hiesigen Gesellschaft vor allem Wahlmöglichkeiten zu haben und eigene Lebensentwürfe zu leben. Menschen in der sog. Postmoderne sehen sich einer zunehmenden Enttraditionalisierung und Wählbarkeit der Lebensformen gegenüber, die ihnen ein bis dato unbekanntes Ausmaß an Gelegenheiten zur Lebensgestaltung ermöglicht. „Andererseits entfallen institutionsgestützte Verhaltenssicherheiten und nehmen damit im privaten Bereich Entscheidungslasten und Qualen der Wahl in kaum je gekanntem Maße zu“ (Tyrell 1988, 156). Traditionen verlieren dementsprechend ihre Bindungskraft und Orientierungshilfe für die Akteure oder anders ausgedrückt: Sinngebung ist zu einer privaten Angelegenheit jedes einzelnen geworden (Hitzler & Honer 1994, 309). Individualisierung wird hierbei in ihrer subjektiven Konsequenz für die Akteure folglich als Dichotomie aus Freiheit auf der einen und Verunsicherung auf der anderen Seite verstanden. Hitzler & Honer (1994) spitzen diese Annahmen zu und sprechen von den Menschen der Postmoderne gar als „Sinnbastlern“, das heißt die Akteure können nicht nur wählen, sie müssen es, sie sind gezwungen zwischen widerstreitenden Sinnangeboten Entscheidungen zu treffen und sich eine passende geistige und gefühlsmäßige Sinn-Heimat zu suchen bzw. zu basteln.

Es kann zwar mit Blick auf die heutige Gesellschaft kein Zweifel an fundamentalen gesellschaftlichen Veränderungen und einem „langfristigen Trend der Individualisierung“ bestehen, von einer sozialen „Freistellung“

von gesellschaftlichen Prozessen kann jedoch nicht die Rede sein (vgl. Dollinger 2006, 13 - 14). Schicht- und milieuspezifische Verteilungen und Zugänge zu Ressourcen (Kapitalien im Sinne Bourdieus) sind – insbesondere für Bildungsbiografien – weiterhin prägend:

„Es ist insgesamt von weiter bestehenden Prägungen individueller Lebensverläufe durch meta-individuelle Zugehörigkeiten zu spezifischen Klassen resp. Schichten auszugehen, die verschiedene Bereiche der Lebensführung prägen. [...] Individualisierung findet [...] im Rahmen fortbestehender alter und neuer sozialer Ungleichheiten und Bindungsformen statt.“ (ebd., 13)

Zu neuen und alten Spielräumen und Möglichkeiten der Lebensführung treten gleichsam alte und neue Begrenzungen, die von den „sozial ungleichen Lebensbedingungen, Erfahrungen und der Kultur der sozialen Gruppe, in die man hineingeboren wird“ strukturiert werden (ebd., 13). Individualisierung heißt dementsprechend – der Zuspitzung in der Figur des Sinnbastlers entgegen – weder ein „anything goes“ noch, dass ganze Generationen orientierungslos nach Sinn in ihrem Leben suchen, sondern sie drückt sich in einer stärker ausgeprägten Verhandelbarkeit und den sichtbareren und zumindest teilweise legitimer gewordenen Alternativen der Lebensführung aus.

Das für die familialen Lebensformen lange Zeit ausschließliche Leitbild der bürgerlichen Kleinfamilie mit dem ihm inhärenten kulturellen Muster einer Heteronormativität, ist im Zuge der (Re-)Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft zwar nicht länger konkurrenzlos, Ehe und Familie haben für die Lebensentwürfe – besonders junger Menschen²¹ – allerdings nach wie vor eine hohe Bedeutung und Orientierungsfunktion.

„Die in der Gegenwart dominanten Leitbilder der Familie speisen sich weiterhin sehr stark aus dem bürgerlichen Familienleitbild.“
(Lenz & Böhnisch 1997, 34)

21 Für das Jahr 2010 liegt in einer Jugendstudie der Wert der Familie auf der Einstellungsebene sogar auf einem Rekordhoch: „Der Wert von Familie ist bei jungen Erwachsenen bis 30 Jahre so hoch wie nie zuvor; 2010 finden mehr als

Die klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung des alten Familienbildes ist in bestimmten Milieus freilich auf dem Rückzug, zugleich gehört Deutschland zu jenen OECD-Ländern, die eine solche Aufteilung am stärksten befürworten (Burkart 2008, 29). Besonders für die Vorstellungen dessen, wie (kleine) Kinder aufwachsen sollten, ist das Ideal der Normalfamilie weiterhin wirkmächtig, ihre heteronormative Selbstverständlichkeit hegemonial. Mutter- und Vaterrolle erweisen sich in ihrer Beständigkeit nach Schneider geradezu als wandlungsresistent:

„Dominierend ist nach wie vor die Überzeugung, dass es für die gedeihliche Entwicklung des Kindes am besten sei, wenn es von seiner Mutter betreut wird.“ (2012, 95)

Die hauptsächliche Betreuung liegt deshalb nicht nur normativ, sondern zumeist auch faktisch bei Frauen. Dass sich hinter der engen Kopplung von Familie mit einer Mutter-Kind-Beziehung eine kulturelle Setzung, die die „Verantwortung für das Kind der Mutter aufbürdet“ (Lenz & Böhnisch 1997, 31) und nicht etwa ein naturgegebenes Brutpflegemotiv verbirgt, wird an jenen Freisetzungstendenzen deutlich, bei denen der Vater die elterliche Sorge als Ein-Eltern-Familie oder leiblicher Elternteil in Stieffamilien übernimmt (vgl. ebd.). Diese Konstellationen sind allerdings deutlich seltener vorzufinden.

Betrachtet man das Verständnis von Familie auf diskursiver Ebene, so zeichnen sich unterschiedliche Einstellungen und Orientierungen ab, die sowohl Wandel als auch Kontinuität des normativen Grundverständnisses von Familie verdeutlichen. Schneider (2012, 100) differenziert innerhalb der aktuellen gesellschaftspolitischen Diskussion drei Positionen, woran jeweils „Familie“ auszumachen sei:

Orientierung an der Ehe: „Familie ist nur dort, wo ein Ehepaar in einem Haushalt zusammenlebt“ (ebd.). Kinderlose Ehen sind damit Familien während nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern es nicht sind. Diese Position findet sich zum Beispiel bei Befürwortern des Ehegattensplittings, einer vergünstigenden Steuerregelung, die nicht an das Vor-

drei Viertel, dass man eine Familie zum Glück braucht[.]“ (BMFSFJ 2012, 12).
Siehe hierzu die 16. Shell Jugendstudie (Albert, Hurrelmann & Quenzel, 2010).

handensein von Kindern gebunden ist, aber durch den von der Verfassung gebotenen besonderen Schutz von Ehe und Familie (Artikel 6, Ab. 1, GG) von einigen für zwingend erforderlich gehalten wird.

Orientierung an Kindern: „Familie ist überall dort, wo Kinder sind“ (ebd.). In dieser Position wird die Eltern-Kind-Beziehung zum alleinigen Bestimmungsmerkmal von Familie erhoben, sie ist somit elternschaftsgebunden. Hierbei ist die Verantwortungsgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern im Fokus, nicht zwingend die biologische Elternschaft. Man kann diese Orientierung gut mit dem erweiterten Familienbegriff von Lenz & Böhnisch (1997) zum Ausdruck bringen: „Ausschlaggebend ist ausschließlich die Übernahme und Anerkennung der Eltern-Position gegenüber einem oder mehreren Angehörigen einer jüngeren Generation“ (30).

Orientierung am Zusammengehörigkeitsgefühl: „Familie ist demnach jede exklusive Solidargemeinschaft zwischen zwei oder mehr Personen, die auf relative Dauer ausgerichtet ist“ (Schneider 2012, 100). Diese Orientierung ist zwar in Deutschland kaum vorzufinden, in einigen anderen europäischen Ländern existieren hingegen bereits entsprechend angelegte Rechtsinstitute (z.B. der *pacte civil de solidarité* in Frankreich).

Während die dritte Orientierungsposition im deutschen Familiendiskurs nur eine untergeordnete Rolle spielt, liegt zwischen den ersten beiden Orientierungen eben jene Demarkationslinie, die diskursiv und zum Teil strukturell (Steuerrecht u.a.) zwischen den „Normalfamilien“ auf der einen und allen anderen familialen Lebensformen auf der anderen Seite gezogen wird. Beide Leitbilder, dass Familie mit Kindern gleichgesetzt werden soll sowie die bürgerliche Ehe, sind wirkmächtige Deutungsmuster familialen Zusammenlebens. Am meisten Zustimmung zu der Frage, was unter Familie zu verstehen sei, erhält in Umfragen dabei nach wie vor – und das unabhängig vom Alter der Befragten – die Ehe mit Kindern (97%) (siehe Abb. 3). Zugleich illustrieren derartige Umfragen aber, dass sich das Verständnis von Familie „in den letzten 12 Jahren noch einmal erheblich erweitert“ hat (BMFSFJ 2012, 13). Häufiger werden nun ebenfalls unverheiratete Paare mit Kindern (zu 71%) und Alleinerziehende (zu 58%) als Familien anerkannt (ebd.). Gleichgeschlechtliche Paare, die mit Kindern in einer festen Lebensgemeinschaft leben, rangieren bezüglich ihrer Anerkennung als Familie hingegen am Ende der privaten Lebens-

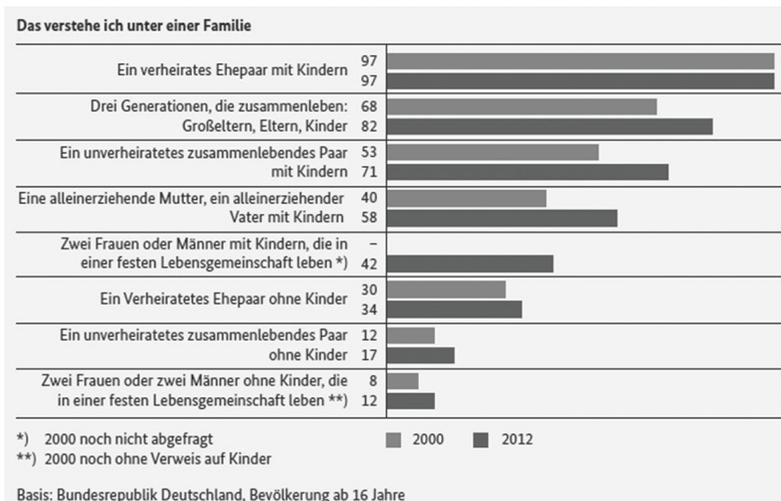


Abb. 3: Familienbegriff in der Bevölkerung, 2000 und 2012

Quelle: Allensbacher Archiv, Monitor Familienleben 2012.

IfD-Umfrage 7000; entnommen aus BMFSFJ (Hrsg.) (2012):

Familienreport 2012, Abb. 2, 13.

formen mit Kindern (42%) – andererseits liegen sie mit diesen vor verheirateten Paaren ohne Kinder (34%). Insofern kann man auf der Einstellungsebene von einer Vermischung der ersten beiden diskursiven Positionen von Schneider (2012) ausgehen: Familie ist für die deutsche Bevölkerung primär dort, wo Kinder sind, allerdings genießt das verheiratete Zusammenleben der Eltern weiterhin einen höheren Stellenwert als alternative Konstellationen der Elternschaft.

Trotz weiterhin hoher Bedeutung ist das Leitbild der klassischen Normalfamilie also nicht konkurrenzlos, die Deutungen auf Familie sind sichtbar vielfältiger geworden, Fragen der Zugehörigkeit, wie sie von Tyrell noch anhand weniger Merkmale bestimmt werden konnten, sind neu zu verhandeln und können zu weit verzweigten familialen Lebensformen führen („Patchworkfamilien“), die ein Muster von Verwandtschaft (biologische Elternschaft) sowie eine „vollständige“ Besetzung der Elternrollen Mutter und Vater nicht länger voraussetzen. Kinder wachsen *legitim* ebenso

in Ein-Eltern-Familien und anderen familialen Konstellationen (mit sozialen Elternschaften) auf, darunter auch – und dass seit den letzten Jahren zusehends sichtbarer – bei gleichgeschlechtlichen Paaren, deren soziale Identität als Schwule und Lesben nicht länger zwangsläufig mit einer Kinderlosigkeit assoziiert, sondern zunehmend als möglicher Ort des Aufwachsens von Kindern mitgedacht werden kann.

„Insgesamt werden in der Zunahme offen gelebter homosexueller Beziehungen mit und ohne Kinder eine zwar immer noch seltene, aber zusehends normaler werdende Variante partnerschaftlichen und familialen Lebens in Deutschland sichtbar, die eine Lockerung der ehemals unverrückbaren Verbindung von Ehe, Familie und Heterosexualität ankündigt.“
(Meyer 2013, i.E.)

Über die Formenvielfalt hinweg, haben für alle Menschen zentrale Aspekte der Familie weiterhin Bestand bzw. gewinnen als „emotionale Lebensprojekte“ (Meyer 2013, i.E.) sogar an Bedeutung hinzu: Familie als Raum der Privatheit, Intimität und dichten emotionalen Beziehungen. Gerade in Kompensation zu zunehmend versachlichten und durchrationalisierten Bereichen der Öffentlichkeit, kann Familie erlebt werden als „ein Ort der Vertrautheit und Geborgenheit, wo man sein kann, wie man ist, und wo man wie nirgends sonst in all seinen Facetten als Gesamtperson ernst genommen wird“ (ebd.). Familie bleibt in der Lebensplanung vieler Menschen deshalb ein zentraler Fixpunkt.

1.4 Besonderheiten gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen

Zu den neu entstandenen privaten Lebensformen im Zuge von Pluralisierungsprozessen werden häufig gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften ohne und mit Kindern gezählt. Ungeachtet dessen, dass die – hier nur skizzierten – Prozesse der Individualisierung und (Re)Pluralisierung sicherlich großen Anteil für die Verbreitung gleichgeschlechtlicher Lebensformen haben, darf nicht übersehen werden, dass es ebenfalls vor der Postmoderne gleichgeschlechtliche Liebesbeziehungen gab. Die ahi-

storische Einordnung gleichgeschlechtlich orientierter Frauen und Männer in die Formenvielfalt alternativer Lebensformen, die aus individualisierungstheoretischer Perspektive in der Paar- und Familienforschung häufig vorgenommen wird,²² droht die langjährige Kriminalisierung,²³ Pathologisierung²⁴ und Verfolgung homosexueller Menschen während des Nationalsozialismus²⁵ zu leugnen (vgl. Maier 2009, 264). Wie viele Liebesbeziehungen zu PartnerInnen gleichen Geschlechts aus Angst vor negativen Folgen verborgen gehalten wurden, ist unklar. Das kulturelle Muster individueller Lebensführung „erfindet“ gleichgeschlechtliche Lebensformen nicht – aber es erlaubt ihnen ein historisch neues Niveau der Sichtbarkeit und Anerkennung. So genießen gleichgeschlechtliche Partnerschaften eine zunehmend breitere Akzeptanz, die auf die Verschiebung des kulturellen Musters einer auf Komplementarität basierenden Ehe hin zu einem durch Liebe und Partnerschaftlichkeit gekennzeichneten „intimen Zusammenleben“ gründet (vgl. Maier 2009, 263), das sowohl von verschieden- als auch gleichgeschlechtlichen Paaren als Ausdruck individueller Lebensführung geteilt wird. Gleichzeitig gilt, dass „ungeachtet aller rechtlichen und normativen Akzeptanzgewinne [...] in weiten Teilen der Alltagskultur Diskriminierungen fort[leben]“ (Meyer 2013, i.E.; ebenso Burkart 2008, 185).

Unverkennbar ist, dass gleichgeschlechtlich orientierte Menschen in einem besonderen Verhältnis zu Individualisierungsprozessen innerhalb der Gesellschaft stehen, gerade ihre Abweichung vom Bild der heteronormativen Ordnung zwingt sie mit tradierten Vorstellungen zu brechen und sich aus bestehenden Einbindungen herauslösen zu müssen. Ihre Sozialisation als homosexuell empfindende und sich als Schwule oder Lesben offenbarende Menschen verlangt ihnen nicht nur zwingend eine

22 Dabei ist mit Maier (2009) kritisch anzumerken, dass gleichgeschlechtliche private Lebensformen in der Paar- und Familienforschung bislang nicht systematisch aufgenommen und mitgedacht werden, sondern immer noch eine marginalisierte und so strukturell unsichtbare Gruppe darstellen.

23 Insbesondere durch den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches.

24 Erst in den 1970er Jahren wird „Homosexualität“ von der American Psychiatric Association von den Störungsdiagnosen gestrichen und der Versuch unternommen dem historischen Stigma auf Schwule und Lesben entgegenzuwirken (Herek, 2010).

25 Lautmann (1977) geht von 10.000 bis 15.000 in Konzentrationslagern internierten homosexuellen Männern aus, von denen etwa die Hälfte ums Leben kam.

Auseinandersetzung mit der heteronormativ geprägten Kultur und damit die Konfrontation mit einer sozialen Identität als Minderheit ab, es kann sie auch in Konflikt mit ihren Eltern²⁶ und ihrem Herkunftsmilieu bringen (Sielert & Timmermanns, 2011). Das „Coming-Out“ als Schwuler respektive Lesbierin korreliert dementsprechend stark schichtspezifisch²⁷ und insbesondere mit einem steigenden Bildungsniveau,²⁸ da zu solchen Schritten die nötigen Ressourcen zur Verfügung stehen müssen. Wie unter Kapitel 1.2 aufgezeigt wurde, sind die sozialen Identitäten „Schwule“ und „Lesben“ allerdings nur ein Teilaspekt des Gesamtphänomens homosexueller Lebensweisen in der Gesellschaft. Das offene (Aus)leben einer gleichgeschlechtlichen Orientierung ist somit eine – und nicht die letzte – Selektionsstufe gleichgeschlechtlicher Lebensformen, weshalb sich bei Befragungen an sich selbst als schwul bzw. lesbisch bekennenden Menschen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung höhere Bildungsabschlüsse der Befragten²⁹ zeigen. Homosexualität umfasst zwar wie Heterosexualität diversifizierte Bevölkerungsgruppen, die Formen des Zusammenlebens sind entsprechend vielfältig und wandeln sich über den Lebenslauf, zugleich setzt sich der Trend höherer Bildungsabschlüsse – damit einhergehend steigender sozioökonomischer Ressourcen – jedoch in höheren Etablierungsformen, wie der Bildung eines in einem Haushalt zusammenlebenden gleichgeschlechtlichen Paares, der Institutionalisierung der Beziehung im Rahmen des Lebenspartnerschaftsgesetzes (LPartG) sowie

26 Peuckert (2008) zitiert beispielsweise eine Studie nach der etwa die Hälfte der Jungen und Mädchen, deren Eltern von der Homosexualität ihres Kindes wissen, zumindest von einem Elternteil (zumeist dem Vater) nicht mehr voll anerkannt wurden. Er verweist ferner auf eine Umfrage des Spiegels (2001), wonach zwei Drittel der Männer und etwa die Hälfte der Frauen es negativ fänden, ein homosexuelles Kind zu haben (Peuckert 2008, 298). Beide Verweise bieten jedoch keinen Einblick in die tatsächliche Dynamik solcher Konflikte, die sich durchaus in Richtung einer Akzeptanz der Eltern verschieben kann – schließlich bedeutet das Anerkennen eines gleichgeschlechtlich orientierten Kindes ebenfalls eine Art „Coming Out“ für die Eltern.

27 Immerhin die Hälfte der Schwulen aus der Unterschicht jedoch etwa zwei Drittel aus der Mittelschicht leben „offen schwul“ (Bochow, 1994 entnommen aus Peuckert 2008, 298).

28 „Homosexuell orientierte Menschen können durchschnittlich eine höhere Bildung vorweisen“ (Burkart 2008, 186 mit Bezug auf Mathhias-Bleck).

29 Einschränkung hierzu ist allerdings festzuhalten, dass das Bildungsniveau sicherlich auch mit der Bereitschaft an sozialwissenschaftlicher Forschung teilzunehmen korreliert.

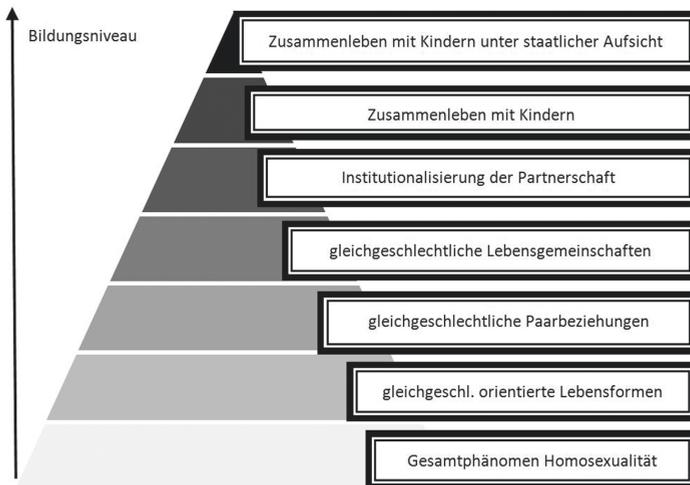


Abb. 4: Selektionsstufen & Statuspassagen gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen

Quelle: Allensbacher Archiv, Monitor Familienleben 2012. fD-Umfrage 7000; entnommen aus BMFSFJ (Hrsg.) (2012): Familienreport 2012, Abb. 2, 13.

bei einem Zusammenleben mit Kindern fort (Kapitel 2 und 3) – tatsächlich unterliegen die jeweiligen Gruppen bei den Statuspassagen sogar immer stärker werdenden Bildungsselektionen (zur Veranschaulichung Abb. 4) (ebenso Eggen & Rupp, 2011).

Die hier vertretene These lautet, dass sich der Zusammenhang von Bildung und partnerschaftlicher bzw. familialer Etablierung gleichgeschlechtlich orientierter Menschen, wie er sich für die einzelnen Lebensformen in den Statistiken wiederfindet, durch die jeweils weitreichendere Exponierung des Paares begründet. Setzt ein Coming-Out bereits das Vorhandensein psychischer Ressourcen zur Wahrnehmung der eigenen Orientierung und damit der Annahme kultureller Abweichung sowie die Auseinandersetzung mit dem Herkunftsmilieu und ggf. die Herauslösung aus diesem voraus, so stehen gleichgeschlechtliche Paare vor der Aufgabe – weit mehr als dies für verschiedengeschlechtliche Paare gilt – ihre Partnerschaft auf

individuelle Entscheidungen zu begründen, denn auf biografische Selbstverständlichkeiten (Kap. 2.4). Mit zunehmender Etablierung geht eine Erhöhung der gegenseitigen Verpflichtungen (gemeinsamer Haushalt, Rechtsbindungen, gemeinsame Kinder) einher, die sich bei den Partnern nahezu vollständig auf die Qualität der Beziehung legitimieren müssen. Vielleicht passt hier in der Tat das Bild eines postmodernen Sinnbastlers, finden die Paare doch weniger institutionalisierte Orientierungsmittel und kulturelle Muster für ihr Zusammenleben vor und können auch weniger auf Rollenvorbilder, insbesondere die Lebensentwürfe ihrer in aller Regel verschiedengeschlechtlichen Eltern – zumindest nicht unter deutlichen Modifikationen – zurückgreifen (ebenso Eggen 2010, 38). Übliche Blaupausen der Lebensführung erweisen sich als unzutreffend und müssen entweder mit der eigenen Identität in Einklang gebracht werden oder gänzlich zu Gunsten eines eigenen, dem der Eltern widersprechenden (und nicht selten von den Eltern auch widersprochenen) Lebensstil, aufgegeben werden. Vor dem Hintergrund dieser Herauslösung aus tradierten Lebenskontexten können gleichgeschlechtliche Lebensmodelle sogar den Charakter einer „Modernisierungs-Avantgarde“ annehmen und gerade als egalitäres und aus Perspektive der Frauenpaare emanzipiertes, herrschaftsfreies Gegenmodell zur androzentrischen Ehe erscheinen. Hierbei können gleichgeschlechtlich orientierte Menschen besonders in den Großstädten auf eine alternative kulturelle Einbettung sowie die Unterstützung durch Schwulen- und Lesbenverbände zurückgreifen. Zugleich – und womöglich einer alternativen Einbettung entgegen³⁰ – sind für höhere Etablierungsformen des Paares Anpassungstendenzen an verschiedengeschlechtliche Lebensformen zu beobachten (siehe Kapitel 2 und 3). Ob die zunehmenden Ähnlichkeiten tatsächlich Anpassungen

30 In einer Studie von Hare (1994; entnommen aus Carapacchio 2009, 42), die mit 28 lesbischen Paaren und ihren 51 Kindern durchgeführt wurde, fühlten sich die Paare mit Hinblick auf jene Personen von denen sie am meisten Akzeptanz für ihre Lebensform erfahren, von ihren Herkunftsfamilien und deren Bekannten sowie von heterosexuellen Freunden erstaunlicherweise besser verstanden als von der (kinderlosen) lesbischen Gemeinschaft. Carapacchio sieht mögliche Gründe hierfür darin, „[...] dass kinderlose Lesben lesbische Mütter wegen ihres unterschiedlichen Lebensstils häufig nicht akzeptieren oder dass sich lesbische Mütter mit heterosexuellen Müttern eher identifizieren als mit kinderlosen lesbischen Frauen“ (2009, 42). Die Identität als Mutter beeinflusst damit womöglich das Leben der Frauen mehr als ihre sexuelle Orientierung als Lesbierin.

im Sinne von Normalisierungen, der Ausdruck anderer Lebensstile gegenüber gleichgeschlechtlich orientierten kinderlosen Paaren und Singles oder vielmehr ähnliche Antworten auf strukturell gleiche Aufgabenstellungen (gemeinsames Wohnen und Wirtschaften, Kinderbetreuung und -erziehung) sind, kann hier nicht beantwortet werden. Festzuhalten ist jedoch, dass gleichgeschlechtliche Paare durch eine Verrechtlichung ihrer Beziehung und mehr noch, wenn bei ihnen Kinder leben, weit stärker als Paar und ggf. Ort des Aufwachens von Kindern gesellschaftlich exponiert sind, das heißt unter die normative Aufsicht einer richtigen Lebensführung gestellt werden.³¹ Am stärksten kommt dies m.E. – deshalb die Platzierung an der Pyramidenspitze (Abb. 4) – bei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften zum Tragen, die eine soziale Elternschaft auf Adoptiv- und/oder Pflegekindern gründen. Hier ist die staatliche Aufsicht und Begutachtung des Paares während der Bewerbungsphase und für Pflegeeltern praktisch entlang des gesamten Pflegeverhältnisses manifest und lässt sie zu einer „öffentlichen Familie“ (Kap. 4) werden.

Zusammenfassend ist im Hinblick auf gleichgeschlechtliche private Lebensformen festzuhalten, dass jenseits aller (vordergründigen) kulturellen und diskursiven Liberalisierungen im Zusammenhang mit Prozessen der Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft hin zu mehr Anerkennung alternativer privater Lebensformen, überkommene Normalitäts- und Richtigkeitsvorstellungen, wie sie besonders im heteronormativen Ordnungsmuster festgeschrieben sind und durch das Idealbild der bürgerlichen Kleinfamilie transportiert werden, zumal wenn es um so „heilige“ Dinge wie Elternschaft, Erziehung und Sexualität geht, als latente und gleichsam präreflexive Sinnschichten selbst noch in den Tiefenstrukturen „aufgeklärter“ Handlungsakteure fortleben. Damit sind sie als kulturell geteilte Sinn- und Deutungsmuster nicht nur mit Blick auf gleichgeschlechtliche Lebensformen, sondern auch für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen selbst und ihre Vorstellungen von Partner- und Elternschaft wirkmächtig. Die in diesem Kontext aufge-

31 Man kann zwar behaupten, dass alle Eltern unter einer gewissen staatlichen Aufsicht gegenüber den Jugendämtern stehen, ihre Kinder dem Kindeswohl entsprechend zu behandeln, bei kaum einer anderen familialen Lebensform würde die Kompetenz hierzu aber so (teils kategorisch) in Zweifel gezogen und durch Forschung begutachtet wie bei der Elternschaft gleichgeschlechtlicher Paare.

zeigten Besonderheiten gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen, die mit zunehmender Etablierung der Paare anwachsenden Bildungsressourcen einerseits bei zugleich steigenden normativen Erwartungen an sie andererseits, werden für die zu betrachtenden Zugänge auf gleichgeschlechtliche Pflegeeltern und die späteren Analysen der Paarinterviews bedeutsam bleiben.

2. Gleichgeschlechtliche Paare und Partnerschaften

Warum ist es zweckmäßig sich im Vorfeld der Analyse genauer mit den Partnerschaften gleichgeschlechtlicher Paare zu befassen, geht es doch in dieser Arbeit schließlich um *Familien*? In der Familiensoziologie wurden Partnerschaft³² (bzw. die Ehe) und Elternschaft lange Zeit nicht differenziert behandelt. Partnerschaft ging im Verweisungszusammenhang auf Familie in Elternschaft folgerichtig über. Tyrell und Herlth (1994) identifizieren für diese „Sehnschwäche“ der Familienforschung nicht zuletzt den Sprachgebrauch, der eine Einheits- und Ganzheitsuggestion von Partnerschaft und Familie befördert: „Man kann auch sagen: der Begriffsgebrauch lässt die Partnerschaft oder intime Zweierbeziehung in der Familie verschwinden [...]“ (4). Partner- und Elternschaft stehen aus unterschiedlichen Entwicklungen heraus heute in einem stärkeren Spannungsverhältnis, als dies ehemals für die stark institutionalisierten Ehen der Nachkriegsjahre galt: „Die Heterogenität von Partnerschaft und Elternschaft liegt heute offen zutage“ (ebd., 9). Es ist deshalb nicht nur vor dem Hintergrund der ansteigenden Pluralisierung kinderloser Privatheitsformen interessant Zweierbeziehungen als eigenständigen Gegenstand der Familiensoziologie zu beforschen, sondern kann gerade mit Blick auf Familiensysteme und ihre Konfliktlagen ertragreich sein. Was den Mitgliedern der Familie aus ihrer alltäglichen Wahrnehmung als Ganzes erscheint, greift tatsächlich als zwei zum Teil inkongruente Institutionen nicht immer geräuschlos ineinander und kann unterschiedliche Spannungsfelder erzeugen (Tyrell & Herlth, 1994), darunter insbeson-

32 Lenz & Böhnisch verwenden mit Hinweis auf den bereits besetzten Bedeutungsgehalt von „Partnerschaft“ den Begriff der Zweierbeziehung als eine vermeintlich weniger mit einem kulturellen Ideal aufgeladene Sammelkategorie (1997, 49 - 50). Dem möchte ich prinzipiell nicht widersprechen, m.E. trifft aber gerade der mit dem Begriff Partnerschaft verbundene Anspruch auf Egalität das gängige Beziehungsmuster gleichgeschlechtlicher Paare. Ich sehe darin keine analytische Vorwegnahme, sondern – ähnlich wie verschiedengeschlechtliche Paare sich mit dem Bedeutungsgehalt einer Ehe auseinandersetzen müssen – die Schlüsselfrage bei gleichgeschlechtlichen Paaren, wie die PartnerInnen mit der „Egalität“ in ihrer Beziehung (auf Ebene der Geschlechterrollen) umgehen. Die Gleichgeschlechtlichkeit macht das Paar zu PartnerInnen und eben nicht zu geschlechtskomplementär gedachten Gatten; eine Differenz der PartnerInnen müsste, da sie auf Ebene der Geschlechtsrolle nicht kulturell angelegt wurde, erst erzeugt werden.

dere in Aushandlungs- und Abstimmungsfragen des familialen Zeitbudgets (Künzler, 1994). Eine Betrachtung besonderer Merkmale und partnerschaftlicher Muster gleichgeschlechtlicher Paare ist für die folgenden Analysen deshalb aus zwei Perspektiven gewinnbringend:

Erstens bilden Partnerschaften in der Regel die Basis für Elternschaften. Welche Partnerschaftsmuster für einen manifesten Kinderwunsch des Paares und dessen Umsetzung relevant sind, ist besonders vor dem Hintergrund der Gleichgeschlechtlichkeit von Bedeutung, da hier – verglichen mit anderen Paaren – die assoziative Kopplung zur Elternschaft und Familiengründung geringfügiger ausgeprägt scheint. Unterschiedliche Fragen gilt es deshalb zu beantworten: Wie viele Paare finden wir im Feld gleichgeschlechtlicher Lebensformen überhaupt vor? In welchen Soziallagen leben sie? Welche Beziehungsideale und -muster sind für sie wichtig? Wie viele gleichgeschlechtlich orientierte Menschen haben einen Kinderwunsch und wollen diesen in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung auch umsetzen? Diese Fragen vor dem Übergang auf gleichgeschlechtliche Elternschaften zu untersuchen, wird bei der späteren Betrachtung der interviewten Pflegeelternpaare bedeutsam werden, um ihren besonderen Weg zur Elternschaft im Kontext gleichgeschlechtlicher Lebensformen nachvollziehen zu können.

Zweitens geht die Partnerschaft im Familienleben nicht vollständig auf, sie spielt im Miteinander der familialen Subsysteme eine, die Familie insgesamt stabilisierende, Sonderrolle, werden ihr doch wichtige und problematische Themen wie beispielsweise Sexualität oder finanzielle Probleme vorbehalten (Künzler 1994, 118). Zugleich können vormals etablierte Partnerschaftsmuster, wie bei gleichgeschlechtlichen Paaren häufig der hohe Wert einer egalitären Arbeitsteilung, in Spannungslagen zu familialen Aushandlungen im Zuge eines größeren Zeitmangels treten. Die Struktur der Partnerschaft transformiert sich also nicht einfach in die einer Elternschaft, sie bleibt als ein Subsystem der Familie bestehen, allerdings mit deutlichen Modifikationen in ihren Zeitressourcen und Funktionsbestimmungen.

Neben der in diesem und dem folgenden Kapitel getroffenen Unterscheidungsebene gleichgeschlechtlicher Partnerschaften zu den unterschiedlichen Formen gleichgeschlechtlicher Elternschaften (Kap. 3), tritt eine weitere aus mehreren Gründen plausible Unterscheidung

zwischen Frauen- und Männerpaaren: Zum einen aus forschungspraktischem Anlass, da viele Untersuchungen sich auf spezifische Subgruppen der Gesamtpopulation gleichgeschlechtlicher Lebensformen beziehen, bestimmte Aussagen deshalb nur auf eine der beiden Gruppen anwendbar sind. Es gibt m.E. aber auch gute inhaltliche Gründe dieses Differenzierungsmerkmal aufrecht zu erhalten; so ähneln sich zwar viele Phänomene gleichgeschlechtlicher Partner- und Elternschaft bei Frauen- und Männerpaaren, andererseits beeinflussen Aspekte der Geschlechtsidentität und -rolle die Verhaltensmuster der Paare. Man ist versucht anzunehmen, dass sie sogar „doppelt“ wiegen, haben wir es doch mit zwei Frauen respektive Männern zu tun (geschlechtsspezifische Sozialisierungseffekte könnten sich möglicherweise häufen). Einige geschlechtstypische Muster treten jedoch erst in einer Geschlechterdynamik in Erscheinung, in der Interaktion zwischen Mann und Frau. Soziale Skripte, wie eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft entlang von Geschlechtsrollen ausgeformt werden könnte, sind weit weniger verfügbar. Eine Überschätzung der Geschlechtstypizität wäre demgemäß ebenso ungeeignet.

Männer und Frauen haben ferner unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten zu gesellschaftlichen Ressourcen, ein bekanntes Beispiel hierfür sind die faktischen Lohnungleichheiten, die besonders in Deutschland groß sind.³³ Hier kann man in der Tat davon ausgehen, dass der „kleine Unterschied“ für das Paar doppelt wiegt – obgleich Männer- und Frauenpaare überdurchschnittlich gut mit sozioökonomischen Ressourcen ausgestattet sind.

So sehr sich die Vergleichsebene zwischen Männer- und Frauenpaaren aus den genannten Gründen anbietet und in dieser Arbeit aufgegriffen wird, darf sie allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich ebenfalls bei „Schwulen“ und „Lesben“ um hochgradig heterogene und diversifizierte Subgruppen handelt, die sich untereinander in ihren Beziehungsformen und in den Gestaltungen gleichgeschlechtlicher Elternschaften stark unterscheiden.

33 Nach OECD Daten verdienen vollzeitbeschäftigte Frauen in Deutschland durchschnittlich 21,6 Prozent weniger als ihre männlichen Kollegen. Der Schnitt für die anderen OECD Länder liegt bei einer Differenz von knappen 16 Prozent. Quelle: www.oecd.org/berlin/presse/dergroeunter-schiedfrauenindeutschland-verdieneneinfunttelwenigeralsmanner.html (14.03.2013).

Wenn im Folgenden von gleichgeschlechtlichen Paaren und Partnerschaften gesprochen wird, ist die Gesamtgruppe der Paare damit gemeint, werden hingegen partikulare Untersuchungsergebnisse übernommen, die nur für eine bestimmte Gruppe aussagekräftig sind, so ist von Frauen-respektive Männerpaaren bzw. bei allstehenden Menschen von gleichgeschlechtlich orientierten Frauen respektive Männern die Rede.

2.1 Gleichgeschlechtliche private Lebensformen

Eine erste großangelegte Erhebung zu den Wohn- und Lebensformen gleichgeschlechtlich orientierter Menschen in Deutschland wurde von Buba & Vaskovics (2001) im Rahmen einer Studie für das Bundesministerium der Justiz im Vorfeld der geplanten Einführung des Lebenspartnerschaftsgesetzes (LPartG) durchgeführt. Dabei handelt es sich um eine inhaltlich umfassende Befragung, die über Aspekte der rechtlichen Situation und Fragen der Diskriminierung hinaus, die mehr als 3000 befragten Menschen (1463 Schwule und 1589 Lesben) zu unterschiedlichen Themen befragt hat. Buba (2003) nutzt diese Daten für eine Analyse der Partnerschaftsideale und Lebensformen von gleichgeschlechtlich orientierten Menschen, auf die ich mich bezüglich der Verbreitung der unterschiedlichen gleichgeschlechtlichen Lebensformen im Folgenden beziehen werde. Seine Ausführungen zu den Partnerschaftsidealen gleichgeschlechtlich orientierter Männer und Frauen sollen in einem späteren Abschnitt (2.4) thematisiert und neben anderen Befunden eingeordnet werden.

Zur Verbreitung von Paarbeziehungen zeigt sich in der Studie, dass drei Viertel der Befragten in einer Beziehung leben; 40% führen einen gemeinsamen Haushalt während 30% ein sog. „Living-Apart-Together“³⁴ praktizieren. Unabhängig davon empfinden 75% der Paare ihre Beziehung als „eher lose“. Ein Viertel der Befragten ist alleinstehend, wobei nur 6% „überzeugte Singles“ sind, also angegeben haben, dass sie sich

34 Dies meint, dass die Partner jeweils eigene Haushalte haben, ohne dass dies zwingend erwerbsbedingt begründet ist.

(momentan) keine Partnerschaft wünschen – der Rest der Alleinstehenden wünscht sich indessen eine Beziehung (Buba, 2003).

Gleichgeschlechtlich orientierte Frauen haben deutlich häufiger eine Partnerschaft als gleichgeschlechtlich orientierte Männer und leben auch häufiger mit der Partnerin zusammen, obschon sich die befragten Männer einen Partner ebenso wünschen. Buba (2003) bemerkt hierzu allerdings, dass diese Unterschiede „kaum als Hinweis auf grundsätzlich unterschiedliche Lebenskonzepte von Lesben und Schwulen gewertet werden“ können (90). Ursachen sieht Buba vielmehr in womöglich allgemein größeren Schwierigkeiten für gleichgeschlechtlich orientierte Männer einen Partner zu finden sowie in dem jüngeren Lebensalter der befragten Männer: 37% der Männer aber nur 30% der befragten Frauen waren unter 30 Jahre alt – „Für diese Lebensphase der Postadoleszenz lassen sich ähnliche Unterschiede auch bei heterosexuellen Männern und Frauen belegen“ (2003, 90). Vergleicht man die Altersgruppen untereinander, verringern sich bei gleich- und verschiedengeschlechtlich orientierten Menschen geschlechtsspezifische Besonderheiten mit zunehmendem Alter der Befragten.

Buba (2003) fasst die Befunde zu den Lebensformen in seinem Fazit so zusammen, dass sich bei gleichgeschlechtlich orientierten Menschen keine grundsätzlichen Unterschiede in den realisierten Beziehungsformen und Lebenskonzepten äußerten. Besonderheiten, wie ein häufigeres Alleinleben³⁵ oder relativ zahlreiche „Living-Apart-Together“-Beziehungen, führt er vornehmlich auf Effekte der Altersstruktur der Befragten zurück.

Unter den gleichgeschlechtlichen Lebensformen sind nun für diese Arbeit (mit dem Blick auf gleichgeschlechtliche Pflegeeltern) besonders jene Paare interessant, die in einem gemeinsamen Haushalt leben. Denn „Familienzusammengehörigkeit disponiert zum Zusammenwohnen, zu gemeinsamer Haushaltsführung, zu gemeinsamen Wirtschaften und ›Fürsorgebeziehungen‹“ (Tyrell 1988, 147). Einer Lebensgemeinschaft muss

35 Etwa die Hälfte aller befragten Frauen und Männer leben unabhängig von einer Beziehung alleine. Dies liegt deutlich über dem Bevölkerungsdurchschnitt. Ein Vergleich von Wohn- und Beziehungsformen zu verschiedengeschlechtlichen Paaren ist aber grundsätzlich schwierig, da hier keine vergleichbaren Daten vorliegen (Buba 2003, 90).

zwar keine Familiengründung folgen (tatsächlich ist der Großteil gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften kinderlos), dem Familienleben geht aber in der Regel ein Zusammenleben voraus, denn das Zusammenleben und -wirtschaften entzieht die Lebensform beliebiger Kündbarkeit und erzeugt im höherem Maß soziale Nähe und Dichte, welche konstitutiv für die in der Familie typischen Solidaritätsimperative sind. Durch diese Betrachtung fallen allerdings die für das Feld gleichgeschlechtlicher Paare scheinbar wichtigen „Living-Apart-Together“-Beziehungen³⁶ (30% der Paarbeziehungen; Buba 2003) aus der Sicht auf die Paare raus. Der eingangs aufgestellten Lesart zunehmender Selektionseffekte im Zuge von Statuspassagen zwischen gleichgeschlechtlichen privaten Lebensformen folgend (Kap. 1.4), gehe ich davon aus, dass Übergänge zwischen dem breiteren Feld gleichgeschlechtlicher Beziehungen hin zu gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften nicht nur Übergänge zwischen den Lebensaltern und einer entsprechend anderen Beziehungsreife markieren, sondern (erneut) mit einer Selektion durchschnittlich höher gebildeter und mit mehr sozioökonomischen Ressourcen ausgestatteter Personen verbunden ist. In der Haushaltgründung drückt sich für das Paar die Stabilität der Beziehung sowie ein deutliches Bekenntnis zur gleichgeschlechtlichen Lebensform gegenüber dem sozialem Umfeld aus, sozusagen ein „zweites Coming-Out“ des Paares:

„Bei den homosexuellen Paaren markiert die Gründung eines gemeinsamen Haushalts einen entscheidenden Punkt der Institutionalisierung der Paarbeziehung.“ (Maier 2008, 237)

Die Beziehung erhält mit der Lebensgemeinschaft deutlicher Form und Ort, sie ist dadurch stärker exponiert. Das wird in zeithistorischer Sicht deutlich, galt doch gerade ein gleichgeschlechtliches Zusammenleben

36 Buba (2003) gibt zu bedenken, ob es sich bei dem „Living-Apart-Together“-Beziehungen in der Tat um eine „Gesellschaftlich veranlasste“ präferierte Lebensform von gleichgeschlechtlich orientierten Menschen handelt oder ob sich in den erhobenen Daten eher eine vorweggenommene gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu alternativen Beziehungskonzepten – ebenso unter jungen verschiedengeschlechtlichen Paaren – dokumentiert (90 - 91).

lange als sittenwidrig.³⁷ Mit der Begründung eines gemeinsamen Haushaltes gehen gleichgeschlechtliche Paare – ob intendiert oder nicht – einen weiteren Schritt in Richtung Sichtbarkeit, was sich ebenfalls darin ausdrückt, dass sie als Lebensgemeinschaft von der amtlichen Statistik erfasst werden können.

2.2 Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften

Eine für Deutschland zentrale demografische Quelle über gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften ist die jährliche bundesweite Querschnittserhebung der statistischen Landesämter und des statistischen Bundesamtes: der Mikrozensus. An diesem ist 1% der deutschen Privathaushalte beteiligt, das entspricht einer Erhebung an mehr als 800.000 Personen.³⁸

Seit 1996 wird im Mikrozensus die Frage nach einem Lebenspartner im Haushalt geschlechtsneutral gestellt, wodurch es erstmals möglich wurde, auf die Anzahl gleichgeschlechtlicher Paare unter den Lebensgemeinschaften³⁹ zu schließen, in dem man die Variablen „Geschlecht“ und „Familienstand“ berücksichtigt. Nach der sexuellen Orientierung der Haushaltspersonen wird explizit nicht gefragt, die Beantwortung der Frage nach einem Lebenspartner ist zudem freiwillig.⁴⁰ Man kann diese Berechnung deshalb als untere Grenze interpretieren. Die obere Grenze

37 Erst 1984 entschied der Bundesgerichtshof zum Mietrecht, dass sich „eine allgemeingültige Auffassung, wonach das Zusammenleben unverheirateter Personen gleichen oder verschiedenen Geschlechts zu zweit in einer eheähnlichen Gemeinschaft sittlich anstößig sei, heute nicht mehr feststellen lasse“ (BGHZ 92, 213, 219; Entnommen aus der Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebenspartnerschaft> (19.03.2013)).

38 Die Stichprobe gleichgeschlechtlicher Paare an der Erhebung ist – absolut gesehen – dennoch klein, Verteilungen können entsprechend stärker statistischen Verzerrungen unterliegen.

39 Da nur Personen im Haushalt des Befragten erfasst werden, können Paare mit jeweils eigenen Haushalten („Living-Apart-Together“) sowie alleinlebende gleichgeschlechtlich orientierte Menschen und Elternteile durch den Mikrozensus nicht erfasst werden.

40 Im Zeitvergleich ist deshalb zu berücksichtigen, dass sich die Antwortbereitschaft in der Bevölkerung verändert haben kann. Zudem ist der Begriff der „Lebenspartnerschaft“ durch die 2001 eingeführte Rechtsregelung der eingetragenen Lebenspartnerschaft (LPartG) belegt, weshalb die Abfrage missverstanden und damit nicht institutionalisierte Partnerschaften unterrepräsentiert sein könnten (vgl. Eggen 2010; Eggen & Rupp 2011).

bildet die Hochrechnung des statistischen Bundesamtes, bei der alle Haushaltsbezugspersonen von Zweifamilienhaushalten mit familienfremden Personen ausgezählt werden.⁴¹ Die Anzahl liegt hier in der Regel dreimal so hoch.⁴²

Im Folgenden werde ich mich nur auf die untere Grenze, also Personen, die eine Partnerschaft zu einem gleichgeschlechtlichen Mitglied des Haushaltes offengelegt haben und damit eindeutig als Paare identifizierbar sind bzw. sein wollen,⁴³ beziehen.

Seit der 1996 im Mikrozensus eingeführten Erfassungsmöglichkeit gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften kann man einen stetigen Anstieg dieser Lebensform in den Erhebungen beobachten (siehe Abb. 5). Waren es 1996 insgesamt über 38.000 Lebensgemeinschaften, sind es 2008 bereits über 70.000. Dieser Anstieg steht vermutlich in Verbindung mit einer steigenden Akzeptanz von Homosexualität in der Bundesbevölkerung und kann auf eine sich erhöhende Bereitschaft gleichgeschlechtlicher Paare hindeuten, ihre Partnerschaft bei der Befragung offenzulegen sowie allgemein auf eine zunehmende Präferenz gleichgeschlechtlicher Lebensformen. Gegenüber zu diesem Zeitpunkt (2008) 18,5 Millionen ehelichen und 2,5 Millionen nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften verschiedenergeschlechtlicher Paare, bilden gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit 3 von 1.000 Paaren nichtsdestotrotz eine deutliche Minderheit (Eggen & Rupp, 2011).

Auffällig an den Verteilungen ist der höhere Anteil von Männerpaaren an gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften, was vor dem Hintergrund der Erkenntnisse einiger Studien (z.B. Buba, 2003) verwundern könnte, da in diesen gleichgeschlechtlich orientierte Frauen deutlich häufiger eine Paarbeziehung als gleichgeschlechtlich orientierte Männer aufwei-

41 Darunter fallen dann auch einige gleichgeschlechtliche Mitbewohner, zu denen keine Partnerschaft besteht.

42 Für das Jahr 2008 ergab die Untergrenze 69.600 Paare, die Obergrenze der Hochrechnung lag bei 180.000 Paaren (Eggen & Rupp, 2011).

43 Rupp & Eggen (2011) verweisen darauf, dass hinsichtlich des Dunkelfeldes gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften zwei systematische Verzerrungen anzunehmen sind, da erstens jüngere Personen sich eher zu ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung bekennen und zweitens die Bereitschaft zum Offenlegen dieser mit dem Bildungsabschluss ansteigt: „Somit könnten ältere Menschen und/oder solche mit niedrigen Bildungsabschlüssen in den Datenbasen unterrepräsentiert sein“ (25).

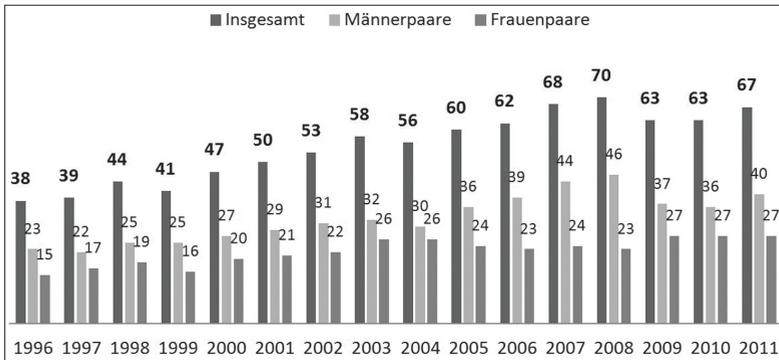


Abb. 5: Anzahl der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften in Deutschland (in 1.000)

Quelle: Statistisches Jahrbuch 2012, Kapitel 2.6.10

sen und auch häufiger mit ihrer Partnerin zusammenleben. Der höhere Anteil an Männerpaaren in der Gesamtheit der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften lässt sich sehr wahrscheinlich auf eine allgemein höhere Verbreitung von Homosexualität bei männlichen Erwachsenen zurückführen⁴⁴ (siehe Kap. 1.2).

Neben den Häufigkeitsverteilungen lassen sich Dank des breiten Merkmalkataloges, der durch den Mikrozensus an den Haushalten erhoben wird, einige strukturelle Analysen über charakteristische Merkmale und Vergleiche zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Paaren anstellen. Zudem können wegen der regelmäßigen Erhebungen vereinzelt Entwicklungen aufgezeigt werden. Die folgenden Erörterungen beziehen sich auf die Gesamtgruppe gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften und sind den Auswertungen von Eggen (2010) entnommen, die sich zuvorderst auf die Erhebung des Mikrozensus 2007 beziehen und wegen ihrer Tendenzaussagen – aufgrund der teilweise unsicheren Datenbasis – auf konkrete Prozentangaben verzichten.

44 Aus dem Anteil gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften können jedoch keine Rückschlüsse auf den Anteil gleichgeschlechtlich orientierter Menschen an der Gesamtbevölkerung gezogen werden.

Im Durchschnitt sind die Partner in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften gegenüber verschiedengeschlechtlichen nicht ehelichen Lebensgemeinschaften (der Einfachheit halber im Nachfolgenden mit „NEL“ abgekürzt) etwas älter (40 zu 37 Jahren), allerdings sind beide Paarformen durchschnittlich deutlich jünger als Ehepartner (53 Jahre). Eggen vermutet hinter dem etwas höheren Alter der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften biografische Ursachen, die mit teilweise länger andauernden Wegen zur offen gelebten Paarbeziehung, dem Coming-Out und einem Bekennen zur gleichgeschlechtlichen Beziehung verbunden sein könnten – dies trifft allerdings stärker auf die älteren Generationen gleichgeschlechtlich orientierter Menschen zu (ebd., 45). Wie im ersten Kapitel unter Besonderheiten gleichgeschlechtlicher Lebensformen eingeführt, wohnen gleichgeschlechtlich orientierte Menschen eher städtisch (wobei Groß- und Universitätsstädte bevorzugt werden): „Fast jede zweite gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft wohnt in Städten mit mehr als 200.000 Einwohnern, jede dritte sogar in Städten mit über 500.000 Einwohnern“⁴⁵ (ebd., 46). Hierfür können moderne mobile Erwerbsformen wie auch ein stärker individualistisches Stadtleben bedeutsam sein. Sie verfügen ferner über ein überdurchschnittliches formales Bildungsniveau, das sich zumeist in höheren sozio-ökonomischen Ressourcen niederschlägt. Knapp die Hälfte der PartnerInnen verfügt über eine Hochschulreife (allgemein oder fachgebunden), jeweils ein Viertel hat einen Real- bzw. Hauptschulabschluss. Eggen benennt für die überdurchschnittlichen⁴⁶ Abschlüsse zwei mögliche Ursachen:

„Erstens, Personen mit höheren Bildungsabschlüssen sind eher aus traditionellen Normen herausgelöst und bereit, nicht eheliche Partnerschaften einzugehen. Zweitens, sie sind wohl eher fähig und bereit ihre homosexuelle Identität auszubilden und bekennen sich wohl eher zu ihrer sexuellen Orientierung, dies nicht nur privat, sondern auch öffentlich, etwa in einem Interview.“ (2010, 46)

45 Zum Vergleich: lediglich jedes achte Ehepaar und jede fünfte NEL leben in einer Stadt mit mehr als 500.000 Einwohnern (Eggen 2010).

46 Zum Vergleich: nur jede/r fünfte EhepartnerIn und jede/r dritte PartnerIn einer NEL verfügt über eine allgemeine oder fachgebundene Hochschulreife (Eggen 2010).

Es ist anzunehmen, dass aus denselben Gründen das Bildungsniveau von Paaren, insbesondere wenn deren Partnerschaft durch ein Zusammenwohnen und/oder deren Institutionalisierung (eingetragene Lebenspartnerschaft) stärker etabliert ist, gegenüber allein und ggf. nicht offen gleichgeschlechtlich orientiert lebenden Menschen höher ist. Das hohe Bildungsniveau gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften spiegelt sich in hohen Berufsabschlüssen wider, so hat jeder vierte eine Hochschul- oder Fachhochschulausbildung – dagegen nur jeder siebte Partner einer verschiedengeschlechtlichen NEL (ebd., 46). Die durchschnittlich höheren Schul- und Berufsabschlüsse sind mit entsprechenden beruflichen Stellungen und einem höheren Einkommen verbunden. Von den erwerbstätigen PartnerInnen sind zwei Drittel Angestellte, jede/r Zehnte ist Arbeiter und jede/r Sechste ist selbstständig – damit sind PartnerInnen in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften häufiger Angestellte und seltener Arbeiter als PartnerInnen von NEL. Beim Einkommen gibt es folgerichtig ebenfalls überdurchschnittliche Mittel:

„Ein Fünftel der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften verfügt über ein monatliches Nettoeinkommen von mindestens 4.000 €; das durchschnittliche Einkommen der Lebensgemeinschaft beträgt 2.900 €. Die Nettoeinkommen gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften liegen damit über den Einkommen der verschiedengeschlechtlichen Paare (2.500 €).“ (Eggen 2010, 48)

An den demografischen Daten des Mikrozensus über gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften lassen sich also die miteinander in Verbindung stehenden Merkmale formale Bildung, Stellung im Berufsleben und Einkommen, als charakteristischerweise überdurchschnittlich gegenüber verschiedengeschlechtlichen Ehepaaren und nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften identifizieren. Dieser Befund verifiziert sich an vielen Studien und anderen Erhebungen an homosexuellen Bevölkerungsgruppen, die zu vergleichbaren Ergebnissen, insbesondere im Hinblick auf die formale Bildung der Befragten, gelangen. Wie im ersten Kapitel erörtert, werden höchstwahrscheinlich Selektionseffekte für die überdurchschnittlichen Ressourcenlagen gleichgeschlechtlich orientierter Menschen und Paare ursächlich sein. Homosexualität als gesamtgesell-

schaftliches Phänomen, als Sexual- bzw. Lebenspraxis, wird sich dem entgegen nicht auf spezifische Bevölkerungsgruppen begrenzen, jedoch ist davon auszugehen, dass bestimmte Schichten und Milieus eher dazu in der Lage sind, eine von der Heteronormativität abweichende private Lebensform zu wählen als andere, denen möglicherweise Ressourcen zur Freisetzung aus tradierten Strukturen fehlen.

2.3 Gleichgeschlechtliche Paare mit eingetragener Lebenspartnerschaft

Seit dem 1. August 2001 ist es nach dem Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft⁴⁷ (kurz Lebenspartnerschaftsgesetz – LPartG) möglich, dass gleichgeschlechtliche Paare ihre Beziehung rechtlich institutionalisieren und registrieren lassen können. Das Rechtsinstitut der Lebenspartnerschaft kann als ein Meilenstein in der sich fortentwickelnden Legitimierung und Legalisierung gleichgeschlechtlich orientierter Lebensformen gesehen werden, ihm gingen die Änderungen und letztliche Aufhebung des Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches (1969, 1973 und 1994) und damit eine Entkriminalisierung von Homosexualität sowie unterschiedliche Gerichtsurteile darüber, dass eine gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft keinen „ehrlösen und unsittlichen Lebenswandel“⁴⁸ darstelle, voraus.

47 Diverse Daten über Entwicklungen und Quellen über Gerichtsurteile wurden der Wikipedia entnommen: <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebenspartnerschaft> (18.03.2013). Besonders für aktuelle und hochfrequentierte Artikel der Wikipedia ist die Annahme plausibel, dass diese einer hohen Kontrolle unterliegen und einer entsprechend hohen Güte der Aussagen und Quellen nachkommen.

48 So stellte beispielsweise das Oberlandesgericht Hamburg 1988 im Rahmen einer Prüfung, ob ein Vater seinem homosexuellen Sohn den erbrechtlichen Pflichtteil entziehen kann, fest, dass „in unserer Gesellschaft eine Vielzahl von Personen lebt, die ungeachtet ihrer Homosexualität ein sozial akzeptiertes Leben führen“, und bestätigte, dass das Zusammenleben in einer gleichgeschlechtlichen Dauerbeziehung keinen „ehrlösen und unsittlichen Lebenswandel“ begründet (Entnommen aus Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebenspartnerschaft> (18.03.2013); Quelle: OLG Hamburg, NJW 1988, 977).

Die eingetragene Lebenspartnerschaft ist eine eheähnliche⁴⁹ Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare,⁵⁰ die in ihren Rechtsfolgen für das Paar und möglicherweise in der Lebensgemeinschaft aufwachsende Kinder, der Ehe größtenteils nachgebildet wurde. Sie kann nahezu zu den gleichen Voraussetzungen⁵¹ zulässig begründet werden. Bis heute wird jedoch das Ungleichgewicht zwischen hinzutretenden Rechten und Pflichten für die PartnerInnen bzw. die Ungleichbehandlungen zur Ehe kritisiert. So hat es in der Folge diverse Ergänzungen⁵² und Änderungsinitiativen zu Gleichstellungen in unterschiedlichen – vor allem steuerrechtlichen – Bereichen gegeben. Neben Meinungs- und Machtverschiebungen zwischen und auch innerhalb der politischen Parteien, spielten bis in die jüngste Vergangenheit Gerichtsurteile immer wieder eine zentrale Rolle für Entwicklungsbewegungen, da bestehenden Ungleichbehandlungen die Rechtsgültigkeit und damit die Legitimation entzogen wurde. So hat das Verfassungsgericht zuletzt auf eine Prüfung des Verbotes einer sog. sukzessiven Adoption durch Lebenspartner am 19. Februar 2013 entschieden:

„Leben eingetragene Lebenspartner mit dem leiblichen oder angenommenen Kind eines Lebenspartners in sozial-familiärer Gemeinschaft, bilden sie mit diesem eine durch Art. 6 Abs. 1 GG geschützte Familie im Sinne des Grundgesetzes“. (Leitsätze zum Urteil des Ersten Senats vom 19. Februar 2013, Pkt. 3)⁵³

Dies impliziert insofern eine bedeutsame Veränderung, da eingetragene Lebenspartnerschaften ohne Kinder, anders als Ehen, nicht durch das Grundgesetz (Besonderer Schutz von Ehe und Familie; Artikel 6

49 Umgangssprachlich deshalb häufig „Homo-Ehe“ genannt.

50 Für verschiedengeschlechtliche Paare ist weiterhin ausschließlich die Ehe als Form der Lebenspartnerschaft vorgesehen.

51 Anders als die Ehefähigkeit tritt die Fähigkeit zur Lebenspartnerschaft erst mit der Volljährigkeit ein (§ 1 Abs. 3 Nr. 1 LPartG).

52 Besonders erwähnenswert ist das Inkrafttreten des Gesetzes zur Überarbeitung des Lebenspartnerschaftsrechtes vom 1. Januar 2005, da mit diesem u. a. die Stiefkindadoption ermöglicht wurde.

53 Online unter: http://www.bundesverfassungsgericht.de/entscheidungen/l20130219_bvl000111.html

Absatz 1 GG) geschützt sind.⁵⁴ Ihr Rechtsstatus wird vom Gesetzgeber erteilt und kann von diesem entsprechend wieder aufgehoben werden. Das Verfassungsgericht sieht in dem Verbot einer sukzessiven Adoption in seinem Urteil zudem das Recht auf Gleichbehandlung sowohl für die betroffenen Kinder als auch die betroffenen LebenspartnerInnen verletzt. Entsprechende Gesetzesänderungen in dem besonders umstrittenen Bereich des Adoptionsrechtes eingetragener Lebenspartnerschaften sind zu erwarten. Auf die (veränderte) Situation im Adoptionsbereich wird im folgenden Kapitel unter der Perspektive möglicher Wege zur gleichgeschlechtlichen Elternschaft genauer Bezug genommen werden (Kap. 3.3). Neben dem Adoptionsrecht bildeten vor allem steuerrechtliche Gleichstellungen Grundlagen für politische Diskurse über Unterschiede zur Ehe. Mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 7. Mai 2013 und dessen Bestätigung durch Bundestag und Bundesrat ist ein Ehegattensplitting auch für eingetragene LebenspartnerInnen möglich geworden. Eine steuerliche Gleichstellung ist damit erreicht.

Seit 2006 werden eingetragene Lebenspartnerschaften ebenfalls im Mikrozensus erfragt, dabei ist von 2006 bis 2011 ein stetiger Anstieg der eingetragenen Partnerschaften zu beobachten (Abb. 6).

Der Anteil der eingetragenen Partnerschaften an den Lebensgemeinschaften gleichgeschlechtlicher Paare insgesamt hat sich dabei seit 2006 von knapp 12.000 (19%) zu 2011 auf 27.000 (40%) mehr als verdoppelt⁵⁵ (Abb. 7).

Wie bereits erwähnt, ist es für die nur noch relativ kleine Datenbasis der Lebenspartnerschaften im Mikrozensus schwieriger verlässliche Aussagen zu treffen. Allerdings lassen sich dennoch bestimmte Charakteristika gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften hier verstärkt beobachten. So sind Lebenspartnerschaften etwas älter als gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften im Allgemeinen und sogar jede zweite lebt in einer Großstadt mit über 500.000 Einwohnern (Eggen 2010, 48). Auch die Statuspassage zur Institutionalisierung der Beziehung geht mit einer erneu-

54 Begründung hierfür ist für das Verfassungsgericht, dass das Wesensmerkmal der Ehe, im Sinne der Verfassung, die Verschiedengeschlechtlichkeit sei.

55 Zum Vergleich: 2011 lebten zwischen 55 - 60% aller Männer und Frauen im Alter zwischen 27 und 59 Jahren in Ehegemeinschaften (Quelle: Statistisches Jahrbuch 2012).

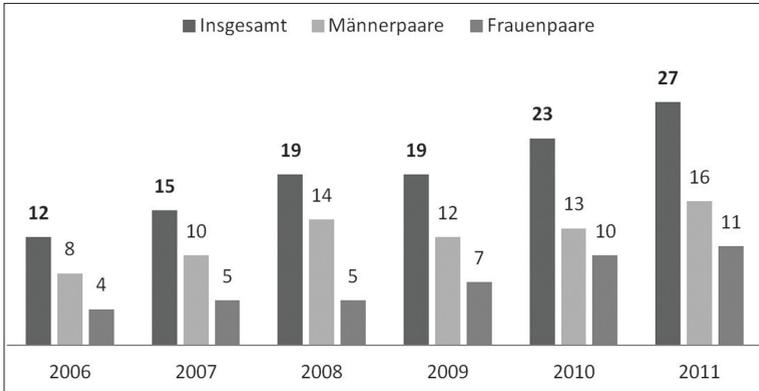


Abb. 6: Eingetragene Lebenspartnerschaften in Deutschland (in 1.000)
Quelle: Statistisches Bundesamt

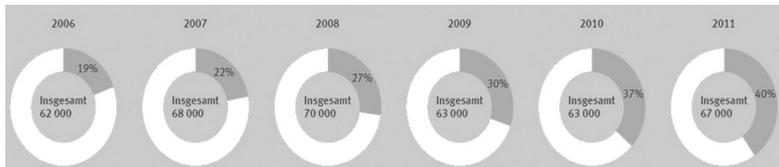


Abb. 7: Anteil eingetragener Lebenspartnerschaften an allen gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften (2006 – 2011)
Entnommen aus: Statistisches Jahrbuch 2012, Kapitel 2.6.10; Schaubild Eingetragene Lebenspartnerschaften

ten Bildungsselektion und entsprechend größeren sozioökonomischen Ressourcen der Paare einher: Es finden sich noch mehr PartnerInnen mit (allgemeiner oder fachgebundener) Hochschulreife (für 2008: 51% zu 47% bei allen gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften) sowie mit höheren Berufsabschlüssen (für 2008: 30% zu 26% Hochschul- oder vergleichbare Abschlüsse). Eingetragene Lebenspartnerschaften sind zudem die Lebensform mit dem höchsten durchschnittlichen Nettoeinkommen in Deutschland (Eggen 2010, 48).

Etwas seltener als bei den anderen gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften sind beide PartnerInnen erwerbstätig, etwas häufiger nur einer. Letzteres und die zusätzliche rechtliche Absicherung, welche die Lebenspartnerschaft möglichen Kindern bietet, nehmen Rupp und Eggen (2011) als Hinweise darauf, dass Lebenspartnerschaften wahrscheinlich einen höheren Familienanteil aufweisen als gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften allgemein (29).

Amtliche Zahlen über „Scheidungsquoten“, im Sprachgebrauch der Lebenspartnerschaften müsste es richtigerweise um Auflösungen gehen, gibt es bislang nicht. Auf eine Anfrage im Vorfeld meiner Arbeit an das statistische Bundesamt wurde mir dazu Folgendes mitgeteilt:

„Derzeit gibt es (noch) keine gesetzliche Regelung, die den statistischen Nachweis von eingetragenen Lebenspartnerschaften sowie ihre Auflösung in der Bundesstatistik anordnet. Daher können wir Ihre Fragen auch leider nicht beantworten. Allerdings wird dies von der Bundesstatistik bei der anstehenden Novellierung des Bevölkerungsstatistikgesetzes durch das BMI vorgesehen. Eine Realisierung wird bis Ende 2012 angestrebt. Somit sind erste Veröffentlichungen 2015 angestrebt.“

(Antwort auf meine Anfrage vom 21. November 2012)

Verlässliche Daten über die Beständigkeit der geschlossenen Lebenspartnerschaften zu erhalten, wäre aus unterschiedlichen Gründen interessant. Man könnte die Fragstellung verfolgen, ob oder inwieweit Lebenspartnerschaften ähnliche Verläufe wie Ehen nehmen und wo es womöglich Besonderheiten gibt. Zugleich könnten solche Zahlen gegebenenfalls die in weiten Teilen der Bevölkerung immer noch verankerte Ansicht, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen eher von Kurzlebigkeit geprägt seien, in Zweifel ziehen.

Das Modell der Lebenspartnerschaft, als weitgehend eheähnliches und der Ehe immer weiter angeglichenes Rechtsinstitut, beschreibt nur einen möglichen Weg der Institutionalisierung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. In Europa gibt es neben diesem den zivilrechtlichen Beistandsvertrag, der in Frankreich für verschieden- und gleichgeschlechtliche Paare zugänglich ist (Pacte civil de solidarité), während andere Länder sogar die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare „geöffnet“ haben (so z.B. die

Niederlande, Belgien, Spanien u.a.)⁵⁶ (Lautman 2011). Eine solche Öffnung der Ehe ist zukünftig auch für Deutschland nicht unwahrscheinlich,⁵⁷ gibt doch das Bundesverfassungsgericht in einem Beschluss von 1993 bereits den Hinweis, dass eine Öffnung der Ehe in Betracht komme, wenn die Bevölkerung hier einen Bewusstseinswandel erkennen lasse. Durch die Lebenspartnerschaft könnte sich die Rechtsauffassung in der Bevölkerung ändern, so dass eine Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare dann zulässig wäre.⁵⁸ Nach Lautmann (2011) sieht ohnehin „die Bevölkerung [...] immer seltener einen Unterschied zwischen homo- und heterosexueller Beziehung; zumindest im Alltag urbaner gebildeter Milieus gelten Verpartnerte als „verheiratet“ (197). Ob und inwieweit dieser kulturelle Sprung in Deutschland tatsächlich vollzogen wird bleibt abzuwarten. Das Rechtsinstitut der eingetragenen Lebenspartnerschaft hat in Deutschland sicherlich zur Sichtbarkeit von gleichgeschlechtlichen Zweierbeziehungen und deren Anerkennung beitragen. Der hohe und steigende Anteil von Lebenspartnerschaften an den gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften im Mikrozensus kann als Zuspruch einer breiter werdenden Gruppe von Paaren gelesen werden, die ihrer Beziehung einen rechtsgültigen Status verleihen wollen. Zugleich kommen „die Errungenschaften der Gleichstellungspolitik [...] unmittelbar nur den partnerschaftlich Orientierten zugute, und das sind bei weitem nicht alle Homosexuellen“ (Lautmann 2011, 194). Es gibt durchaus kritische Stimmen, welche eine mögliche Kolonialisierung der gleichgeschlechtlich orientierten Lebenswelten durch bürgerliche Normen transportierende, ehe-ähnliche Partnerschaftsformen befürchten. Lautmann bemerkt dazu:

56 Es ist nicht zu übersehen, dass in Europa und anderen Teilen der Welt sich zum Thema der Eheschließung gleichgeschlechtlicher Paare zurzeit eine rasante Entwicklung vollzieht, deren Aktualität eine wissenschaftliche Arbeit kaum nachkommen kann. So stimmten 2012 mit Großbritannien und Frankreich die Parlamente zweier großer europäischer Staaten – wenn auch zum Teil unter Protesten – für eine Öffnung der Ehe.

57 Genaugenommen gibt es bereits heute in Deutschland Ehen zwischen zwei Menschen gleichen Geschlechts, so bleibt „eine Transfrau, die bislang als Mann mit einer Frau verheiratet (gewesen) ist, [...] dies auch nach ihrer Statuspassage (nach neuester Rechtsprechung)[...]“ (Lautmann 2011, 190).

58 Aus der Wikipedia entnommen: <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebenspartnerschaft> (20.03.2013). Auch Lautmann (2011) stellt mit Bezug auf die Äußerungen des Verfassungsgerichtes fest: „Es ist nicht verboten, das Eheinstitut zu öffnen oder die eherechtlichen Vorschriften in anderen Partnerschaftsgesetzen abzubilden“ (193).

„Eine staatliche Sanktion für die gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft bringt nicht nur Privilegien (und Pflichten sowieso). Sie bringt auch so etwas wie Aufsicht. Bei den irgendwann anstehenden Rechtskonflikten müssen die internen Verhältnisse offen gelegt werden. Die Konflikt-schlichtung enthält immer auch Elemente der Bewertung und Kontrolle. Damit sind Empfindlichkeiten berührt, die auf einer bitter erfahrenen Repressionsgeschichte beruhen.“ (2011, 193)

Mit einer zunehmenden Institutionalisierung und einer damit wahrscheinlich verbundenen gesellschaftlichen Normalität gleichgeschlechtlicher Partnerschaften ist jedoch anzunehmen, dass solche Konfliktlinien verschwinden werden. Inwiefern die Deutungen der bürgerlichen Ehe in Beziehungsmuster gleichgeschlechtlicher Partnerschaften einfließen – oder auch nicht, ist dessen ungeachtet eine spannende Frage: Kommt der Lebenspartnerschaft tatsächlich eine der Ehe ähnliche Bedeutung zu? Inwieweit prägen die heteronormativen Gesellschaftsstrukturen Paaridentitäten gleichgeschlechtlich orientierter Menschen? Gibt es nennenswerte Unterschiede oder doch vielmehr Gemeinsamkeiten zwischen den Beziehungsmustern verschieden- und gleichgeschlechtlicher Paare? Diese Fragen sollen entlang der vorhandenen empirischen Befunde im Folgenden diskutiert werden.

2.4 Partnerschaftsideale und Paaridentitäten

Gleichgeschlechtliche Partnerschaftsformen haben in den letzten Jahrzehnten eine rasante Entwicklung genommen. Von einem bis in die 1970er Jahre hinein durch Kriminalisierung erzwungenen Unentdecktbleiben-Müssen, zu der möglichen Registrierung einer Partnerschaft seit 2001 und der heute prominenten Diskussion um gleichgeschlechtliche Elternschaften, haben sich nicht nur die gesellschaftlichen Umstände für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen verändert, sondern auch ihre Möglichkeiten der Ausgestaltung, Offenlegung sowie sozialen Einbettung und nicht zuletzt die Qualität der Partnerschaft. Die Partnerschaft gewinnt für ein gleichgeschlechtliches Paar dadurch heute eine Verbindlichkeit, die früher unvorstellbar war:

„Noch vor dreißig Jahren wurde nicht so gedacht. Man war ‚fest befreundet‘ oder nicht, und dies bedeutete bei weitem keine so enge Verflechtung, wie sie die gleichgeschlechtliche Partnerschaft heute als Regelfall anbietet.“ (Lautmann 2011, 189)

Es darf deshalb nicht verwundern, dass ältere Studien zunächst auf die hohe Bedeutung sexueller Anziehung zwischen den „PartnerInnen“ aufmerksam machten. Mit Bezug auf Dannecker & Reiche (1974) stellt Lautmann fest:

„Damals galt sexuelle Anziehung als Alpha und Omega der Beziehung [...]; heute hingegen bildet Sexualität eine unter zahlreichen Bindungen, von welchen eine Partnerschaft getragen wird. Die Beziehung hat sich zu einem zwischenmenschlichen Verhältnis von eigener Art stilisiert.“ (2011, 189)

Welcher Art ist dieses zwischenmenschliche Verhältnis einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft für Männer- und Frauenpaare heute? Aktuellere Studien (Buba & Vaskovics, 2001 und besonders Maier, 2008) weisen auf grundlegende Ähnlichkeiten in den Beziehungsvorstellungen gleich- und verschiedengeschlechtlicher Paare hin. Es zeigen sich jedoch ebenfalls bemerkenswerte Unterschiede.

In der bereits zu den Lebensformen gleichgeschlechtlich orientierter Menschen angeführten Analyse von Buba (2003) wurden mit den Wohnformen außerdem die Partnerschaftsideale der Männer und Frauen erfragt. Hierzu sollten die Befragten aus einer Liste verschiedener „Erwartungen an eine gute Beziehung“ zuordnen, wie wichtig ihnen die jeweiligen Attribute sind. Trotz der relativ jüngeren Stichprobe der Befragten zeigt sich – entgegen früherer Befunde – eine nur begrenzte Priorität der Sexualität für die Beziehung. Dass „sexuell alles stimmen muss“ bzw. die Partner sich „begehren und attraktiv finden müssen“ halten nur ein Sechstel bis ein Drittel (je nach Berechnung) für „sehr wichtig“ (ebd., 91 - 92). Buba bemerkt dazu ferner:

„Eine Erwartung, die nahezu durchgängig von den Befragten nicht mit einer guten Beziehung verbunden wird, betrifft nochmals die Sexualität.

Leidenschaftlichkeit ohne Dauer («Meine Beziehungen sollen kurz und vor allem leidenschaftlich sein») ist nicht die Form, die die Befragten einer guten Beziehung zugrunde legen wollen.“ (2003, 92).

Die als am wichtigsten eingeschätzten Erwartungen an eine gute Beziehung sind demgegenüber: Verlässlichkeit, Anerkennung, Liebe, Individualität – das Bewahren der persönlichen Eigenständigkeit und Kommunikationsfähigkeit. Zwei Drittel bis drei Viertel der Befragten schätzen diese Punkte als „sehr wichtig“ ein (ebd., 91). Zeit füreinander zu haben, Verständnis, Sicherheit und Geborgenheit sind ebenfalls wichtige Werte (40 - 50% erachten diese als „sehr wichtig“).

Bei den befragten Frauen und Männern ist die Rangfolge sehr wichtiger Erwartungen, also welche Partnerschaftsideale im Vordergrund stehen, nahezu identisch. Im Detail gibt es aber Variationen:

„Stärker als Schwule betonen Lesben Individualität und persönlichen Freiraum, aber auch Liebe, Treue und Begehren sowie persönliche Attraktivität als bedeutsame Grundlage einer guten Beziehung.“

„Etwas stärker als Lesben betonen Schwule: Verlässlichkeit, Anerkennung und Kommunikationsfähigkeit.“ (ebd., 92).

Maier (2009) vermutet hinter diesen Akzenten, dass „[...] in den genannten Idealen die Erfahrungen der tatsächlich realisierten Beziehungen kompensiert [...]“ werden könnten (268). Einige Präferenzen stehen zudem mit der zum Zeitpunkt der Befragung aktuellen Beziehungs- und Wohnform in Verbindung.⁵⁹

Buba zeigt im Vergleich zusammenlebender Paare, dass es keine grundlegenden Unterschiede zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften in den Vorstellungen einer guten Beziehung gibt. Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften weisen sowohl in bestimmten Bereichen Gemeinsamkeiten zu nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften

59 Nach Lebensformen betrachtet gilt für die Paare, die ihre Beziehung als verbindlich bezeichnen und zusammenleben, dass Verlässlichkeit, Liebe, gemeinsamer Alltag, Sicherheit und Geborgenheit noch stärker im Vordergrund stehen. Persönlicher Freiraum, gegenseitiges Begehren und sexuelle Attraktivität verlieren an Bedeutung gegenüber der Gesamtgruppe.

auf (persönlicher Freiraum, geringere Bedeutung der Treue), als auch in anderen Bereichen zu Ehen (Verständnis, Geborgenheit, gemeinsame Zeit) (2003, 95).

Einen theoretisch und methodisch anderen Zugang zu den Beziehungswelten gleich- und verschiedengeschlechtlicher Paare bietet die Dissertationsstudie von Maier (2008). Statt eines quantitativ erhobenen abstrakten Rankings von Beziehungsidealen, hat sie in ihrer Arbeit qualitative Interviews mit den PartnerInnen geführt, aus denen die narrativen Paaridentitäten der Beziehungen rekonstruiert wurden. Die PartnerInnen erzählten einzeln ihre Kennenlern-Geschichte (48 Einzelinterviews aus 24 gleich- und verschiedengeschlechtlichen Paaren⁶⁰). Zur Analyse wählte Maier eine offene Herangehensweise,

„die das Selbstverständnis der Paare in den Mittelpunkt stellt und sich auf die, aus den im Rahmen qualitativer Interviews gegebenen Beziehungserzählungen, rekonstruierten Merkmale des Paarseines richtet“ (2011, 170).

Gegenüber der Erhebung von Buba (2003) geraten durch die Auswahlkriterien der Paare von Maier (2008) mehr etablierte gleichgeschlechtliche Paare in den Blick, die im Durchschnitt etwas älter waren als die verschiedengeschlechtlichen Paare, weil nach Maier, „[...] auf Dauer angelegte homosexuelle Zweierbeziehungen in der Regel erst mit höherem Lebensalter eingegangen werden – erst mit etwa Ende zwanzig, Anfang dreißig.“ (2008, 61) – eine Tendenz, die sich durch zunehmend frühere Coming-Outs und steigende Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensformen aber zukünftig wandeln könnte. Die Paare hatten eine vergleichsweise lange Beziehungsgeschichte, sie waren mindestens seit 1,5 bis maximal 12 Jahren ein Paar.

Ergebnis der Studie ist eine aus den Daten herausgearbeitete Typologie, die fünf idealtypische narrative Konstruktionen von Paaridentität umfasst. Eine Gesamtvorstellung der Typen (Paarsein als: *biografische Selbstverständlichkeit*, *Vertrauensbeziehung*, *pragmatische Festlegung*, *Ambivalenz* oder *interaktive Exklusivitätserzeugung*) kann in diesem Rahmen nicht stattfinden. Ich werde mich deshalb im Folgenden auf einige

60 Genau: 6 Männer- und 6 Frauenpaare sowie 12 verschiedengeschlechtliche Paare.

zentrale Aspekte der Studie in Bezug auf gleichgeschlechtliche Partnerschaften beziehen.

Grundlegend kommt Maier (2008) im Hinblick auf eine vermeintliche Sonderstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften zu ähnlichen Ergebnissen wie Buba (2003): einen eigenen Typus gleichgeschlechtlicher Partnerschaften gibt es nicht. Die narrativen Partnerschaften von gleich- und verschiedengeschlechtlichen Paaren sind sich in vielem ähnlich und verteilen sich – mit einer Ausnahme – auf alle identifizierten Typen (Maier 2008, 252). Es ist also anzunehmen, dass Partnerschaften unabhängig von der Geschlechterbesetzung auf denselben Prinzipien fußen.

Erwähnenswert ist allerdings der Typ Partnerschaften von dem gleichgeschlechtliche Paare (bislang) ausgeschlossen bleiben: *biografische Selbstverständlichkeit*. Für diesen Typus sind ein enger Bezug zur Herkunftsfamilie sowie ein Anschluss an tradierte Muster, die an heteronormative Geschlechtervorstellungen geknüpft werden, konstitutiv. Eine solche Selbstverständlichkeit ist für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen – die an einer zentralen Stelle den Erwartungen ihrer Geschlechterrolle widersprechen – undenkbar:

„Für Schwule und Lesben ist es bislang nicht denkbar, die Partnerschaft als ein biografisches und naturgegebenes Selbstverständlichkeiten (oder: Zwängen) folgendes Ereignis zu deuten. Zwar lassen sich auch bei den homosexuellen Paaren biografische und auf das Lebensalter bezogene Begründungen der Partnerschaft finden, allerdings stützen sich diese ausschließlich auf individuelle Erfahrungen und Interessenlagen. Homosexuelle Partnerschaften sind insofern nicht als Vollzug antizipierter lebensbiografischer Verläufe zu verstehen“. (Maier 2008, 253)

Vielmehr wird der – vor dem Kontext eines ComingOuts vollzogene – Verzicht auf eine solche Selbstverständlichkeit und die Notwendigkeit besonderer Beziehungsgestaltung von den Männern und Frauen antizipiert. Nur im geringen Maß kann sich die Entwicklung der Beziehung auf „normativ verankerte bedeutungsvolle Ereignisse stützen [...], wie sie für heterosexuelle Partnerschaften typisch sind (z.B. Heirat, Haushalts- und Familiengründung)“ (Maier 2009, 270), stattdessen verstetigt sich die Partnerschaft weit stärker „auf individuellen Entscheidungen und gemeinsamen

Aushandlungen" (ebd.). Deutlich wird hier ein individualisierungstheoretischer Gehalt für die Sonderstellung gleichgeschlechtlicher Paare, die sich in diesem Blickwinkel aus gesellschaftlichen Institutionen (insbesondere der Ehe) herauslösen und deswegen nur eingeschränkt biografische Erwartungen an eine Beziehungsentwicklung anlegen können:

„Anders als bei heterosexuellen Paaren, deren Institutionalisierung sich immer vor dem Hintergrund von Ehe und Familie vollzieht, findet die Institutionalisierung bei homosexuellen Paaren angesichts der Antizipation einer begrenzten Beziehungsdauer statt. Beziehungen erscheinen hier grundsätzlich kontingenter. Legitime Erwartungen an eine Partnerschaft müssen ausgehandelt werden, sie ergeben sich weniger aus kulturellen Vorstellungen und normativen Vorgaben.“ (Maier 2008, 251)

Vor dem Hintergrund der seit 2001 möglichen formalen Institutionalisierung einer gleichgeschlechtlichen Beziehung durch das Lebenspartnerschaftsgesetz, könnte man fragen, ob diese den institutionellen Gehalt der Ehe und die mit ihr verbundenen Erwartungen für gleichgeschlechtliche Paare ersetzen kann. Maier bemerkt hierzu, dass die eingetragene Lebenspartnerschaft durch ihre Traditionslosigkeit bislang keine institutionelle Qualität für die Paare aufweist. Nur eines der interviewten Paare erwohlt zum Zeitpunkt der Studie die Eintragung.⁶¹ Der Lebenspartnerschaft fehlt nach Maier zudem „eine kulturell verankerte Bedeutungszuschreibung“ (2008, 238), so sind beispielsweise keine Trauzeugen für die Registrierung vorgesehen und die Bundesländer nicht grundsätzlich verpflichtet diese am Standesamt vornehmen zu lassen.⁶²

„Die nach wie vor vorhandene Romantisierung der Heirat lässt sich nicht einfach auf die Lebenspartnerschaft übertragen. Wenn die Registrierung

61 Zum Teil aus Ablehnung wegen einer Ungleichstellung zur Ehe. Allerdings waren zum Erhebungszeitpunkt das Ergänzungsgesetz von 2005 und einige heutige Gleichstellungen nicht in Kraft.

62 Aktuell macht aber nur Bayern von dieser Möglichkeit Gebrauch: hier können neben dem Standesbeamten auch Notare die Eintragung entgegennehmen (Quelle: <http://www.gesetze-bayern.de/jportal/portal/page/bsbayprod.psm1?showdoccase=1&doc.id=jlr-LPartGAGBY2009 rahmen&doc.part=X&st=lr> (25.03.2013)).

der Lebenspartnerschaft eine emotionale Bedeutung erhalten soll, muss diese von den Individuen selbst initiiert und hergestellt werden.“ (ebd.)

Auf symbolischer Ebene und vor allem als Signal nach außen, kann die Lebenspartnerschaft – trotz eines Mangels romantischer Strahlkraft – eine wichtige Rolle für das Paar einnehmen:

„Gerade vor dem Hintergrund der häufig fehlenden Bestätigung der Beziehung durch das Umfeld erfüllt dieses Bekenntnis hier wichtige Funktionen“. (Maier 2009, 271)

Zudem ist die Bedeutung der Ehe und wahrscheinlich ebenso der Lebenspartnerschaft eng mit den jeweiligen Paaridentitäten verwoben und variiert mit diesen entsprechend (vgl. Maier 2008, 239). Der steigende Anteil von Lebenspartnerschaften an der Gesamtheit gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften im Mikrozensus und die fortwährenden Gleichstellungstendenzen zur Ehe, könnten dagegen zur kulturellen Aufwertung der Lebenspartnerschaft beitragen (nicht zuletzt sehen die Paare der Studie zumindest eine Errungenschaft in der Möglichkeit zur Eintragung (ebd., 241)) und sich somit zur Normalität homosexueller Biografien verstetigen.

Für die Paaridentität *biografischer Selbstverständlichkeit* spielt mit der kulturellen Bedeutung der Ehe besonders die Akzeptanz in den Herkunftsfamilien der PartnerInnen eine zentrale Rolle. Bei gleichgeschlechtlichen Paaren sind hier selbstwertschützende Strategien zu beobachten, welche die Bedeutung der elterlichen Akzeptanz des Partners respektive der Partnerin beschränken:

„Die Herkunftsfamilien und die durch sie erfolgende Anerkennung der Paarbeziehung werden als zweitrangig bewertet. Dies gilt insbesondere dann, wenn negative Reaktionen befürchtet bzw. antizipiert werden.“ (ebd., 244)

Die Studie von Maier (2008) macht insgesamt deutlich, dass gleichgeschlechtliche Paare über mehr Gestaltungsspielräume verfügen, gesellschaftliche Bedeutungszuschreibungen können nicht einfach übernom-

men werden, Aushandlungen und individuelle Entscheidungszwänge sind die Folge. Diese erfordern vom Paar wiederum mehr Kommunikation und machen die hohe Priorität des Beziehungsideals „Kommunikationsfähigkeit“ sowie den besonders in der Arbeitsteilung angetroffenen Wert der Egalität der PartnerInnen (Kap. 2.5) vor dem Hintergrund einer demokratischen Aushandlung der Beziehungserwartungen plausibel. Dies gilt nicht zuletzt für die Sexualität der PartnerInnen; so leben manche der interviewten gleichgeschlechtlichen Paare monogame, andere hingegen sexuell nicht-exklusive Beziehungen, wobei die sexuelle Praxis nicht allein vom jeweiligen Paaridentitätstyp anhängig ist (ebd., 245). Sexualität hat nicht, wie bei praktisch allen Paaridentitäten verschiedengeschlechtlicher Paare, eine zentrale Exklusivitätsfunktion. Bei den gleichgeschlechtlichen Paaren ist dies wenn überhaupt nur ein Aspekt. Die Frage der Exklusivität wie daneben andere Punkte zum Thema Sexualität werden nicht ausgeklammert (tabuisiert), sondern zum Gegenstand der Beziehungskommunikation gemacht: „Die Exklusivität erzeugende Bedeutung von Sexualität ist bei den Paaren stärker Verhandlungssache als selbstverständliche Annahme“ (ebd., 246).

In der Ambivalenz aus Zwang zur und Offenheit bei der Thematisierung von Beziehungsfragen, werden die individualisierungstheoretischen Chancen und Risiken gleichgeschlechtlicher Partnerschaften für Maier deutlich:

„An den homosexuellen Paaren zeigen sich nicht nur die Unsicherheiten, die durch die Individualisierung von Bedeutungszuschreibungen entstehen, sondern auch die dadurch erzeugten Entlastungen“ (ebd., 251)

Eine dieser Ambivalenzen, aus Aushandlungszwang und Entlastung, scheint, die für verschiedengeschlechtliche Paare (insbesondere für die Frauen) häufig konfliktbehaftete Aufteilung der Hausarbeit zu sein, bei der gleichgeschlechtliche Paare den Gestaltungsspielraum ihrer normativ weniger festgelegten Beziehung für eigene Modelle nutzen können.

2.5 Arbeitsteilung und Hausarbeit gleichgeschlechtlicher Paare

Die funktionale Aufteilung von Produktions- und Reproduktionsbereich während des 18. und 19. Jahrhunderts, die Trennung von Öffentlichkeit gegenüber Privatheit, ist historisch mit der polaren Neudefinition der Geschlechterrollen verbunden (siehe Kap. 1). Bis heute sind Erwerbsarbeit und Hausarbeit deshalb geschlechtsspezifisch konnotiert, wobei der Erwerbsarbeit, als dem „natürlichen“ Aufgabengebiet des Mannes, ein höherer Wert beigemessen wird. Auch wenn zumindest auf diskursiver Ebene ein Wandel des Geschlechterrollenverständnisses in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen von der komplementär gedachten Gattenbeziehung zur egalitären Partnerschaft zu beobachten ist, so hat „dieser Wandel vornehmlich in den Einstellungen stattgefunden, beim Verhalten bleibt er auf kinderlose Paare beschränkt“ (Schneider 2012, 116) und das nur zu einem vergleichsweise geringen Teil.⁶³ Insbesondere Männer bleiben nach Becker-Schmidt (2004) in einem eher statischem, klar zur Weiblichkeit abgegrenzten Männlichkeitsbild verhaftet, in dessen Frauen mit ihrer Geschlechtsrolle häufig dynamischer und flexibler, mit fließenden Grenzen zur Männlichkeit umgehen können (vgl. 66). Während Frauen deshalb stärker Zugang in männlich konnotierte Erwerbsfelder finden, fehlt es der Hausarbeit aus Sichtwarte der Männer (nicht zuletzt aufgrund fehlender Bezahlung und Sichtbarkeit, findet sie doch im Privaten statt) an Attraktivität. Für verschiedengeschlechtliche Partnerschaften gilt daher weitgehend: „Frauen übernehmen – auch dann, wenn sie auf einem vergleichbaren Niveau wie ihre männlichen Partner berufstätig sind – den Hauptanteil der Hausarbeit“ (Schürmann 2006, 4723). Während also bei verschiedengeschlechtlichen Paaren eine egalitäre Aufteilung und damit ein Abweichen von der Geschlechterdifferenz nicht in Sicht ist,⁶⁴ stellt sich für gleichgeschlechtliche Paare diese Frage anders: Wie wird die Hausarbeit aufgeteilt, wenn keine Hausfrau verfügbar ist oder wenn beide Partnerinnen Hausfrauen sind? (nach Oerten 1997 in

63 Letztendlich leben nur 7% der volljährigen Männer eine wirklich gleichberechtigte Arbeitsteilung im Haushalt (Wippermann u.a., 2009).

64 Manche Autoren fühlen sich gar veranlasst von einer „Illusion der Emanzipation“ zu sprechen (Koppetsch & Burkart, 1999).

Schürmann 2006, 4723). Eggen (2010) identifiziert zu dieser Frage zwei grundsätzliche Positionen in der Literatur:

„Die eine geht davon aus, dass homosexuelle Partner die Organisation von Beruf und Haushalt zeitlich und sachlich gleich verteilen, die andere behauptet eine ungleiche Verteilung der Aufgaben ähnlich der in heterosexuellen Partnerschaften: Der Partner mit höherem Einkommen ist vornehmlich erwerbsorientiert, der mit dem niedrigeren Einkommen übernimmt verstärkt Aufgaben im Haushalt.“ (47)

Die beiden Thesen – Egalität versus Übernahme heteronormativer Muster – finden sich ebenfalls bei der Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, also der Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Eltern – allerdings mit anderer Dynamik – wieder. Mit Blick auf gleichgeschlechtliche Elternschaftsformen wird dieser Aspekt in Kapitel 3 erneut aufgegriffen, an dieser Stelle geht es zunächst um die Aufteilung der Hausarbeit bei kinderlosen Paaren. Bei diesen finden sich für die erste Position, einer tendenziellen Gleichverteilung der Arbeiten, deutlich mehr befürwortende Studien, während die zweite These eher als Klischee und empirisch widerlegt zurückgewiesen wird.

Während das Erwerbsverhalten der PartnerInnen in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften keine statistischen Hinweise auf ein abweichendes Muster liefert, kann Carapacchio (2009) in ihrer Arbeit auf unterschiedliche Studien verweisen (u.a. Kurdek 1995, Mackey u.a. 1997 sowie McWhirter & Mattison 1984), die eine deutliche Bevorzugung einer „Ethik der Gleichheit“ belegen (27). Strenge, auf traditionellen Strukturen beruhende Rollenvorgaben werden explizit abgelehnt (Mackey u.a., 1997). Vor dem Hintergrund eines auf Egalität basierenden Beziehungsideals können unterschiedliche Einkommensverhältnisse und der Umgang mit Finanzen sogar zu einem Konfliktherd in der Beziehung werden (vgl. Carapacchio 2009, 27). Analog zu Maier (2008) betont Carapacchio zudem die hohe Bedeutung individueller Entscheidungen und gemeinsamer Aushandlungen des Paares: „Da zur Strukturierung gleichgeschlechtlicher Beziehungen nur wenige Normen existieren, berichten viele homosexuelle Paare von langen Phasen der Rollendifferenzierung“ (2009, 27). Dass solche Aushandlungsprozesse nicht nur als

Belastung, sondern im Gegenteil als Entlastung von Ungleichheiten einer geschlechtsdiffernten Rollenteilung empfunden werden können, betont Rauchfleisch (2001) besonders mit Blick auf Frauenpaare:

„Das Fehlen von gleichgeschlechtlichen Modellen für soziale Rollen und Partnerschaften führt nicht nur zu Unsicherheiten, sondern kann die Solidarität der Partnerinnen fördern und eröffnet ein breites Feld für kreative, individuelle Gestaltungen. Dies zeigt sich im Allgemeinen in einer egalitären Rollenverteilung und großer Zufriedenheit in lesbischen Partnerschaften.“ (2001, 1)

Mit Verweis auf die Studie von Mackey et al (1997) gibt Carapacchio Einblicke in die Dynamik des Rollendifferenzierungsprozesses in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften:

„Die Rollenverteilung wurde meist nicht anfangs stur festgelegt, sondern veränderte sich je nach unterschiedlichen Anforderungen, die an die Beziehung gestellt wurden. Meist entstand die Aufgabenteilung aus den unterschiedlichen Talenten, Charakterzügen und Vorlieben der Partner.“ (2009, 27)

In einer kleineren deutschen Studie von Schürmann (2006), die mit narrativen Paarinterviews die Partnerschaftskonzepte und die Haushaltsarrangements gleichgeschlechtlicher Paare untersucht, wird jedoch deutlich, dass „es auch in Abwesenheit der innerpartnerschaftlichen Geschlechterdifferenz nicht allen Paaren gleichermaßen [geht], eine egalitäre Verteilung der Hausarbeit umzusetzen“ (2006, 4727). Die Realisierung einer egalitären Verteilung der Hausarbeit wird nach Schürmann dann wahrscheinlich, „wenn Paare die Hausarbeit als gemeinsame Aufgabe begreifen und verbindliche Zuständigkeiten festlegen“ (ebd.).

Vermutlich gibt es bei der Bewertung von Hausarbeit bei gleichgeschlechtlichen Paaren geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Männern und Frauen, die durch die gesellschaftliche Hierarchisierung von Erwerbsarbeit und Hausarbeit beeinflusst sind. So interpretiert Maier die Ergebnisse von Schürmann (2006) als Hinweise auf spezifische Unterschiede:

„Während die Verrichtung der Hausarbeit bei Schwulen einen höheren Stellenwert erhält, da sie zusätzliche und besondere Kompetenzen zu symbolisieren vermag, wird sie von lesbischen Paaren tendenziell abgewertet und erzeugt häufiger Konflikte.“ (2009, 267)

Andere Studien deuten ebenfalls darauf hin, dass Männer- und Frauenpaare in ihren Aushandlungsprozessen geschlechtsspezifisch variieren, so legen befragte Frauenpaare zumeist höheren Wert auf eine gleichberechtigte Aufteilung, während es bei den Männerpaaren dabei stärker auf die Dauer der Beziehung ankommt. In einer Studie von McWhirter und Mattison (1984) teilten Männerpaare sich im ersten Jahr den Großteil ihrer Aufgaben, im Verlauf des Zusammenlebens übernahmen die Partner jedoch die Tätigkeiten, die ihnen besser lagen (vgl. Carapaccio 2009, 26 - 27). Frauenpaare teilen sich häufiger in allen Phasen der Beziehung sämtliche Aufgaben (ebd., mit Bezug auf Kurdek, 1995).

2.6 Kinderwunsch gleichgeschlechtlich orientierter Menschen

Abschließend für das Kapitel gleichgeschlechtlicher Paare und Partnerschaften möchte ich im Übergang zu den Formen gleichgeschlechtlicher Elternschaften die Frage erörtern, wie viele gleichgeschlechtlich orientierte Frauen und Männer sich in ihrem Leben überhaupt Kinder wünschen. Gleichgeschlechtliche Lebensentwürfe wurden lange Zeit (ebenso von gleichgeschlechtlich orientierten Menschen selbst) mit einer Kinderlosigkeit assoziiert. Familie und Kinder galten als heterosexuelle Alternativen, einem Lebensweg, dem einige Menschen deshalb den Vorzug gaben. Die in einer verschiedengeschlechtlichen Konstellation gezeugten und in eine spätere gleichgeschlechtliche Partnerschaft – zumeist durch geschiedene Mütter – eingebrachten Kinder, bilden selbst heute noch eine der größten Gruppen im Feld der Regenbogenfamilien (Kap. 3). Diese assoziative Kopplung ist aber auf dem Rückzug, Vorbilder für gleichgeschlechtliche Elternschaften werden heute sichtbarer. Diskussionen um das Lebenspartnerschaftsgesetz im Bereich der (Fremd)Adoption machen deutlich, dass Menschen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften zunehmend

einen Kinderwunsch auch innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Beziehung realisieren wollen. Eine Negativ-Kopplung mag damit in den Hintergrund treten, zugleich bleibt festzustellen, dass eine „natürliche“ Assoziation, wie sie für Ehepartner biografisch antizipiert werden kann, mit einer Familiengründung nicht besteht:

„Von der Tradition, dass Ehe mit Nachwuchserzeugung und Familie eng verwoben ist, sind die Homosexuellen aufgrund ihres historisch späten Auftretens weitgehend entbunden“ (Lautmann 2011, 200)

Elternschaft ist vielmehr, wie viele andere biografische Fragen auch, für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen eine individuelle Entscheidung (Maier, 2008) und gemeinsame Aushandlungssache mit dem/r PartnerIn. Befragungen an gleichgeschlechtlich orientierten Menschen zum Kinderwunsch weisen in der Tendenz ähnliche Ergebnisse aus. Eine Umfrage des Schwulen Netzwerks NRW an über 1.000 gleichgeschlechtlich orientierten Frauen und Männern in Nordrhein-Westfalen hat ergeben, dass über 40% der Frauen und 30% der Männer „gerne mit Kindern zusammenleben“ möchten. Der Kinderwunsch war bei den jüngeren Befragten besonders ausgeprägt: über 46% aller gleichgeschlechtlich orientierten Jugendlichen unter 20 Jahren wünschen sich ein Leben mit Kindern (Schwules Netzwerk NRW, 2000). Buba und Vaskovics (2001) kommen zu einer enger gefassten Frage des Kinderwunsches („Sich Kinder Wünschen“ gegenüber „Mit Kindern zusammen leben wollen“) auf 23% in der Gesamtgruppe und ebenso viele, die sich diesbezüglich als „unsicher“ geäußert haben. Auch bei dieser Befragung war zu beobachten, dass der Kinderwunsch unter den jüngeren Teilnehmern stärker ausgeprägt ist. Aktuellere Ergebnisse bietet die Arbeit von Haag (2010), der aus den Daten der Folgestudie der vom Bundesministerium der Justiz in Auftrag gegebenen Untersuchung zur „Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften“ (Rupp 2009), den Kinderwunsch gleichgeschlechtlich orientierter Männer untersucht hat. Hierbei greift er auf den Datensatz einer Onlinebefragung an 640 kinderlosen gleichgeschlechtlich orientierten Männern zurück. Haag nimmt ebenfalls an, dass der Kinderwunsch für gleichgeschlechtliche private Lebensformen keine Selbstverständlichkeit besitzt (vgl. 2010, 23). Mit Blick auf das Feld der

Regenbogenfamilien, das von Frauenpaaren dominiert wird⁶⁵ und die in der Geschlechtsrolle der Frauen stärker angelegte Assoziation zur Mutterschaft, halte ich die Annahme für plausibel, dass für gleichgeschlechtlich orientierte Männer vergleichsweise am wenigsten biografische Selbstverständlichkeit für einen Kinderwunsch überwiegt.

Haag kommt in der Befragung gleichgeschlechtlich orientierter kinderloser Männer auf mit der Studie des Schwulen Netzwerks NRW von 2000 vergleichbare Ergebnisse: 34,4% bejahen die Frage, ob sie sich Kinder wünschen, 20,3% sind sich unsicher, die übrigen verneinen diese Frage (2010, 54). Nach den Gründen der Verneinung eines Kinderwunsches befragt, äußerten sich in der Onlineerhebung 241 der kinderlosen Männer und gaben unterschiedliche Argumente zu bedenken. Hierbei treten neben biografische (Alter (26,6%)) und persönliche Gründe (Einschränkung eigener Freiheit (11,2%)), sich als Vater ungeeignet einschätzen (9,1%), Angst vor der Verantwortung (8,7%)) nur bei einem knappen Zehntel der Männer (9,1%) Verweise im Zusammenhang auf die gleichgeschlechtliche Orientierung⁶⁶ auf. 13,7% formulieren, dass sie einfach keinen Kinderwunsch haben (2010, 58 - 59). In der Befragung zeigen sich allerdings erneut deutliche Unterschiede zwischen den Altersgruppen (siehe Abb. 8).

Die zum Teil großen Unterschiede im Kinderwunsch (immerhin von 56% zu durchschnittlich ca. 30%), können dabei durch verschiedene Effekte beeinflusst sein:

Reifungseffekte: Mit dem zunehmenden Alter werden die Vorstellungen und Realisierungsmöglichkeiten einer Elternschaft konkreter, währenddessen sie im jüngeren Alter eher als ein abstrakter Wunsch eine Rolle spielten. Ggf. kann sich die Lebenssituation oder Lebensplanung mit dem Alter dann so geändert haben, dass die Umsetzung nicht mehr als wahrscheinlich erscheint oder der Kinderwunsch wegen der tatsächlichen Schwierigkeiten und Kosten der Umsetzung aufgegeben wird. Letztlich

65 Männer machen hier nur etwa 10% der Elternpaare aus, obwohl gleichgeschlechtlich orientierte Männer sowohl im Mikrozensus als Lebensgemeinschaften wie auch allgemein in der Bevölkerung verbreiteter sind.

66 „Dazu gehören überwiegend biologistische Verweise darauf, dass zwei Männer keine Kinder bekommen können, aber auch einzelne Meinungen nach denen ein homosexueller Lebensstil nicht mit Kindern vereinbar sei.“ (Haag 2010, 58 - 59).

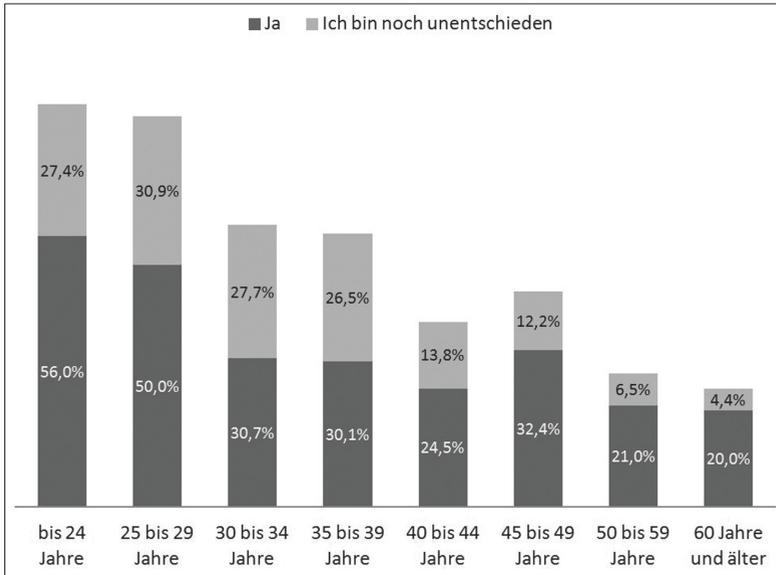


Abb. 8: Kinderwunsch im Vergleich der Altersgruppen

Entnommen aus Haag (2010, 55); Wünschen Sie sich Kinder? „Ja“ und „Unentschieden“ im Altersvergleich; *ifb*-Studie „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in Deutschland“

nimmt allgemein die Wahrscheinlichkeit einer Elternschaft im höheren Alter ab, weshalb vor allem der Kinderwunsch in den Altersgruppen ab 40 sinkt.

Kohorteneffekte: Unterschiede zwischen den Altersgruppen können auch durch die Geburtenkohorten, also die gesellschaftlichen Umstände während des Aufwachsens verursacht sein:

„Es ließe sich vermuten, dass insbesondere die jüngeren Teilnehmer aufgrund des sozialen Wandels, der größeren Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen und der zunehmenden Präsenz gleichgeschlechtlicher Elternschaft, das Verständnis entwickelt haben, ein Leben mit einem Kind sei prinzipiell möglich“ (Haag 2010, 55 - 56)

Selektionseffekte: Schließlich könnte die Gruppe der kinderlosen Männer mit Kinderwunsch allein deshalb sinken, weil sich ihr Wunsch erfüllt hat und im zunehmenden Alter eher die Männer ohne einen Wunsch nach Elternschaft in der Gruppe der Kinderlosen verbleiben.

Trotz der vergleichsweise höheren Bejahung durch jüngere gleichgeschlechtlich orientierte Menschen, liegt das Niveau des Kinderwunsches in allgemeinen Jugendbefragungen deutlich höher. So weist die ShellJugendstudie von 2010 für 67% der Jugendlichen eine Bejahung des Kinderwunsches aus (Albert et al, 2010). Der Wunsch nach Kindern ist also selbst in den jüngeren homosexuellen Biografien nicht im gleichen Umfang verankert. Auch bei der Frage danach, inwiefern man eigene Kinder brauche, um wirklich glücklich zu sein, zeigen sich bei Haag (2010) im Vergleich mit der 15. Shell Jugendstudie (Altersgruppe bis 25 Jahre) deutliche Unterschiede zwischen den männlichen Jugendlichen. So sind lediglich 14,7% der gleichgeschlechtlich orientierten jungen Männer gegenüber 42% der jungen Männer der Shell-Jugendstudie der Meinung, dass man eigene Kinder zum wirklich glücklich werden brauche. Entsprechend umgekehrt äußern sich 63,7% gegenüber 35%, dass man ohne Kind genauso glücklich werden könne (2010, 53). Vor dem Hintergrund des in der Erhebung von Haag höchsten Kinderwunsches in dieser Altersgruppe (56%), kann man die abgelehnte Priorisierung von Kindern zum eigenen Lebensglück als womöglich selbstwertschützende Strategien der jungen Männer interpretieren, welche die fortbestehenden gesellschaftlichen Barrieren zur gleichgeschlechtlichen Elternschaft, eventuelle Schwierigkeiten einen passenden Partner zu finden sowie allgemein die Hürden einer Verwirklichung antizipieren und deshalb vor dem als nicht geringfügig eingeschätzten Risiko eines Versagt-Bleibens des Kinderwunsches, diesem keine zentrale Bedeutung für das eigene Glück beimessen wollen. Einer festen assoziativen Kopplung der gleichgeschlechtlichen Orientierung mit einer notwendigen Kinderlosigkeit, findet sich bei der Frage nach einem Kinderwunsch – besonders bei den jüngeren Befragten – nicht (mehr). Gleichgeschlechtliche Elternschaften liegen deutlich im Horizont möglicher Lebensplanungen von gleichgeschlechtlich orientierten Frauen und Männern. Mit dem Alter, in welchem eine Elternschaft am wahrscheinlichsten wird (30 - 39 Jahre), sinkt allerdings die Bejahung des Kinderwunsches bei den Befragten, zum Teil womöglich aus

Kohorteneffekten heraus – wuchsen sie womöglich noch in einem etwas homofeindlicheren Gesellschaftsklima auf. Wahrscheinlicher dagegen spielen die tatsächlichen Hürden, die zum einen durch die Unmöglichkeit einer gemeinsamen biologischen Reproduktion und zum anderen durch gesellschaftliche Restriktionen bei der Umsetzung des Kinderwunsches konkret zum Tragen kommen, eine größere Rolle. Was bleibt ist ein „realistischer“ Kern von 30% bei den Männern und mindestens 40% bei den Frauen in der Altersgruppe ab 30 Jahren, die einen Kinderwunsch – trotz möglicher Barrieren – weiterhin erhalten.

3. Gleichgeschlechtliche Elternschaften

Das Feld gleichgeschlechtlicher Elternschaften – im Ganzen häufig als Regenbogenfamilien⁶⁷ bezeichnet – ist durch vielfältige Beziehungsstrukturen und Elternschaftskonstellationen gekennzeichnet (vgl. Bergold & Rupp 2011, 119). „Regenbogenfamilien“ bilden also keineswegs eine einheitliche Familienform, weshalb ich für diese Arbeit den – bewusst im Plural gehaltenen – Begriff der *gleichgeschlechtlichen Elternschaften* verwenden möchte. Darunter verstehe ich private Lebensformen, bei denen ein oder mehrere Kinder bei zwei gleichgeschlechtlichen PartnerInnen als Familie zusammenleben, es demnach dichte mehrgenerationale Beziehungen zwischen dem gleichgeschlechtlichen Elternpaar einerseits und den dort aufwachsenden Kindern andererseits gibt. Durch diese Festlegung ist bereits eine Auswahl innerhalb der möglichen Zuordnungskriterien von Regenbogenfamilien getroffen.⁶⁸

Zu gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften mit Kindern kann der Mikrozensus mit einigen charakteristischen soziodemographischen Daten abermals ein erstes Bild liefern (3.1). Wegen der nur noch relativ kleinen Datenbasis der Lebenspartnerschaften mit Kindern im Mikrozensus, soll besonders auf die Studie „Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften“ des *ifb* (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg), herausgegeben von Rupp (2009), zurückgegriffen werden (3.2). Darüber hinaus lässt die Studie Einblicke in die Herkunft der Kinder zu, denn für die Fragestellung dieser Arbeit gilt es nämlich eine engere Auswahl gleichgeschlechtlicher Elternschaften vorzunehmen, so lassen sich zwei grundsätzliche bio-

67 Der Begriff der Regenbogenfamilie leitet sich von der durch die Schwulen- und Lesbenbewegung genutzten Regenbogenflagge ab, die als Symbol weltweit etabliert ist. Sie geht auf den amerikanischen Künstler Gilbert Baker zurück, der diese 1978 entwarf. In den Farben des Regenbogens soll das Selbstbewusstsein und die vielfältigen Lebensweisen von gleichgeschlechtlich orientierten Menschen symbolisiert werden (Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Regenbogenflagge> (03.04.2013)).

68 So sind gleichgeschlechtlich orientierte Einzelpersonen mit Kindern (Ein-Eltern-Familien) als auch die, m.E. allzu weit gefasste, Definition, bei welcher bereits beim Vorhandensein eines gleichgeschlechtlich orientiertem Familienmitgliedes von einer Regenbogenfamilie gesprochen wird (das würde dann ebenfalls verschieden-geschlechtliche Eltern mit schwulen Söhnen und/oder lesbischen Töchtern umfassen), ausgeschlossen.

grafische Konstellationen zwischen gleichgeschlechtlichen Elternschaften unterscheiden: Zum einen gleichgeschlechtliche Stieffamilien, bei denen mindestens einer der PartnerInnen ein oder mehrere Kinder aus einer vorhergehenden verschiedengeschlechtlichen Elternschaft in die gleichgeschlechtliche Partnerschaft mitbringt, und zum anderen gleichgeschlechtliche Familien mit einem oder mehreren *gemeinsam geplanten* Kindern – Kinder also, die zu einem bereits offen gleichgeschlechtlich lebenden Paar gekommen sind. Während Kinder aus der ersten Konstellation in aller Regel in der vorhergehenden verschiedengeschlechtlichen Partnerschaft gezeugt wurden, differiert die Herkunft der Kinder aus der zweiten Konstellation deutlich. Für meine Arbeit interessieren mich kinderlose gleichgeschlechtliche Paare, die mit der Aufnahme eines Pflegekindes eine gemeinsame Elternschaft konstituieren. Entsprechend ordne ich gleichgeschlechtliche Pflegeeltern der zweiten biografischen Konstellation zu. Die unterschiedlichen Wege zur Elternschaft für ein gleichgeschlechtliches Paar mit Kinderwunsch bilden den Horizont, vor dem gleichgeschlechtliche Pflegeeltern sich für die Aufnahme eines Pflegekindes entschieden haben, weshalb ich es für lohnenswert erachte, die Möglichkeiten und Schwierigkeiten, die mit ihnen verbunden sind auszuloten (Kap. 3.3). Die Pflegeelternschaft kann so als eine Entscheidung verstanden werden, die vor dem Hintergrund möglicher Alternativen (zum Beispiel einer Auslandsadoption oder einer künstlichen Befruchtung) getroffen worden ist. Durch die unkonventionellen Wege der Familiengründung und die gleichgeschlechtliche Besetzung der Elternrollen ergeben sich für die Familien einige besondere Merkmale (3.4) wie z.B. unterschiedlich gelagerte Elternschaftssegmente. An diesen Besonderheiten anschließend sollen die verschiedenen Konzeptionen gleichgeschlechtlicher Elternschaften und ihre Realisierung im Familienalltag diskutiert werden (3.5). Für die letzten Abschnitte (Punkt 3 bis 5) beziehe ich mich bei „gleichgeschlechtlichen Eltern“ also ausschließlich auf jene Paare, die einen Kinderwunsch innerhalb der gleichgeschlechtlichen Beziehung umgesetzt haben, das Feld der Stieffamilien entfällt aus dieser Betrachtung.⁶⁹

69 Weder mit der ersten noch mit der zweiten Einschränkung im Feld der Regenbogenfamilien verbinde ich eine Abwertung der anderen Elternschaftsformen. Es handelt sich einzig um eine angemessene Eingrenzung des Forschungsgegenstandes.

3.1 Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern

Der Mikrozensus weist für das Erhebungsjahr 2007⁷⁰ von den insgesamt 68.400 gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften (die sich als solche zu erkennen geben) mindestens 5.000 Familien⁷¹ mit mindestens 7.300 Kindern aus (Eggen 2010, 49). Das Aufwachsen bei einem gleichgeschlechtlichen Paar ist damit eine vergleichsweise höchst seltene Familienform: „Von den rund 20 Millionen Kindern in Deutschland ist es weniger als ein halbes Prozent“ (ebd., 50). Selbst wenn man von einer Unterschätzung von 60% ausgeht, sind es nicht mehr als 21.000 Kinder, die in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften aufwachsen. Besonders im Vergleich zu nicht-ehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften fällt der geringere Anteil an Familien auf, denn bei ersteren lebt jedes dritte bei letzteren jedes zweite Paar mit Kindern zusammen, während dies nur für jede dreizehnte gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft der Fall ist (ebd., 49). Die Anzahl der Kinder in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften schwankt seit ihrer ersten Erfassungsmöglichkeit im Mikrozensus 1996 zwischen 7.000 und 13.000: So sind es für 1996 ebenso wie 2008 7.200 Kinder, zwischenzeitlich 2003 mit 12.800 erheblich mehr und 2005 mit 5.300 wiederum deutlich weniger. Betrachtet man den Anteil der Paare mit Kindern im Haushalt an den gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften insgesamt (Abb. 9), zeigt sich dieser bis 2004 relativ konstant (zwischen 12 - 16%), während er sich für die Folgezeit praktisch halbiert (auf 6 - 8%) (Eggen & Rupp 2011, 28). Wie ist diese Veränderung zu verstehen? Sieht man von möglichen methodischen Ursachen⁷² als Hauptfaktor für die Abnahme des Anteils gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften mit Kindern ab, kann

70 Für die Daten des Mikrozensus werde ich mich im Folgenden auf die Berechnungen und Analysen von Eggen (2010) beziehen, die auf die Erhebungsjahre 2007 und für bestimmte Charakteristika gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften mit Kindern auf 2004 zurückgreifen.

71 Nicht erfassbar sind alleinerziehende oder (noch) in einer verschiedengeschlechtlichen Lebensgemeinschaft wohnende gleichgeschlechtlich orientierte Elternteile.

72 Eggen verweist darauf, dass eine andere Stichprobenziehung oder das neue Hochrechnungsverfahren des Mikrozensus für den Rückgang bedeutsam sein könnten (2010, 50).

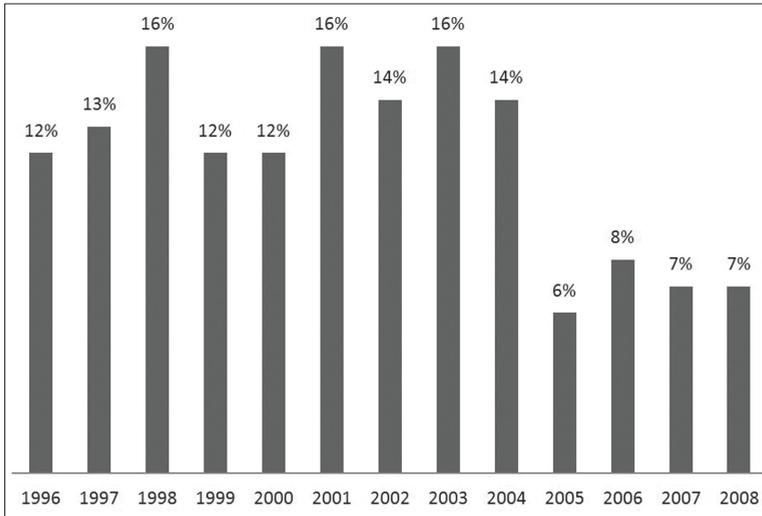


Abb. 9: Entwicklung des Anteils von gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften mit Kindern im Haushalt (1996 bis 2008)
Quelle: Eggen & Rupp 2011

sich hinter den Zahlen eine gesellschaftliche Entwicklung innerhalb des Feldes gleichgeschlechtlicher Elternschaften andeuten: eine Verschiebung zwischen den beiden dominanten biografischen Konstellationen gleichgeschlechtlicher Elternschaften und zwar insofern, dass die größte und lange Zeit fast ausschließliche Gruppe der gleichgeschlechtlichen Stieffamilien schrumpft, unterdessen die äußerst heterogene Gruppe der Eltern, die einen Kinderwunsch innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Beziehung umsetzen, nicht im selben Maße ansteigt. Während nämlich aufgrund der steigenden gesellschaftlichen Akzeptanz und rechtlichen Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Lebensformen höchstwahrscheinlich weniger gleichgeschlechtlich orientierte Menschen den „Umweg“⁷³ einer Ehe beschreiten, um möglicherweise gesellschaftlichen Erwartungen

73 Biografische Wechsel zwischen verschieden- und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften sind keineswegs nur als Ausdruck eines „falschen Bewusstseins“ zu verstehen. Wie in Kapitel 1.2 anhand der Erkenntnisse zur sexuellen bzw. partner-

zu entsprechen oder weil für gleichgeschlechtliche Partnerschaften eine ungewünschte Kinderlosigkeit assoziiert wurde, sehen sich jene Paare, die vor der Aufgabe stehen, ihren Kinderwunsch innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Beziehung zu realisieren, vor biologische und diverse gesellschaftliche Hürden gestellt. Darüber hinaus müssen Kinder von den beiden gleichgeschlechtlichen PartnerInnen geplant werden, diese müssen sich bewusst für ein Leben mit Kindern entscheiden, damit ist nicht nur die Hürde durch die benötigte Hilfe von Dritten höher, sondern Kinder aus „ungeplanten“ Schwangerschaften bilden eine absolute Ausnahme.

Hinweise auf eine Verschiebung der biografischen Hintergründe gleichgeschlechtlicher Elternschaften liefern auch andere Entwicklungen, die Eggen (2010) im Vergleich unterschiedlicher Erhebungsjahre des Mikrozensus (2001, 2004, 2007) aufzeigen kann. So sind „in den letzten Jahren [...] zwei Väter als Eltern sichtbar seltener geworden“ (ebd., 51). Bestand 2001 noch fast jede zweite Familie aus einem Väterpaar mit Kindern, ist es heute weniger als eines von zehn, die überwiegende Mehrheit wird zunehmend von Mütterpaaren gestellt und das trotz der Tatsache, dass Männerpaare innerhalb der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften insgesamt häufiger vorzufinden sind (2011: 40.000 Männer zu 27.000 Frauenpaaren). Männerpaare scheinen von diesem Wandel in ihren Biografien bezüglich der Wahrscheinlichkeit einer Vaterschaft also besonders betroffen. Eggen (2010) verweist darauf, dass hierfür allerdings nicht ein unterschiedlich starker Kinderwunsch hauptsächlich sei, tatsächlich liegt der Kinderwunsch auf einem mit verschiedengeschlechtlich orientierten Männern fast vergleichbaren Niveau (siehe hierzu auch Kap. 2.6), vielmehr tendiere, nach Eggen, der für Männer allgemein stärker mit Ambivalenz besetzte Kinderwunsch, bei gleichgeschlechtlich orientierten Männern – wegen der größeren biologischen und sozialen Realisierungs-

schaftlichen Orientierung verdeutlicht werden sollte, können sich Präferenzen über die Lebensspanne bei allen Menschen verändern, sowohl in die eine als auch in die andere Richtung, zudem gibt es bisexuelle Orientierungen. Überdies will ich die Lebensentwürfe der Frauen und Männer, die zuvor in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen gelebt haben – ob der gesellschaftlichen Geschlechtsrollenerwartung entsprochen werden sollte oder nicht – mit dem Begriff „Umweg“ nicht herabwürdigen. Diese Beziehungen hatten und haben für die beteiligten Menschen einen eigenen Wert.

schwierigkeiten – eher dazu unerfüllt zu bleiben. Die Ambivalenz wirke sich häufiger zu Gunsten eines Unerfüllt-Bleibens aus (2010, 56). Ebenfalls als Ausdruck der gegenläufigen Entwicklung von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften kann die sich über die Erhebungsjahre verändernde Altersstruktur der Kinder interpretiert werden. Kinder unter sechs Jahren in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften bilden zunehmend die Ausnahme, weshalb sich die ehemals sehr junge Altersstruktur von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften im Mittel den Kindern bei Ehepaaren angleicht (im Median: 14 Jahre) (ebd., 51). Eine Besonderheit gegenüber den ansonsten eher städtisch lebenden gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften liegt im Wohnort der Lebensgemeinschaften mit Kind(ern), die ähnlich verschiedengeschlechtlichen Paaren, häufiger (ungefähr jede zweite Familie) in kleineren Gemeinden unter 50.000 Einwohnern leben (Eggen 2010, 46). Wie genau aber die beiden biografischen Konstellationen auf die Lebensgemeinschaften verteilt sind, ist, da es keine Angaben zu der Herkunft der Kinder gibt, leider nicht bestimmbar:

„An den Daten des Mikrozensus lässt sich nicht ablesen, wodurch die Elternschaft der Kinder begründet worden ist: ob durch Insemination, Adoption, Pflegschaft oder durch eine heterosexuelle Beziehung eines Elternteils“ (ebd., 52)

Rückschlüsse auf und Verschiebungen zwischen den beiden biografischen Konstellationen sind also schwierig. Der Familienstand der PartnerInnen (geschieden, verwitwet oder verheiratet – dabei aber nicht mehr beim Ehepartner wohnend) deutet darauf, dass viele Kinder aus ehelichen Beziehungen eingebracht wurden, es sich also häufiger noch um Stieffamilien handelt. In den Verlaufsdaten des Mikrozensus zeichnet sich nach Eggen allerdings ein Wandel bereits ab:

„Eine heterosexuelle und eheliche Lebensgemeinschaft geht wohl immer seltener der Elternschaft homosexueller Frauen und Männer voran; die Kinder stammen zunehmend aus nicht ehelichen Beziehungen.“ (ebd., 52)

3.2 Eingetragene Lebenspartnerschaften mit Kindern

Eine separate Betrachtung der Lebenspartnerschaften mit Kindern ist nicht nur einer Vollständigkeit der Darstellung geschuldet, sondern erlaubt – dank der Möglichkeit auf die Studie des *ifb* (Rupp, 2009)⁷⁴ zurückzugreifen zu können – eine differenzierte Sichtweise auf die Elternschaftswege der gleichgeschlechtlichen Paare. Dabei ist die Gruppe der Lebenspartnerschaften mit Kindern mit Blick auf die zweite biografische Konstellation (gleichgeschlechtliche Paare mit gemeinsamen Kindern) wahrscheinlich besonders interessant, da die Institutionalisierung der Partnerschaft für die Paare mit der rechtlichen Option verbunden ist, Kinder zu adoptieren. Dies ist sowohl für die Stiefkindadoption von Inseminationskindern durch die nicht-biologische Mutter als auch für die wenigen Inlandsadoptionen⁷⁵ fremder Kinder sehr relevant. Die Lebenspartnerschaft kann zudem vermittelnden Stellen, von Samenbanken bis hin zu Pflegekinderdiensten, eine höhere Stabilität und (unterhalts) rechtliche Absicherung der gleichgeschlechtlichen Beziehung anzeigen. Nach Eggen & Rupp ziehen schätzungsweise minimal 7% und maximal 15% der eingetragenen Lebensgemeinschaften Kinder groß (2011, 31). Damit wären sie zwar kinderreicher als gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften im Allgemeinen, jedoch weiterhin in einem weit geringeren Umfang als verschiedengeschlechtliche Paare dies sind. Der Trend überdurchschnittlicher sozioökonomischer Ressourcen setzt sich für Lebenspartnerschaften mit Kindern fort, die bei der Pyramidendarstellung der selektionsbehafteten Statuspassagen gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen, an deren Spitze platziert sein dürften (Abb. 5, Kap. 1.4). Sowohl der Mikrozensus als auch die Erhebung des *ifb* verdeutlichen den

74 Für dieses Kapitel beziehe ich mich maßgeblich auf einen Teilaspekt der Gesamtstudie, welche eine Befragung von Eltern in Regenbogenfamilien auswertet (Rupp & Dürnberger, 2009). Daten der Studie wurden jedoch in unterschiedlichen Zugängen aufbereitet, die im Verlauf des Kapitels ebenfalls aufgegriffen werden sollen, so in Eggen & Rupp (2011), Bergold & Rupp (2011) und Dürnberger (2011). Die Autoren der Studie beanspruchen für die Gruppe der eingetragenen Lebenspartnerschaften mit Kindern weitgehende Repräsentativität.

75 Die qualitative Bedeutung der Lebenspartnerschaft für Adoptionsvermittlungen an gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland dürfte durch die Aufhebung des Verbotes einer sukzessiven Adoption zunehmen.

überdurchschnittlichen Bildungs- und Sozialstatus der Eltern aus Lebenspartnerschaften (Eggen & Rupp 2011, 31). (Fach)Abiturienten sind fast doppelt so häufig gegenüber Eltern in Deutschland insgesamt anzutreffen (58% zu 30%). Ähnlich überdurchschnittlich sind entsprechend die Berufsabschlüsse: Eltern aus Lebenspartnerschaften weisen deutlich mehr Hochschulabsolventen (45% zu 19%) und wesentlich seltener Menschen ohne beruflichen Abschluss (4% zu 14%) auf. Die Abschlüsse korrelieren mit einem demgemäßen Beschäftigungsstatus (65% Angestellte, 19,5% Selbstständige, 6% Arbeiter). Eggen & Rupp unterstreichen vor diesen Befunden deshalb ebenso die Bedeutung von Selektionseffekten für gleichgeschlechtliche Lebensformen:

„Der bereits hinsichtlich der Institutionalisierung beobachtete Selektionseffekt setzt sich demnach fort, wenn es um die Frage der Elternschaft geht. Es scheinen nach wie vor [...] vor allem höher gebildete Personen sich a) zu ihrer Orientierung zu bekennen, b) ihre Partnerschaft zu institutionalisieren und c) als Familie zusammen zu leben. Dabei legen die Daten nahe, dass die Selektion mit jeder Passage stärker wird.“ (2011, 31)

Ein Umstand der vor dem Hintergrund dieser Selektionen verwundern könnte, sind die eher im mittleren Bereich rangierenden Einkommen der Elternpaare. Diese führen Eggen & Rupp auf häufigere Teilzeitarbeit beider PartnerInnen und auf die Lohnungleichheiten zwischen Frauen und Männern zurück (2011, 31), bilden Frauenpaare doch die deutliche Mehrheit unter den Eltern in Lebenspartnerschaften (95%), wohingegen Männerpaare an der (stärker kinderlosen) Gesamtheit der Lebenspartnerschaften häufiger anzutreffen sind (siehe Kap. 2.3). Dem zum Trotz wohnen Eltern aus Lebenspartnerschaften

„in großzügigeren Verhältnissen als nichtverheiratete und verheiratete heterosexuelle Elternpaare – und das, obwohl sie häufiger in größeren Städten leben, in denen die Wohnkosten bekanntlich höher sind“.
(ebd., 32)

Über die Erhebung soziodemographischer Daten hinaus, gibt die *ifb*-Studie interessante Einblicke auf die Beziehungsgeschichten (Dauer der

Beziehung, des Zusammenlebens, der Partnerschaft) sowie in Gründe zur Eintragung der Partnerschaft und die Bedeutung, die diese für die Paare und Familie hat. Nach den Gründen für eine Eintragung der Partnerschaft befragt äußerten 52% die – durch die Überarbeitung des Lebenspartnerschaftsgesetzes 2005 in Kraft getretene – Möglichkeit der Stiefkindadoption als sehr bedeutsames Motiv. 41% hofften ferner die Beziehung würde durch die Eintragung gefestigt, 26% erwarteten eine höhere gesellschaftliche Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen, 28% eine rechtliche Anerkennung der Familie und 31% nannten die Absicherung des Kindes. In nur 17% der Mehrfachantworten wird die Absicherung des Partners als Grund für die Verpartnerung benannt (Rupp & Dürnberger 2009, 77 - 78). Die Häufung in den Jahren 2005/06 (zusammen 45,2%) zur Frage, wann die Eintragung vorgenommen wurde, deutet ebenfalls darauf hin, dass die seit 2005 mögliche Stiefkindadoption zu den wesentlichen Motiven für die Eintragung zählte.

„Somit stehen vor allem familien-, kind- und beziehungsbezogene Vorteile im Zentrum der Entscheidung, während der formale oder materielle Nutzen für die Partnerschaft weitaus weniger thematisiert wird. Dies kann mit dem erhöhten Anteil von Haushalten mit zwei erwerbstätigen Partner(inne)n zum einen und mit der Kritik an der Ungleichbehandlung mit Ehen zum anderen zusammenhängen“ (ebd. 79)

Eine institutionelle Qualität für die Identität des Paares (Maier, 2008) scheinen aber auch die befragten Paare der *ifb*-Studie nicht festzustellen: Auswirkungen auf die Beziehung durch die Eintragung werden nur von einem Drittel wahrgenommen, von diesen meinten 76% die Beziehung habe sich gefestigt und 58% berichten ein erhöhtes Zusammengehörigkeitsgefühl – äußerst selten werden negative Folgen bemerkt (nur 1 - 2% der Subgruppe, die Veränderungen überhaupt wahrnehmen) (Rupp & Dürnberger 2009, 80).

Entgegen dem durch Gegner gleichgeschlechtlicher Elternschaften häufig vorgebrachten Einwand, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen grundsätzlich instabil seien und sie deswegen keinen geeigneten, weil kontinuierlichen Ort des Aufwachsens für Kinder darstellten, sticht die hohe Dauer eines gemeinsamen Haushaltes der befragten Paare ab:

durchschnittlich 7,7 Jahre zum Befragungszeitpunkt, wobei die – nur kleine – Gruppe der Männerpaare, denen im besonderen Maße flüchtige Beziehungen nachgesagt werden, sogar neun Jahre im Schnitt zusammen wohnten (ebd., 76).

Bei der Frage nach der Herkunft der Kinder in den Lebenspartnerschaften ergibt sich in der *ifb*-Studie ein interessantes Bild: Die Mehrheit der Kinder sind das leibliche Kind einer der PartnerInnen (92%). Rein soziale Elternschaften spielen mit zusammen 8% eine nachgeordnete Rolle, wengleich ihr Anteil gegenüber Elternschaften verschiedengeschlechtlicher Paare nichtsdestotrotz deutlich erhöht sein dürfte. Man könnte vor dem Übergewicht biologisch begründeter Elternschaften zunächst versucht sein den Schluss zu ziehen, dass es sich bei den gleichgeschlechtlichen Elternpaaren vor allem um Stiefelternschaften handelt, jedoch zeigt sich bei genauerer Betrachtung (Abb. 10) der zuvor angedeutete Wandel hin zu mehr gemeinsamen Kindern: „Mehr als jedes zweite Kind wurde in die aktuelle Beziehung hineingeboren oder in deren Rahmen adoptiert bzw. in Pflege genommen (53%)“ (Rupp & Dürnberger 2009, 86). Von den 636 erfassten leiblichen Kindern eines der PartnerInnen sind lediglich 51% vor der aktuellen Partnerschaft, in zumeist heterosexuellen Bezügen (94%),⁷⁶ geboren worden. 49% wurden hingegen innerhalb der aktuellen Beziehung geboren. Dabei geben 82% an, dass das Kind durch eine Insemination gezeugt wurde, die übrigen befragten äußerten sich nicht zu diesem Thema (ebd.).

Besonders die Gruppe der Inseminationskinder weist auf eine Verschiebung der beiden biografischen Konstellationen gleichgeschlechtlicher Elternschaft hin:

„Bei näherer Betrachtung dieser unterschiedlichen Gruppen von Kindern fällt auf, dass die Inseminationskinder überdurchschnittlich jung sind. 61% dieser Kinder sind maximal drei Jahre alt, während leibliche Kinder ohne diesen Hintergrund zu 73% älter als zehn Jahre sind“ (ebd., 86)

76 4% hatten zum Zeitpunkt der Geburt keine Partnerschaft und 2,5% lebten in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung. Die Gruppe der Eltern, die zum Zeitpunkt der Geburt alleinstehend war, ist insgesamt sehr klein (1,9%), biografische Übergänge mit Kindern zwischen zwei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften zudem überaus selten (1,2%).

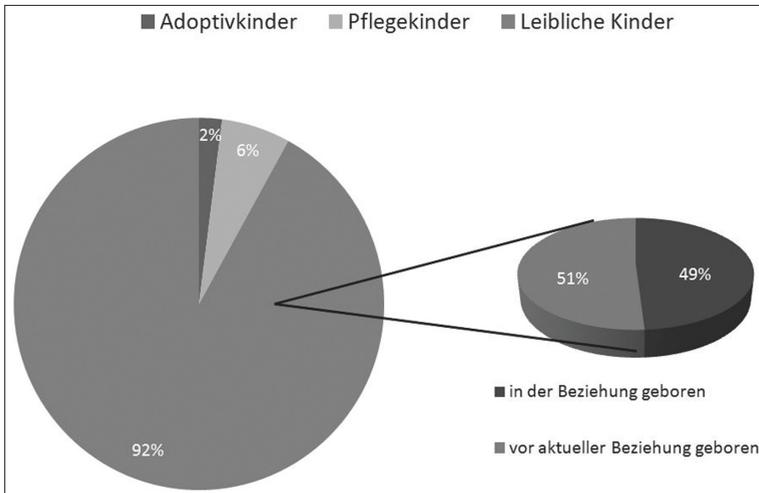


Abb. 10: Herkunft der Kinder in eingetragenen Lebenspartnerschaften
Eigene Darstellung auf Datengrundlage von Rupp & Dürnberger (2009)

Mit dem unterschiedlichen Hintergrund der Familienkonstellation variiert die Qualität, die der gleichgeschlechtlichen Elternschaft beigemessen wird, so zum Beispiel für die Bedeutung eines gemeinsamen Lebenspartnerschaftsnamens: 64% der Partnerschaften wählten einen gemeinsamen Lebenspartnerschaftsnamen, um die Zusammengehörigkeit nach außen hin zu dokumentieren (ebd., 76):

„Während der gemeinsame Name für Paare mit gemeinsamen Kindern von hoher Bedeutung ist, nimmt dieser bei Familien mit Kindern aus früheren Partnerschaften einen eher nachrangigen Stellenwert ein.“
(ebd., 77)

Gleichfalls spielte das eher politische Motiv, mit der Eintragung der Partnerschaft die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen zu erhöhen, für die Paare mit gemeinsamen Kindern eine größere Rolle. Vor der ungleichzeitigen Verschiebung der biografischen Elternschaftswege gleichgeschlechtlich orientierter Menschen kommt es statistisch

– wie aufgezeigt werden konnte (Kap. 3.1) – zu einer zunächst paradox anmuteten Situation: Mit steigender Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensformen sinkt der Anteil an gleichgeschlechtlichen Elternschaften. Der Widerspruch liegt jedoch im Wandel homosexueller Biografien begründet: während eine Elterngruppe durch frühere Coming-Outs gleichgeschlechtlich orientierter Menschen fortwährend schrumpft (Stieffamilien), wächst die neue Elterngruppe gleichgeschlechtlicher Paare, die ein gemeinsames Kind planen, weniger stark an. Insbesondere vor dem Hintergrund des hohen Anteils von Männerpaaren an den Lebensgemeinschaften und deren größerer Realisierungsschwierigkeiten eines Kinderwunsches innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Beziehung, ist deshalb auch zukünftig zunächst eher mit einer Abnahme gleichgeschlechtlicher Elternschaften zu rechnen (Eggen, 2010) – zumindest kurz- und mittelfristig, je nachdem wie gleichgeschlechtliche Paare gesellschaftlich Unterstützung bei der Umsetzung einer Familienplanung erfahren werden. Welche Möglichkeiten gleichgeschlechtliche Paare heute auf dem Weg zu einer Familiengründung nutzen können, welche Hürden sie ggf. nehmen müssen und vor welche Barrieren sie sich gestellt sehen, soll im Folgenden genauer betrachtet werden.

3.3 Wege der Elternschaften gleichgeschlechtlicher Paare

Während gleichgeschlechtliche Stieffamilien, bei denen Kinder aus zuvor gelebten verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften aufwachsen, lange Zeit die überwiegende Konstellation gleichgeschlechtlicher Elternschaft darstellten, sind hingegen jene Paare, die einen Kinderwunsch innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Beziehung umsetzen wollen, ein jüngeres Phänomen, dessen Umfang zwar nur langsam, dessen gesellschaftliche Bedeutung aber rasant zugenommen hat. Es stellt sich dessen ungeachtet die Frage: Wenn der Storch die Kinder nicht bringt, wie kommen sie dann zum gleichgeschlechtlichen Paar? Zwei biologisch gleich ausgestattete PartnerInnen können ohne fremde Beteiligung keine Kinder zeugen, ein Faktum das früher von vielen Paaren mit dem biografischen Weg einer Kinderlosigkeit assoziiert wurde. Heute greifen vor allem Gegner der „Homo-Ehe“ und einer Gleichstellung im Adop-

tionsrecht diesen Umstand auf, um mit naturalistischer Begründung gleichgeschlechtlichen Paaren eine mögliche Elternschaft verwehren zu wollen. Mit zum Teil ähnlich begründeter Skepsis begegnen den Paaren auch jene gesellschaftlichen Institutionen, die an den Schlüsselstellen zu alternativen Wegen der Elternschaft positioniert sind, wie zum Beispiel der künstlichen Befruchtung oder der Adoption. Welche Wege stehen gleichgeschlechtlichen Paaren infolge dieser biologischen und sozialen Hürden – mehr oder weniger – offen, um den Wunsch nach einer Familiengründung umzusetzen? Und welche Besonderheiten bringen die verschiedenen Elternkonstellationen mit sich, zum Beispiel hinsichtlich der unterschiedlich gelagerten Verteilung biologischer, sozialer und rechtlicher Elternschaft der PartnerInnen und womöglich dritter Personen? Diese Fragen will ich im Folgenden – unter besonderer Zuhilfenahme des Beratungsführers des LSVD⁷⁷ (Jansen u. a., 2007) sowie der Studie des *ifb* (Rupp, 2009) – diskutieren.

Stammen die Kinder nicht aus heterosexuellen Bezügen, sondern sind in eine bereits existierende gleichgeschlechtliche Partnerschaft gekommen, dann können innerhalb dieses Feldes zwei Varianten grob voneinander unterschieden werden:

- Ein Kind wird in eine gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft geboren
- Ein (fremdes) Kind wird von der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft aufgenommen

Von den 363 Kindern (53% der Gesamtstichprobe), die in der *ifb*-Studie in die aktuelle Beziehung des Paares hineingekommen sind, fallen 86% (313) dabei auf die erste und 14% (37 Pflegekinder plus 13 Adoptivkinder) auf die zweite Variante.

3.3.1 Variante 1: Ein Kind wird geboren

Dass Frauen in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung leben, heißt nicht, dass sie keine Kinder entbinden können – die Anwesenheit eines „Vaters“

77 Online verfügbar unter: <http://www.family.lsvd.de/beratungsfuehrer/> (09.04.2013).

ist wie bei alleinerziehenden Müttern keine Bedingung für Schwangerschaft und Geburt. Als künstliche Befruchtung kann jedwede Befruchtung einer Eizelle außerhalb einer verschiedengeschlechtlichen Beziehung, in der durch Geschlechtsverkehr ansonsten eine Zeugung möglich wäre, verstanden werden. Hierbei gilt es neben verschiedener Methoden, von den medizinisch assistierten: der In-vitro-Fertilisation⁷⁸ und der intrauterinen Insemination⁷⁹ bis hin zu häuslichen Methoden (Heiminsemination), vor allem die Frage zu entscheiden, welcher Samenspender gewählt wird. Die biologische Vaterschaft kann hier von einer heterologen Insemination mit dem Spendersamen eines anonymen oder später von Kind identifizierbaren Mannes (No- oder Yes-Spende) im In- oder Ausland, über eine eigene öffentliche Suche und Auswahl von geeigneten Spendern (z.B. durch Zeitungsinserate) bis hin zur privaten Suche eines dem Paar aus dem Umfeld bekannten Spenders reichen. An die Auswahl des Spenders ist die Frage geknüpft, ob, und wenn ja, inwiefern die biologische Vaterschaft mit einer Beziehung zum Kind verbunden werden soll. So kann ein „Samenspender“ als Bezugsperson für ein Kind mehr Präsenz in dessen Lebenswelt besitzen als etwa ein geschiedener oder getrennter „Vater“, der den Kontakt zu seiner Familie abgebrochen hat. Er kann dem Kind andererseits ebenso völlig unbekannt bleiben und erst mit der Volljährigkeit des Kindes, und den damit verbundenen Rechten auf die Kenntnis der eigenen Abstammung,⁸⁰ grobe Konturen gewinnen – je nach den Daten, die über ihn festgehalten wurden.⁸¹

In der Medizin ist die Insemination als „auf andere Weise als durch Geschlechtsverkehr erfolgende Befruchtung einer Frau“ definiert und

78 Spermien befruchten eine Eizelle im Reagenzglas oder werden bei milderer Beweglichkeit in die Eizelle injiziert (intrazytoplasmatische Spermieninjektion).

79 Sperma wird während der fruchtbaren Tage der Frau bis in ihre Gebärmutter gebracht.

80 In einer Entscheidung des Bundesgerichtshofes von 1989 heißt es, dass es zu den Persönlichkeitsrechten eines Menschen gehört, seine genetische Herkunft zu kennen. Diese Rechte wiegen nach aktuellen Urteilen mehr als das Recht auf Anonymität eines Spenders.

„Entsprechend handelt es sich bei Samenspenden, die in Deutschland vermittelt werden, mehrheitlich um so genannte Yes-Spenden. Hier hat das Kind ab einem bestimmten Alter die Möglichkeit, Auskunft über die bislang unbekannte Hälfte seines genetischen Erbes zu erhalten“

(Jansen u. a., 2007, 34).

81 Erst seit 2007 müssen Unterlagen über eine Samenspende 30 Jahre lang aufgehoben werden (GewebeG).

wird zwischen homologer Insemination, der Befruchtung einer verheirateten Frau mit dem Samen des Ehemannes, und der heterologen Insemination, der Befruchtung mit dem Samen eines anderen ggf. anonymen Mannes bzw. der Befruchtung einer unverheirateten Frau mit fremden Spendersamen unterschieden (Pschyrembel 1990, 788). Die Bundesärztekammer befürwortet in ihren Richtlinien eine Insemination nur bei verheirateten Paaren sowie unter bestimmten Bedingungen bei unverheiratet zusammenlebenden verschiedengeschlechtlichen Paaren, die wegen einer Sterilität der Frau oder einer Unfruchtbarkeit des Mannes, keine Kinder durch Geschlechtsverkehr zeugen können. Alleinstehende Frauen und Frauenpaare sollen demgegenüber von einer heterologen Insemination ausgeschlossen sein, mit der Begründung, dass das Aufwachsen mit einem (zumindest sozialen) Vater für Kinder sichergestellt sein muss:

„Ist die Frau mit dem künftigen (genetischen) Vater nicht verheiratet, soll sichergestellt sein, dass das mit einer Methode der assistierten Reproduktion gezeugte Kind nicht ohne sozialen und rechtlichen Vater aufwächst. [...] Bei nicht miteinander verheirateten Paaren wird dabei einer heterologen Insemination mit besonderer Zurückhaltung zu begegnen sein; sie erklärt sich aus dem Ziel, dem so gezeugten Kind eine stabile Beziehung zu beiden Elternteilen zu sichern.“⁸²

Eine ähnliche Debatte in der Reproduktionsmedizin um die „Notwendigkeit eines Vaters für das Kind“ hat es im Zuge der Reformation des Gewebegesetzes auch in England gegeben (Blyth, 2010). Hier wie dort passt eine solche Position weder zu den Forschungsbefunden über gleichgeschlechtliche Elternschaften noch ist sie mit anderen Gesetzgebungen wie der zur Lebenspartnerschaft vereinbar, in welcher Kinder stiefadoptiert und ohne Bedenken um das Fehlen eines Vaters aufwachsen. Die „Richtlinien zur assistierten Reproduktion“ der Bundesärztekammer definieren aber kein neues Recht (Jansen u.a., 2007), sondern sind Teil der Berufsordnung für Ärzte und versuchen standesrechtlich eine solche

82 Aus der Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion in der Novelle 2006, Bekanntmachung im Deutschen Ärzteblatt, 103(20) vom 19. Mai 2006, Seite A 1400. Online verfügbar unter: http://www.bundesaerztekammer.de/downloads/Kuenstbefrucht_pdf.pdf (05.04.2013).

Praxis zu unterbinden. Alleinstehende Frauen oder ein Frauenpaar bei der Insemination zu unterstützen ist dementsprechend nicht strafbar. Einige Reproduktionskliniken zeigen sich bereit, solchen Frauen bei der Verwirklichung ihres Kinderwunsches zu helfen. Insgesamt gibt es in Deutschland eher wenig Institute, die eine Insemination bei Frauenpaaren durchführen, nicht zuletzt weil die Ärzteschaft das alleinige Recht auf diese hat (Embryonenschutzgesetz, vgl. § 9). Die Folge ist ein „Inseminationstourismus“ (Berger u.a., 2000), bei welchem die Frauenpaare im Ausland die Befruchtung durchführen lassen. Dies spiegelt sich empirisch in der Studie der Stadt Köln „Wir sind Eltern!“ zur Lebenssituation von Kölner Regenbogenfamilien wider (Frohn u.a., 2011): 22 der befragten 114 Familien der Untersuchung haben sich entschieden, ihren Kinderwunsch durch eine heterologe Insemination zu realisieren, hieraus sind 25 Kinder entstanden. 20 der 22 Familien, also über 90% der Inseminationen wurden im Ausland durchgeführt (davon 41% in Dänemark und weitere 41% in den Niederlanden). In der Studie des *ifb* scheinen Auslandsinseminationen eine geringfügigere Rolle gespielt zu haben, hier entschieden sich nur 18% der Inseminationsfamilien für eine assistierte Reproduktion im Ausland (Rupp & Dürnberger 2009, 88 - 89). Ob im In- oder Ausland, die Insemination ist für die Frauen jedoch eine relativ kostspielige Möglichkeit (insbesondere wenn die Befruchtung nicht beim ersten Versuch gelingt), da die entstehenden Kosten für unverheiratete Paare nicht von den Krankenkassen übernommen werden. Berger u.a. sehen für anonyme Spenden zudem mögliche strukturelle Probleme:

„Frauen, die durch Insemination schwanger wurden, können staatliche Unterstützungsleistungen oft nicht in Anspruch nehmen, da sie sich hierbei meist bereit erklären müssen, den Vater des Kindes zu nennen. Dies ist ihnen aber unmöglich [...], da sie den Namen des Vaters aufgrund der anonym erhaltenen Samenspende nicht kennen.“ (2000, 34)

Umgekehrt könnte es für das Frauenpaar zu rechtlichen Streitigkeiten führen, wenn der Samenspender bekannt ist und Umgang mit „seinem“ Kind einklagen möchte. Die Eintragung des biologischen Vaters in das Geburtenbuch kann eine anschließende Stiefkindadoption durch den nicht-biologischen Elternteil erschweren (Rupp, 2009).

Eine Alternative zur medizinisch – durch Samenbanken oder Reproduktionskliniken – unterstützten Insemination bildet eine Befruchtung durch einen privaten Spender z.B. durch die sog. Bechermethode.⁸³ Ein solcher Spender kann durch öffentliche Anzeigen (Internet, Zeitungsinserate) oder im privaten Umfeld gesucht werden:

„Für die Betroffenen ist oft ausschlaggebend, dass ihr zukünftiges Kind, wenn es den Wunsch hat, mit dem Samenspender in Kontakt treten kann, falls dieser damit einverstanden ist. Darüber hinaus finden einige Mütter es angenehm, eine Vorstellung davon zu haben, was als biologisches ‚Erbe‘ ihres Kindes zu erwarten oder besser zu erhoffen ist, wie eine schöne Nase, eine musikalische Begabung oder ein prima Zahlenverständnis.“ (Jansen u. a. 2007, 36)

Private Spenden beinhalten gegenüber medizinischen Institutionen aber einige Risiken, eine solche Samenspende ist für alle Beteiligten – nicht nur rechtlich – eine Vertrauenssache, darüber dass getroffene Absprachen eingehalten werden.

„Erst eine Stiefkindadoption des Kindes durch die eingetragene Lebenspartnerin schafft Sicherheit in beide Richtungen: Der Samenspender ist definitiv von etwaigen Unterhaltsverpflichtungen befreit und die beiden Lebenspartnerinnen gelten rechtlich als Mütter ihres Kindes“.
(Jansen u. a. 2007, 40)

Kinder aus Inseminationen leben fast ausschließlich bei Mütterpaaren, es gibt aber wenige Ausnahmen, in denen die Kinder nach der Geburt bei einem Väterpaar leben – die Elternschaft also mit der Mutter geteilt wird oder sich eine Frau bereit erklärt hat ein Kind auszutragen und an das Männerpaar abzugeben (Rupp & Dürnberger 2009, 88). Die letztgenannten Arrangements sind höchst selten und grenzen an die in Deutschland strafrechtlich sanktionierte Leihmutterchaft.⁸⁴ Eine andere

83 Zeitnah entnommenes Ejakulat wird hierbei umgehend mit einer Spritze o.ä. in die Scheide eingeführt.

84 In Deutschland ist es gleichgeschlechtlich orientierten Männern nur möglich, „durch heterosexuellen Geschlechtsverkehr oder künstliche Befruchtung ohne

Sonderform bilden Modelle mit drei oder sogar vier Eltern, in denen eine gleichgeschlechtlich orientierte Frau oder ein Frauenpaar und ein gleichgeschlechtlich orientierter Mann oder ein Männerpaar, gemeinsam ihren Wunsch nach Kindern verwirklichen: die sog. Queer-Family.⁸⁵

Gleich für welchen Weg sich die Paare entscheiden, tritt durch die Form einer leiblichen Elternschaft ein zumindest biologisches Ungleichgewicht zwischen die gleichgeschlechtlichen Eltern, da nur einer der PartnerInnen Mutter bzw. Vater werden kann. Inwiefern dies in die Konzeption der Elternschaft und eine mögliche Differenzierung der Elternrollen hineinspielt, kann von den Paaren unterschiedlich ausgestaltet werden (näher dazu Kap. 3.5). Allgemein ist über den Weg einer Insemination festzuhalten, dass sie von medizinischer und rechtlicher Seite für die Frauenpaare mit einigen Barrieren und Risiken verbunden sein kann. Sie kann bei missglückten Versuchen kräftezehrend und kostspielig werden. Arrangements mit privaten Spendern erfordern andererseits verlässliche Absprachen und können bei Modellen multipler Elternschaft, in denen die Spender auch als soziale Bezugspersonen eine Rolle spielen sollen, im größeren Umfang Kommunikation und Aushandlungen erforderlich machen. An dem beträchtlichen Anteil der Kinder aus künstlicher Befruchtung (39%) bei den befragten Lebenspartnerschaften der *ifb*-Studie (Rupp & Dürnberger 2009, 88) wird aber die hohe – und zukünftig wohl anwachsende – Bedeutung dieses Elternschaftsweges für gleichgeschlechtliche Paare, vor allem für die Frauenpaare, deutlich.

die Inanspruchnahme eines Arztes Vater zu werden. Dagegen ist in den USA die Möglichkeit der künstlichen Befruchtung in diesem Zusammenhang gegeben. Mit der Geburt des Kindes verliert dann die Mutter jeglichen Anspruch an das Kind, und der biologische Vater wird der alleinige legale Elternteil. Das Kind wird schließlich von den beiden Männern aufgezogen und eventuell von dem nicht biologischen Vater adoptiert.“ (Fthenakis & Ladwig 2002, 5 - 6)

- 85 Von einem prominenten Beispiel eines „Quadra-Parenting“ wurde in der Sendung Günther Jauch vom 3. März 2013 berichtet: Der ehemalige Bremer Bürgermeister Henning Scherf erzählte dort von seiner in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung lebenden Tochter und seinem Enkel, der zwischen zwei Haushalten mit vier Eltern lebt – einem Mütter- und einem Väterpaar. Scherf betrachtet sowohl die Partnerin seiner Tochter als auch die beiden Männer als Schwiegertochter und -söhne.

3.3.2 Variante 2: Ein Kind wird aufgenommen

Eine gleichgeschlechtliche Elternschaft kann nicht nur über die Geburt eines leiblichen Kindes (einer der PartnerInnen) konstituiert werden, sie kann – wie dies für verschiedengeschlechtliche Paare ebenso möglich ist – ebenfalls durch die Aufnahme eines fremden⁸⁶ Kindes begründet sein, zu dem eine soziale Elternschaft mit ggf. unterschiedlich gelagerten Sorgerechtsanteilen besteht. In dieses Spektrum möglicher Familienbegründungen fällt neben der Adoption die Aufnahme von Pflegekindern. Den Weg einer Pflegschaft werde ich für die Fragestellung dieser Arbeit im Allgemeinen (Kap. 4) sowie im spezifischen für gleichgeschlechtliche Pflegeelternpaare (Kap. 5) eigens aufgreifen und diskutieren. Die folgenden Ausführungen beschränken sich dementsprechend auf Formen der Adoption.⁸⁷ Zu unterscheiden ist bei Adoptionen die Stiefkind oder auch nahe Stehenden-Adoption (kleines Adoptionsrecht) von der Fremdkindadoption (großes Adoptionsrecht). Während eingetragene Lebenspartnerschaften seit 2005 die rechtliche Möglichkeit vorsehen, dass Kinder des biologischen Elternteils von dem/r PartnerIn adoptiert werden können und somit der sozialen Elternschaft ein Rechtsstatus verliehen wird, ist es den LebenspartnerInnen bislang jedoch nicht erlaubt gemeinsam ein fremdes Kind zu adoptieren. PartnerInnen aus gleichgeschlechtlichen Beziehungen können nur als Einzelperson adoptieren, eine sukzessive Adoption des von dem/der PartnerIn adoptierten Kindes (sog. Kettenadoption) wurde bis vor kurzem noch untersagt, das Verbot wurde jedoch mit dem Urteil des Verfassungsgerichtes vom 19. Februar 2013 für unrechtmäßig befunden, da das Gericht das Recht auf Gleichbehandlung für die betroffenen Kinder und LebenspartnerInnen als verletzt ansieht. Eine Veränderung im Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare ist

86 „Fremd“ meint hier, dass zum Kind keine biologische Beziehung besteht, das Kind kann seinen sozialen Eltern vor der Aufnahme hingegen bekannt sein (z.B. bei einer Netzwerkpflege oder der Adoption eines Kindes aus dem Umfeld des Paares).

87 Das bedeutet auch, dass ich davon ausgehe, dass zu dem aufgenommenen Kind eine rechtliche Beziehung besteht. Ausgenommen sind damit informelle soziale Elternschaften (z.B. dem Jugendamt unbekannte Verwandtschafts- oder Netzwerkpflegen), von denen es in der *ifb*-Studie immerhin fünf Fälle gegeben haben könnte – in diesen Fällen machten die Befragten Angaben über eine rein soziale Elternschaft ohne das eine rechtliche Beziehung bestanden habe (Rupp & Dürnberger 2009, 86).

wahrscheinlich. Mit der gesetzlichen Novellierung könnten für gleichgeschlechtliche Paare die zurzeit sehr eingeschränkten Chancen auf die Adoption fremder Kinder in Deutschland anwachsen, da die weniger gute Absicherung des nur von einem/r PartnerIn adoptierten Kindes⁸⁸ als häufiges Ausschlussprinzip bei Adoptionsstellen entfallen müsste. M.E. dürfte dies nur ein – manchen willkommener – Anlass gewesen sein, Ehepaare im Pool der Bewerber zu bevorzugen, denn jedem zur Adoption frei gegeben Kind steht seit Jahrzehnten ein Mehrfaches an Anträgen gegenüber (mindestens 1:10). Die Veränderung des Adoptionsrechtes wäre zwar ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Gleichstellung, allerdings bleibt

„die Adoption eines Kindes im Inland aufgrund des Verhältnisses von in Deutschland zur Adoption freigegebenen minderjährigen Kindern und adoptionswilligen Ehepaaren für gleichgeschlechtliche Paare de facto nur eine theoretische Option“ (Bergold & Rupp 2011, 121).

Die geringen Chancen auf eine Adoption im Inland spiegeln sich bei den Strategien der Paare wider, die sich eine Adoption wünschen und ihr Glück deshalb im Ausland suchen. Bei der *ifb*-Studie waren Adoptivkinder insgesamt selten, von den 13 Lebenspartnerschaften mit adoptierten Kindern hatten 10 eine Adoption im Ausland vollzogen (Rupp & Dürnberger 2009, 99). 9 der 10 Paare nannten vor allem die geringen Chancen im Inland dafür als ausschlaggebend. Für eine Adoption im Ausland muss lediglich eine Adoptionserlaubnis durch ein deutsches Jugendamt vorliegen, damit sich das Paar bei anerkannten internationalen Vermittlungsstellen bewerben kann. In manchen Ratgebern wird gleichgeschlechtlichen Paaren empfohlen als Einzelpersonen aufzutreten, da nur wenige Stellen an gleichgeschlechtliche Paare veradoptieren würden. Die gleichgeschlechtliche Lebensweise wurde bei den 13 befragten Lebenspartnerschaften hingegen in allen Vermittlungsverfahren thematisiert – auch hier gibt es anscheinend Hinweise auf Veränderungen im Umgang mit gleichgeschlechtlichen Paaren.

88 Da statt beider PartnerInnen nur einer das Sorgerecht inne hätte und im Unglücksfall von Tod oder Trennung nicht zu Unterhalt und Sorge für das adoptierte Kind verpflichtet wäre.

Anders als bei Inseminationsfamilien zeichnet den Weg einer Adoption aus, dass er für die Paarebene ein Ungleichgewicht hinsichtlich der biologischen Elternschaft vermeidet: Beide PartnerInnen sind soziale Elternteile des Kindes. Das Adoptionsrecht für eingetragene Lebenspartnerschaften zwang die Paare allerdings zu einer Ungleichgewichtung in rechtlicher Hinsicht, da nur einer der PartnerInnen adoptieren durfte und eine anschließende (Stiefkind)Adoption des von dem/der PartnerIn adoptierten Kindes verboten war – eine Situation, die das Paar vor eine ggf. schwierige Entscheidung stellen kann. Mit dem Ausblick auf eine gesetzliche Veränderung in diesem Bereich fällt das von außen erzwungene rechtliche Ungleichgewicht für die PartnerInnen zukünftig wohl weg.

3.4 Besondere Merkmale gleichgeschlechtlicher Elternschaften

Welchen Weg das Paar bei der Verwirklichung einer Elternschaft auch gehen mag, die Umsetzung des Kinderwunsches ist stets an einen Entscheidungsprozess gebunden, der sich positiv für ein Leben mit Kindern aussprechen muss, denn weder erfüllt das Paar eine normative Erwartung, die von gleichgeschlechtlichen Paaren eine Familiengründung annimmt, noch bekommen sie ungeplant Kinder im Zuge unzureichender Verhütung – Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern sind praktisch immer absolute Wunschkinder. Zwar ist die Frage nach einem Leben mit Kindern auch für verschiedengeschlechtliche Paare zunehmend zu einer Option geworden, die Schwangerschaft allein gilt nicht als Schicksal, sondern wird vor dem Horizont einer möglichen Abtreibung zu einer verantworteten Entscheidung: „Kinder nur dann zur Welt zu bringen, wenn man glaubt, dieser Verantwortung tatsächlich gerecht werden zu können“ (nach Kaufmann 1988, 395 – aus Lenz & Böhnisch 1997, 35). Dennoch, betrachtet man den vergleichsweise erhöhten Aufwand zur Erfüllung eines Kinderwunsches innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Beziehung, so ist zu erahnen, welche hohe biografische Bedeutung der Elternschaft von den Frauen und Männern beigemessen werden muss und welchen bewusst gewählten und bewusst geplanten Weg sie zu diesem Ziel

beschritten haben. „Dieser hohe Grad der Bewusstheit bei der Entscheidung für das Kind könnte dazu beitragen, dass die Grundvoraussetzungen für das künftige Kind gründlicher analysiert werden und die Stabilität der Partnerschaft einen wesentlichen Aspekt in dieser Analyse bildet“ (Frohn u.a. 2011, 43). Alleinerziehende Elternteile in Folge von Trennungen könnten deshalb in dieser Elterngruppe seltener sein als im Durchschnitt der Gesamtbevölkerung – ein Aspekt der mit Blick auf dort aufwachsende Kinder für die Stabilität des Lebensumfeldes sprechen würde.

Vor dem Hintergrund der quantitativen Gewichtung der beiden beschriebenen Elternschaftswege, wird ein Gefälle zwischen Mütter- und Väterpaaren in der Gesamtgruppe offenkundig, da Kinder aus Inseminationen nach Stiefelternschaften die größte Elternschaftsgruppe repräsentieren. Modelle, in denen Männerpaare als private Spender gemeinsam mit Frauen(paaren) Kinder bekommen und in der Folge (zumindest teilweise) Elternfunktionen übernehmen, sog. Queer-Familys bis hin zu einem Quadra-Parenting (Fthenakis & Ladwig, 2002), bilden bei den Formen künstlicher Befruchtung wahrscheinlich eher eine Ausnahme.⁸⁹ Entsprechend häufiger – im Vergleich zur Gesamtstichprobe der Väterpaare – tauchen die Männerpaare als Pflegeväter⁹⁰ auf (28% gegenüber 7% gesamt). Männerpaare sind aufgrund des Zusammenkommens größerer biologischer und wahrscheinlich auch sozialer Hürden⁹¹ mit einem ambivalenteren Kinderwunsch als dies für Frauen typisch ist im Feld gleichgeschlechtlicher Elternschaften wesentlich seltener zu finden und bilden trotz ihrer Majorität bei den gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften und Lebenspartnerschaften (Kap. 2) hier eine Minderheit.

Im Zusammenwirken mit dieser Geschlechtsspezifika, variieren die Elternschaftswege zudem bezüglich der Verteilung ihrer Elternschaftsseg-

89 In der Köln-Studie taucht demgegenüber ein erstaunlich hoher Anteil von Queer-Familys (29 der 114 befragten Familien) auf (Frohn u. a. 2011, 47 - 48).

90 Ähnliche Hinweise liefert die Köln-Studie (Frohn u. a., 2011): Von den dort einbezogenen 11 Pflegekindern, lebten 6 bei Väter- und 5 bei Mütterpaaren.

91 Nicht nur Familienforschern gilt die Mutter-Kind-Dyade als Grundbaustein der Familienbildung (Lenz & Böhnisch 1997, 30), die Vorstellung dass ein Kind zu (s)einer Mutter gehöre, dürfte in der Bundesbevölkerung weit verbreitet sein, zudem wiegen Vorurteile gegenüber einer Geeignetheit zur Elternschaft bei gleichgeschlechtlich orientierten Männern deutlich schwerer (ebenso Plaß, 2012).

mente: biologischer, rechtlicher und sozialer Elternschaft, für die beiden PartnerInnen und mögliche Dritte:

„Ein [...] wesentlicher Unterschied zu heterosexuellen Familien besteht darin, dass es Konstellationen gibt, in denen die biologische (und teilweise auch soziale) Elternschaft zu einem Teil bei bekannten Personen außerhalb der Kernfamilie liegt.“ (Frohn u. a. 2011, 47)

Dies betrifft nicht nur die Stieffamilien, bei denen häufig ein Kontakt zum anderen Elternteil nach einer Trennung gehalten wird, also Patchwork-Konstellationen, die bei verschiedengeschlechtlichen Beziehungen ebenso vorkommen, sondern ist insbesondere für die Inseminationsfamilien eine Besonderheit: So entstammten beispielsweise in der Köln-Studie ein Drittel der leiblichen Kinder einem bekannten Spender, der eine aktive Vaterfunktion für das Kind einnimmt (Frohn u.a. 2011, 47 - 48). Solche Modelle multipler Elternschaft sind für die betreffenden Personen in ihrer sozialen Realität jedoch schwer in entsprechende (Sorge) Rechtsbeziehungen abzubilden, da für jedes Kind nur zwei Elternteile vorgesehen sind. Adoptionsfamilien weisen demgegenüber zwar für beide PartnerInnen keine biologische Elternschaft aus, teilen dafür allerdings seltener die rechtliche und soziale Elternschaft mit anderen Personen, was wiederum anders in Pflegefamilien aussehen kann, die häufig weit größeren Kontakt zu den Herkunftsfamilien der Kinder haben. Um die Komplexität und Dynamik der verschiedenen Elternkonstellationen und ihrer Elternschaft-Segmente für Kinder über den Lebensverlauf nachvollziehen zu können, braucht es in der Familienforschung zukünftig deshalb differenziertere Konzepte zur Beschreibung solcher Familien (siehe Vas-kovics, 2011).

Übergreifend zu allen Konstellationen gleichgeschlechtlicher Elternschaft lässt sich feststellen, dass eine Entkopplung biologischer und sozialer Elternschaft für diese in unterschiedlichen Formen von Bedeutung ist, dabei gilt selbst für innerhalb der Beziehung geborene Kinder, dass einer der PartnerInnen zu diesem eine soziale Elternschaft einnehmen muss. Es ist demnach plausibel anzunehmen, dass gleichgeschlechtliche Paare mit gemeinsamen Kinderwunsch die Möglichkeit einer sozialen Elternschaft für sich antizipieren und sich mit dieser bereits im Vorfeld des Kinder-

wunsches auseinandersetzen müssen – inklusive einer wahrscheinlichen Aushandlung mit der Partnerin wer, im Falle einer Insemination, die biologische Elternschaft und die damit besonders für die Statuspassage zur Mutterschaft hochbedeutsame Phase der Schwangerschaft und Geburt für das Kind einnehmen soll. Denn Mutterschaft ist nicht nur biologisch, sondern ebenso im rechtlichen Sinne stärker mit der Schwangerschaft und Geburt verbunden als Vaterschaft⁹² („Mutter eines Kindes ist die Frau, die es geboren hat“; § 1591, BGB). Auch wenn allgemein die biologische Elternschaft sicherlich „eine besondere Überzeugungskraft für die Übernahme der Vater- und Mutterposition ausübt“ (Lenz & Böhnisch 1997, 31) und als Faktum nicht ungeschehen gemacht werden kann (ebd., 33), so gilt dies nicht im selben Maße für die soziale Elternschaft: „Ihre Übernahme kann von vornherein verweigert und auch zu einem späteren Zeitpunkt aufgekündigt werden“ (ebd., 33). In einer Revision von Tyrells (1988) Rekrutierungsprinzipien der Familie machen Lenz & Böhnisch deshalb deutlich, dass „nicht die biologische, sondern die soziale Mutter- und Vaterschaft eine Familie konstruiert“ – „die Übernahme und das Innehaben der Eltern-Position(en)“ ist ausschlaggebend (1997, 33). Mit einer weiteren Verbreitung alternativer Familienmodelle und einer Abnahme der Bedeutung der Blutsverwandtschaft für gelebte Familienrealitäten und Familienzusammengehörigkeiten, ist für Familien zukünftig zunehmend zurechnen (Vaskovics 2011, 32). Auf der anderen Seite nimmt aus der Perspektive der Kinder, die Frage der Herkunft (wo komme ich her) an Bedeutung zu, eine Frage, die für Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Eltern leben, wohl nicht in Abrede zu stellen ist.⁹³ Wie diese Frage gestellt wird und welche Rolle sie im Leben der Kinder einnimmt, ist nicht zuletzt von den unterschiedlichen Abstammungskontexten abhängig. Jansen u.a.

92 Demgemäß sind im Feld verschiedengeschlechtlicher Stiefelternschaften, die sozialen Elternteile zumeist die (Stief)Väter, indessen Stiefmütter die bekanntesten Vorlagen für böse Märchenfiguren bilden – womöglich eine kulturelle Kehrseite der stark naturalisierten Mutterrolle.

93 Sowohl bei als Säugling adoptierten Kindern wie auch bei Kindern aus heterologer Inseminationen können verschiedengeschlechtliche Paare mit Normalitätsstrategien die nicht (vollständig) vorhandene biologische Elternschaft theoretisch leugnen und das Kind so über seine Abstammung im Unklaren lassen. Eine Strategie, die für gleichgeschlechtliche Paare offenkundig nicht greift.

bemerken im Vergleich biografischer Identitätssuche von Adoptiv- und Inseminationskindern deshalb:

„Allen Adoptivkindern sind eine Diskontinuität zwischen Gegenwart und Vergangenheit und ein vollkommener Bruch in ihrer genealogischen Zugehörigkeit gemeinsam. Sie wurden in einem familiären Lebenskontext gezeugt und von einem Menschen geboren, der keine Rolle in ihrer heutigen familiären Wirklichkeit spielt. So verwundert es nicht, dass einige Adoptivkinder im Zuge ihrer Identitätsbildung versuchen, diese Kontinuität durch eine Suche nach den leiblichen Eltern zu schließen, um sich sozial und individuell zu platzieren. Das sieht bei Kindern, die via heterologer Insemination gezeugt wurden, jedoch anders aus. Sie wachsen bei ihrer leiblichen Mutter, gleich ob lesbisch oder heterosexuell, von Anfang an auf und – wenn alles wie erhofft verläuft – bleiben ihre Mütter und Väter oder ihre beiden Mütter ihnen auch erhalten, bis sie irgendwann ihre eigenen Wege gehen.“ (Jansen u. a. 2007, 48).

Für eine rein soziale Elternschaft stellt sich die Frage nach der Herkunft(sfamilie) also umso stärker. Wie präsent und damit zugänglich für die Fragen des Kindes diese im Alltag ist, kann sehr unterschiedlich sein, während sie bei Pflegschaften eines Kindes, für welche Besuchskontakte gesetzlich und im Hilfeplan vorgesehen werden (Kap. 4), eher Berührungspunkte zur eigenen Abstammung ermöglicht, können insbesondere Auslandsadoptionen, wegen der räumlichen und oft sprachlichen Distanz, einen harten Bruch zur Herkunftsfamilie nach sich ziehen, häufiger können die biologischen Eltern dann nur als erzählte Geschichte integriert werden.

Mit Blick auf die gleichgeschlechtlichen Eltern ist in diesen verschiedenen Kontexten biologischer und sozialer Elternschaft von einer höheren Normalität für soziale Elternschaften jedenfalls plausibel auszugehen.

Vor den verschiedenen Wegen und ihren Merkmalen für eine gleichgeschlechtliche Elternschaft, den unterschiedlich gelagerten biologischen und sozialen Bezügen zu den Kindern sowie vor der Besonderheit einer gleichgeschlechtlichen Besetzung der (primären) Elternteile und mangels gesellschaftlicher Vorgaben für solche Konstellationen von Familie, stellt sich im besonderen Maße die Frage danach, welche Konzepte von Eltern-

schaft das gleichgeschlechtliche Paar mit ihnen verbindet, wie sie diese hinsichtlich einer Differenzierung der Elternrollen, der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie des Erziehungsverhaltens ausgestalten.

3.5 Konzepte gleichgeschlechtlicher Elternschaften

Elternschaften gleichgeschlechtlicher Paare stellen traditionelle Vorstellungen von Familie in vielerlei Hinsicht in Frage: Weder basieren sie auf dem klassischen Reproduktionsmodell, welches die gemeinsame Zeugung eines verschiedengeschlechtlichen Paares mit einer Elternschaft für das entstehende Kind koppelt, noch reproduzieren sie zumindest – im Unterschied zu verschiedengeschlechtlichen Paaren, die durch alternative Wege wie der Adoption oder heterologen Insemination Eltern werden – die Vorstellung komplementärer Geschlechtsrollen für das Elternpaar, die mit der verschiedengeschlechtlichen Zeugung verbunden werden. Darüber hinaus wird nicht nur der Binärcode „Mutter und Vater“ ungewiss, die Annahme an sich, dass jedes Kind zwei Eltern habe, kann durch multiple Konzepte der Elternschaft (z.B. bei Queer-Familys) in Frage gestellt werden (Bergold & Rupp 2011, 122). Bei den gleichgeschlechtlichen Eltern von Mütter- respektive Väterpaaren zu sprechen, erzeugt vor der heteronormativen Konstruktion von Elternschaft deshalb spezifische Irritationen. Die Erwartungen an Elternschaft

„differieren sehr stark nach dem Geschlecht, so dass Konzepte von Vater- und Mutterrolle zu unterscheiden sind. Allerdings sind diese aufeinander bezogen, wobei sie teils komplementär ausgestattet sind und teils ineinander greifen. Zusammen bilden sie zeit- und kulturspezifisch geprägt Konzepte der Elternschaft“ (Bergold & Rupp 2011, 120)

Diese komplementäre Geschlechtsbezogenheit der Elternrollen, die fürsorgende und familienbezogene Mutter einerseits und der als Haupt und Ernährer auftretende Vater andererseits (Kap. 1.1), kann im Rahmen einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft auf der Geschlechterebene nicht reproduziert werden. Zwei Mütter bzw. zwei Väter werden – trotz des Vorhandenseins zweier Elternpersonen – dementsprechend als defizitär

assoziiert: ihnen fehlt eine geschlechtsspezifische Elternfunktion, indes-
sen die andere doppelt besetzt scheint. Will man dieser Assoziation und
ihrer impliziten Defizitannahme über gleichgeschlechtliche Elternschaft
nicht folgen, so kann man zwei mögliche Formen der Rollendifferenz-
zierung vermuten: Entweder das gleichgeschlechtliche Paar übernimmt
das Komplementärmodell, ohne dieses jedoch auf die Grundlage einer
Geschlechternatur zu begründen, oder es gestaltet seine Elternrollen so
aus, dass beide PartnerInnen „mütterliche“ und „väterliche“ Anteile reali-
sieren. Solche Modelle als Übergänge und Veränderungen der Geschlech-
terrollenverständnisse sind gleichfalls für verschiedengeschlechtlich ori-
entiertere Menschen zunehmend beobachtbar, so allein aus struktureller
Notwendigkeit für Ein-Eltern-Familien (zu meist alleinerziehende Müt-
ter, die neben Haushalt und Erziehung ebenso die Familie durch Erwerbs-
arbeit versorgen müssen) als auch mit Blick auf die heute erweiterten
Rollen von Frauen und Männern. Während eine berufliche Etablierung
zu einem wichtigen Eckpfeiler für die Identität von Frauen geworden ist,
haben sich ebenfalls die Vorstellungen von Vaterschaft insofern geän-
dert, dass heute mehr aktive Beteiligung am Familien- und Erziehungsall-
tag erwartet und gelebt wird (Bergold & Rupp 2011, 120). Eine egalitäre
Arbeitsteilung hat sich indessen nicht durchgesetzt. Elternschaft bleibt
für verschiedengeschlechtliche Paare immer noch vergleichsweise stark
am traditionellen Muster orientiert:

„Obgleich sich insgesamt betrachtet ein Wandel in der Gestaltbarkeit,
aber auch in den Gestaltungsanforderungen in Bezug auf die Elternrol-
len ergeben hat, sind die Konzepte noch immer von den normativen und
eher traditionellen Konzepten des (guten) Vater- oder Mutterseins beein-
flusst.“ (ebd., 121)

Inbesondere die Männer „schwanken zwischen väterlichen Engage-
ment einerseits und traditioneller Rollenaufteilung andererseits“
(ebd., 120 - 121). Während Männer in verschiedengeschlechtlichen
Beziehungen Hausarbeit und Erziehung als weibliche Aufgaben primär
den Frauen zuweisen können, ist ein solches Attributionsmuster für ein
gleichgeschlechtliches Paar absurd:

„Die eher klassische und durch die verbreitete Strukturierung der Erwerbstätigkeit begünstigte geschlechtsspezifische Rollenaufteilung kann bei homosexuellen Elternpaaren nicht zum Tragen kommen: Wenn zwei schwule Väter gemeinsam Kinder erziehen, ist es immer ein Vater, der die erzieherischen Aufgaben übernimmt.“

(Jansen & Steffens 2006, 646)

Gleiches gilt umgekehrt für die Frauenpaare, die mit der Übernahme der Mutterrolle(n) sich zwar geschlechtsrollentypisch verhalten, diese jedoch mit der Integration einer aufgeteilten „Versorgerrolle“ überschreiben (Bergold & Rupp 2011, 124). Wie auch immer gleichgeschlechtliche Paare die Elternaufgaben also aufteilen, sie transzendieren die normativen Geschlechtsvorstellungen von Elternschaft. Selbst ein klassisches Komplementärmodell verliert vor diesem Hintergrund seine geschlechtshierarchisierende Dimension: „Ein homosexuelles Paar mit Kindern ist dann ein Ort, an dem die Unterscheidung Mann und Frau modern ist, das heißt als Nichtunterscheidung praktiziert werden kann“ (Eggen 2010, 58). Damit stehen gleichgeschlechtliche Eltern – analog zu den Spielräumen in ihrer Partnerschaft – bei der Entwicklung ihrer Elternrollen vor besonderen Gestaltungsaufgaben und Möglichkeiten. Die mangelnde Passung geschlechtstypischer Vorgaben ist für sie mit mehr Entscheidungszwängen und zugleich Freiräumen verbunden, wie definieren sie zum Beispiel differenzierte Rollen ohne auf die Möglichkeit distinkter Begriffspaare (Vater-Mutter) zurückgreifen zu können, welche Bedeutung wird dem möglichen Umstand beigemessen, dass nicht beide zugleich leibliche Eltern eines Kindes sein können (Bergold & Rupp 2011, 121), wie werden die Beziehungen zum anderen biologischen Elternteil gehandhabt und welche Erziehungsideale halten sie in diesem Kontext für angemessen?

3.5.1 Arbeitsteilung und Rollendifferenzierung gleichgeschlechtlicher Eltern

Beziehungen gleichgeschlechtlicher Paare liegen quer zu patriarchalen Strukturen unserer Kultur, da in ihrer Konstellation geschlechtshierarchische Logiken ausgeschlossen sind. Mit der Partnerschaft ist deshalb auch die Elternschaft an der Gleichberechtigung und Gleichbefähigung

der PartnerInnen orientiert (Rauchfleisch 2001, 2). Entsprechend zeigen Studien⁹⁴ wiederholt, dass das Erwerbsverhalten, die Verteilung der Hausarbeiten und die Übernahme kindbezogener Tätigkeiten bei gleichgeschlechtlichen Eltern allgemein deutlich egalitärer aufgeteilt werden, allerdings zeigen sich Unterschiede zwischen den jeweiligen Familienformen hinsichtlich der Aufgabenübernahme biologischer Elternteile (Rupp & Dürnberger, 2009). Anfallende Aufgaben werden nicht nur egalitärer aufgeteilt, die damit stärkere Ausprägung egalitärer Partnerschaftsnormen schlägt sich zudem – insbesondere bei den Frauen – in hoher Partnerschaftszufriedenheit nieder (Carapacchio 2009, 53). Die in den Daten des Mikrozensus und der *ifb*-Studie kenntlich werdende Erwerbsstruktur korrespondiert mit dieser gleichberechtigten Aufteilung (31 - 31, 2011, Eggen & Rupp):

„Angesichts des Erwerbsverhaltens der Eltern leben die meisten Kinder bei zwei berufstätigen Müttern oder Vätern. Damit unterscheidet sich ihre Situation zwar wenig von der in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, aber deutlich von der von Kindern mit verheirateten Eltern, die wesentlich häufiger einen nichterwerbstätigen Elternteil haben.“
(Eggen und Rupp 2011, 32)

Gleichgeschlechtlichen Paaren scheint damit eine zu gleichen Teilen getragene Verantwortungsübernahme so wichtig zu sein, „dass sie eventuelle finanzielle Einbußen durch den (teilweisen) Verzicht auf Vollzeitbeschäftigung in Kauf nehmen“ (Frohn u.a., 2011, 46). Die reale Gleichberechtigung der PartnerInnen gehört für das Elternpaar zu den zentralen Glücksprojektionen, wenngleich familiäre Zeitbudgets und die steuerlich und strukturell eher an Vollzeitbeschäftigung ausgerichteten Arbeitsverhältnisse diesbezüglich potenziell stärker zu Konfliktfeldern werden

94 Neben der bereits erwähnten Studie des *ifb* und der Köln-Studie (hier teilten 75% die Erziehungsaufgaben und 70% die Haushaltsaufgaben zu gleichen Teilen auf) (Frohn u.a., 2011, 45), ebenso einige Studien aus dem amerikanischen Raum, die u.a. von Carapacchio (2009) sowie von Jansen & Steffens (2006) und Fthenakis und Ladwig (2002) zusammengefasst werden. Dabei betreffen die meisten Befunde Frauenpaare, es ist aber für die Männerpaare wahrscheinlich, dass bei Ihnen ebenfalls eine ausgeglichene Arbeitsteilung vorherrscht, die mit mehr Zufriedenheit in der Beziehung einher geht (Fthenakis & Ladwig 2002, 5).

können. Sie imitieren also das heteronormative Modell nicht, sondern können sogar als ein „Best-Practice-Beispiel“ (ebd. 45) einer gleichberechtigten Teilhabe der Elternteile zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf gesehen werden:

„Wer was macht bei homosexuellen Eltern entscheidet nicht das Geschlecht, sondern entscheiden Präferenzen der Eltern. Diese Präferenzen bei homosexuellen Paaren sind abhängig von persönlichen Vorstellungen, von der Ausbildung des Einzelnen, von den jeweiligen Erwerbsmöglichkeiten und -notwendigkeiten, aber nicht vom Geschlecht. Indem homosexuelle Eltern dies leben und vorleben, tragen sie dazu bei, die soziale Gleichstellung von Frauen und Männern in allen Lebensbereichen zu verwirklichen.“ (Eggen 2010, 57).

Für den familiären Alltag ist dabei aber, von der Modifikation einer anderen Geschlechterbesetzung und unter entsprechend anderen Vorzeichen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung einmal abgesehen, das Ideal der Kleinfamilie ebenso maßgeblich für die Orientierung wie für andere Familienformen auch (Carapacchio 2009, 25).

3.5.2 Bedeutung der biologischen Elternschaft(en)

Die biologische Elternschaft – in der Regel Mutterschaft – bei gleichgeschlechtlichen Familien mit leiblichen Kindern kann auf der Paarebene sowie der Eltern-Kind-Ebene Einfluss auf die Gestaltung der Elternschaft nehmen:

„Die biologische Elternschaft kann auf individueller Ebene eine bedeutende Rolle einerseits für die Identität als Mutter, andererseits bei der Entwicklung einer Mutter-Kind-Bindung spielen.“
(Bergold & Rupp 2011, 124)

Die biologische Mutterschaft kann nur einer der beiden „Mütter“ inne haben, sie steht zudem – anders als für Väterpaare – mit der „Erfahrung von Schwangerschaft, Geburt und der Möglichkeit des Stillens“ (ebd.) in Verbindung, die, für die stärker naturalisierte Rolle der Mutter, wichtige

Erfahrungen zur Statuspassage in die Mutterschaft bilden. Im Gesamtbild der Familien mit leiblichen Kindern spiegelt sich das Ungleichgewicht der biologischen Elternschaft in der häufigeren Übernahme für die Erziehungs- und Haushaltsaufgaben durch den biologischen Elternteil wider, vor allem im ersten Lebensjahr des Kindes. Der/die andere PartnerIn ist indessen stärker erwerbstätig (Eggen & Rupp 2011, 32).⁹⁵ Betrachtet man ausschließlich jene Paare, die einen gemeinsamen Kinderwunsch innerhalb der gleichgeschlechtlichen Beziehung verwirklicht haben, verblissen solche Unterschiede: „insbesondere in Fällen, in denen das Kind in dieser Beziehung zur Welt kam, nehmen sie keine Unterschiede zwischen ihrem eigenen Engagement und dem des leiblichen Elternteils wahr“ (Rupp 2010, 2).⁹⁶ Zudem erreichen selbst die scheinbar komplementären Aufteilungen nicht das Niveau verschiedengeschlechtlicher Beziehungen, bei diesen gilt im Gegensatz dazu weiterhin, „dass nach der Geburt des Kindes der Löwenanteil der Erziehungs- und Versorgungsarbeit ganz klassisch an die Mutter übergeht“ (Jansen & Steffens 2006, 646). Ein Teil der Frauenpaare entscheidet sich sogar bewusst gegen eine Rollendifferenzierung entlang der biologischen Beziehung zum Kind und ist um eine Gleichstellung bemüht, die durch die bewusste Aufteilung typischer Versorgungsaufgaben der Mutter (Füttern, Trösten etc.) symbolisiert und realisiert werden soll (Bergold & Rupp 2011, 124 mit Bezug auf Dalton & Bielby). Ungeachtet dass im Selbstkonzept der nicht-biologischen Mütter die eigene Rolle der sozialen Elternschaft mit der der biologischen Mutter gleichgesetzt wird (ebd., 133), kann es für die Paare schwierig sein diese nach außen zu vermitteln: die Funktion als Mutter läuft vor Außenstehenden Gefahr unsichtbar zu werden (ebd., 125).

Eine andere Frage stellt sich mit Blick auf den zweiten (externen) biologischen Elternteil. Für Inseminationsfamilien, die einen gemeinsamen Kinderwunsch realisiert haben, zeigt sich in der Studie des *ifb*, dass die Samenspende in 51% der Fälle bekannt waren (Rupp & Dürnberger

95 21% der leiblichen Eltern und 12% der sozialen Eltern sind nicht berufstätig, zudem sind die leiblichen Eltern seltener in Vollzeit als ihre Partner (39 zu 62%) und entsprechend häufiger in Teilzeit (40 statt 26%) (Rupp & Dürnberger 2009, 14).

96 „Die Erziehungsbeteiligung des sozialen Elternteils in Familien mit gemeinsamen Kind wird unabhängig davon, ob die Einschätzung vom leiblichen oder sozialen Elternteil getroffen wurde, von fast allen Befragten als gleichermaßen engagiert wahrgenommen (96 bis 98%)“ (Bergold & Rupp 2011, 124 - 125).

2009, 89). Sind die biologischen Väter bekannt, übernehmen sie aber nur in seltenen Fällen eine klassische Vaterrolle und wohnen entsprechend nicht im Haushalt der Familie, sie sind aber für die Kinder im Alltag mehr oder weniger präsent:

„Das Spektrum einer Vater-Kind-Beziehung reicht demnach hierbei vom anonymen Spender, dessen Name das Kind nie erfahren wird, bis zum Vater, der offiziell ins Geburtenbuch eingetragen wurde, der regelmäßig Unterhalt zahlt und seinen Wohnort wechselt, um den Alltag seines Kindes miterleben zu können.“ (ebd., 91)

Man kann für die Mütter- und Väterpaare über die Frage der Verteilung biologischer Elternschaft hinaus festhalten, dass sie gezielt für gegengeschlechtliche Rollenmodelle im Erziehungsumfeld der Kinder (86%) Sorge tragen und zu externen Elternteilen in 76% dieser Fälle einen regelmäßigen Kontakt halten. Auch bei Adoptivverhältnissen wird mindestens über Zugänge zur Familienbiografie (und damit zu den biologischen Eltern) deren Bedeutung hochgeschätzt und sich vielfach um Kontakt bemüht:

„Trotz des hohen Anteils an Auslandsadoptionen und obgleich Kontakt zu den leiblichen Eltern nicht der Regelfall ist, kennt ein Teil der Kinder, die in Regenbogenfamilien aufwachsen, seine leiblichen Eltern (31%; N = 4)“. (ebd., 102)

Es ist deshalb mit Blick auf Pflugschaften keine unbegründete Annahme, dass die Bereitschaft eine „offene Familie“ zu leben, bei gleichgeschlechtlichen Eltern durchschnittlich größer sein könnte, da sich aufgrund ihrer Geschlechtskonstellation und der damit in Verbindung stehenden unkonventionellen Herkunft der Kinder, prinzipiell stärker die Frage nach den biologischen Wurzeln stellt.

3.5.3 Erziehungsstile von Mütter- und Väterpaaren

Im Gesamtbild der Familien, die von der *ifb*-Studie befragt wurden, zeigen sich die Beziehungen zu den Kindern und der ihnen entgegenge-

brachte Erziehungsstil als fürsorglich und zugewandt. Unterschiede der leiblichen Elternteile zu anderen Familien gibt es kaum, aber die „Verbundenheit mit dem nicht-leiblichen Elternteil dagegen ist stärker als in den Vergleichsgruppen“ (Rupp 2010, 2). Jansen & Steffens verweisen mit Bezug auf amerikanische Studien darauf, dass die „Co-Mütter“ ein konsequentes Erziehungsverhalten zeigen, sie „scheuen nicht vor Disziplinierung und Grenzziehung zurück, auch in Familienkonstellationen, in die Kinder hineingeboren wurden“ (2006, 647) – anders als dies häufig für Stiefelternteile in verschiedengeschlechtlichen (Stief-)Familien der Fall sei, bei denen die jeweiligen Stiefmütter bzw. -väter diesbezüglich eher zurückhaltend sind. Ferner gibt es zwischen den Müttern ein stärkeres Einvernehmen über die Einschätzung der Kinder und das grundlegende Erziehungsverhalten.⁹⁷ Jansen & Steffens führen dies u.a. auf den hochgeschätzten Wert der Gleichheit bei gleichgeschlechtlichen Paaren zurück, möglicherweise legten gleichgeschlechtlich orientierte Frauen und Männer deshalb mehr Wert auf Gleichheit in den Einstellungen, Werten und Erziehungsverhalten, wenn sie eine Familie gründen wollen (2006, 647). Vor dem Hintergrund eines Mangels an Schablonen zur Alltagsherstellung⁹⁸ bei gleichgeschlechtlichen Eltern und der Abwesenheit patriarchaler Herrschaftsstrukturen in der Familie, ist besonders für die Frauenpaare das demokratische Beziehungs- und Erziehungsklima nachzuvollziehen – ein „herrschaftsfreier Diskurs“ (Habermas), der bis in familiäre Lebenswelten vorgedrungen ist. Dies drückt sich nicht zuletzt in einer größeren Flexibilität hinsichtlich der Geschlechtererziehung aus:

97 „Die heterosexuellen Väter sahen z.B. sehr viel weniger Probleme bei den (Stief-)Kindern als ihre Partnerinnen. Dies kann darin begründet sein, dass Entwicklungseinschätzungen von Frauen und Männern unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden“ (Jansen & Steffens 2006, 647).

98 Die eigenen – in aller Regel verschiedengeschlechtlichen – Eltern von gleichgeschlechtlich orientierten Menschen spielen als Vorbilder oder Gegenmodelle von Elternschaft für sie eine nicht unbedingt weniger wichtige Rolle als für Menschen in traditionelle Paarbeziehungen. Erziehungsmodelle und Strukturen des Aufwachsens in der Herkunftsfamilie können von ihrer geschlechtlichen Dimension abstrahiert und damit weniger in ihrem „wer etwas tut“, sondern mehr in einem „wie etwas getan wird“ angeeignet werden. Es kann also am habituellen Muster der Eltern eine Orientierung stattfinden, dennoch dürften diese für gleichgeschlechtliche Eltern weniger Selbstverständlichkeit besitzen.

„Lesbische Mütter scheinen ihre Präferenzen bezüglich des geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens ihrer Kinder stärker an den Wünschen der Kinder zu orientieren als den vorgegebenen gesellschaftlichen Normen.“ (Jansen & Steffens 2006, 646).

Auch Väterpaare schaffen für ihre Kinder stabile Erziehungsumwelten, sie zeichnen sich durch hohe Responsivität aus, das heißt mehr Konsequenz bei der Einhaltung von Regeln bei „gleichzeitig stärkerer Betonung der Beratung und Begleitung ihrer Kinder“ (ebd.): „Insgesamt vertreten homosexuelle Väter einen deutlich autoritativen Erziehungsstil“ (Fthenakis & Ladwig 2002, 11). Weit mehr als Väter in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen zeigen beide Väter ein stärkeres Engagement bei den Aktivitäten ihrer Kinder, sie gehen z.B. häufiger zu Schul- und Sportveranstaltungen oder Theateraufführungen, an denen ihre Kinder teilnehmen. Analog zu den Frauenpaaren fördern sie zudem weniger traditionelle Klischees und geschlechtsspezifisches Verhalten bei ihren Kindern, als dies andere Väter tun und legen deutlich weniger Wert auf die Rolle des Familienernährers (Fthenakis & Ladwig 2002, 11).

4. Pflegeeltern

Einen umfangreichen Forschungsüberblick zu Pflegefamilien kann dieses Kapitel unmöglich liefern, will es sich nicht zu weit von der Fragestellung der Arbeit entfernen. Eine solche Übersicht zur – in den letzten Jahren merklich umfangreicher gewordenen – Forschungsliteratur und den breiten Themen des Pflegekinderwesens, liefert das „Handbuch Pflegekinderhilfe“ (Kindler u.a., 2011) sowie Reimer (2008), auf die ich diesbezüglich verweisen möchte. Die Darstellung hier muss sich auf eine Auswahl von Aspekten beschränken, die für meine Fragestellung, die Etablierung einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft über die Aufnahme von Pflegekindern, direkte Relevanz aufweist. Die aufgegriffenen Gesichtspunkte sollen zum einen die allgemeine Bedeutung von Pflegeeltern für unsere Gesellschaft und im Speziellen für das Jugendhilfesystem erkenntlich werden lassen. Zum anderen bilden ausgesuchte Blickwinkel auf Pflegefamilien für mich ein System von Koordinaten, in welches gleichgeschlechtliche Paare anschließend eingeordnet und vor dessen Hintergrund sie angemessen in ihren Besonderheiten verstanden und ggf. unterschieden werden können (Kap. 5).

4.1 Pflegefamilien – eine besondere Form von Familie

„Alle Gesellschaften müssen die Frage beantworten, was mit den Kindern geschehen soll, die von ihren biologischen Eltern nicht versorgt werden können“ (Wolf, 2010). Die Gründe warum es die, im Kontext von Pflegefamilien häufiger leiblichen genannten, Eltern eines Kindes nicht schaffen, die Sicherung des körperlichen und/oder seelischen Wohls für ihr Kind zu gewährleisten, können sehr unterschiedlich sein.⁹⁹ Neben dem frühzeitigen Tod oder dem funktionellen Ausfall von Eltern durch (psychische) Erkrankungen, spielen heute vor allem Aspekte von Vernachlässigung, Misshandlung und sexueller Gewalt in den Familien für die Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen verstärkt eine Rolle

⁹⁹ Historisch gesehen, sorgen besonders Kriege, also der Tod oder die erzwungene Trennung von Eltern häufig für mehr oder weniger verwaiste Kinder, die auf Betreuung angewiesen sind.

(Kindler et al, 2011). Für Kinder, die – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr bei ihrer Familie leben können, hat unsere Gesellschaft zwei strukturell unterscheidbare Antworten gefunden: die vorübergehende oder auf Dauer gestellte Unterbringung in einer Heimerziehungsform oder – wobei Grenzen hier zum Teil fließend sein können – in einer Pflegefamilie, für die sich ebenfalls verschiedene Formen unterscheiden lassen. Hierbei ist:

„Eine andere Familie zu finden, die diese Aufgabe auf Zeit oder auf Dauer übernehmen kann, [...] insbesondere bei jüngeren Kindern mit langer Betreuungsperspektive eine besonders gute Antwort, weil die Kinder in einem familialen Sozialisationsfeld besonders günstige Bedingungen finden können und weil diese Art der Betreuung fast immer kostengünstiger ist als die in der institutionellen Erziehung.“ (Wolf 2012, 3)

Die Verfügbarkeit im alltäglichen Zusammenleben von kontinuierlichen Bezugspersonen in dichten und nahen Beziehungen und die mit Familie einhergehenden Solidaritätsimperative, können für die aufgenommenen Pflegekinder – im Vergleich zum Verbleib in der ausfallenden Herkunftsfamilie oder zur alternativen Unterbringung in einer durch Gruppenerziehung und Schichtdienst gekennzeichneten Heimerziehung – besondere Sozialisationschancen bieten.

„Aufgrund der Bedeutung der Bindungserfahrungen eines Kindes für die Entwicklung von Selbstvertrauen, Beziehungsfähigkeit und psychischer Gesundheit ergeben sich damit für die Hilfeform »Pflegefamilie« besondere Möglichkeiten, Lebenswege von Kindern tiefgehend zu beeinflussen.“ (Kindler u. a. 2011, 136)

Die besondere Chance von Pflegefamilien für fremduntergebrachte Kinder liegt in dem, was im privaten Leben als Familialität verstanden wird.¹⁰⁰ Sind Pflegefamilien aber tatsächlich Familien im eigentlichen Sinne von „Familie“? Sind Pflegeeltern „Eltern“? Ähnlich den unterschiedlichen For-

¹⁰⁰ Eine Ressource, die durch Adressierung von Pflegefamilien als kleine Organisationen, die für das Jugendamt als Angestellte arbeiten, in ihrem Selbstverständnis gefährdet werden kann (Wolf, 2012).

men gleichgeschlechtlicher Elternschaften werden Pflegeeltern unter Aufzählungen von Familienformen häufig vergessen (z.B. Peuckert 2008, 23) oder lediglich unter dem Code eines „familienähnlichen Arrangements“ (Lenz & Böhnisch 1997, 42) aufgeführt. Vor diesem Hintergrund scheint die Frage berechtigt, ob über die Aufnahme von Pflegekindern eine Elternschaft überhaupt begründbar ist, erfüllt sie doch weder die Norm einer biologischen Abstammung zwischen Eltern und Kind noch nimmt die Herkunftsfamilie, anders als in Adoptionsverhältnissen, einen in der Regel endgültigen Abschied vom Kind mit dem zugleich die rechtlichen Bedingungen klar und nahezu unaufhebbar geregelt werden (Blandow 2004, 11). Kontakte mit den Herkunftsfamilien sind in Pflugschaften demgegenüber – zumindest als Möglichkeit – nicht auszuschließen und werden im Regelfall von den betreuenden Sozialen Diensten (Allgemeiner Sozialer Dienst ggf. auch Pflegekinderdienst und/oder beteiligte freie Träger) gewünscht und vorgesehen. Blandow definiert die Pflegefamilie im Horizont ihrer unterschiedlichen Formen- und Besetzungsmöglichkeiten konzeptionell weiter:

„Der Begriff »Pflegefamilie« wird zur Kennzeichnung des Sozialisationsortes, an dem das Pflegekind lebt, benutzt. Irrelevant für den Begriff ist die Frage nach dem Familienmodell, auch die Frage, ob es sich überhaupt um eine Familie im üblichen Sinne oder um eine andere privat organisierte Lebensform zwischen Erwachsenen und Kindern handelt.“
(1999, 757)

Für Blandow ist mit Blick auf die Breite der Formenvielfalt von Pflugschaften, das Vorhandensein eines Elternpaares keine Bedingung. Folgerichtig bezeichnet er die betreuenden Erwachsenen auch nicht als Eltern, sondern als Pflegepersonen (ebd.). Dieser weitgefassten Definition möchte ich mich für die Perspektivführung meiner Fragestellung *nicht* anschließen. Im Kontrast zu familienähnlichen Arrangements von Pflugschaften, werde ich unter „Pflegeeltern“ nur jene Personengruppe verstehen (darunter insbesondere kinderlose Paare), die über die Aufnahme von einem oder mehreren Pflegekindern, eine – wie auch immer geteilte – Elternschaft begründen oder sich zumindest auch als Eltern des Pflegekindes verstehen will. Als „Pflegefamilien“ fasse ich, an Blandows

Definition anknüpfend, das gesamte Feld unterscheidbarer Formen von Pflugschaften, die anschließend genauer differenziert werden (Kap. 4.2). Von Pflegeeltern zu sprechen kommt m.E. nicht nur dem Selbstverständnis der interviewten gleichgeschlechtlichen Pflegepaare – und ebenso vielen anderen Pflegeeltern, ob in Partnerschaft oder als Einzelperson – näher, sondern reflektiert zudem stärker den familialen Code des Aufwachsens bei einem Elternpaar:

„Pflegefamilien leben – bis auf weiteres – so mit dem Pflegekind zusammen, als ob es sich bei der Beziehungsgrundlage um eine leiblich fundierte Familie handeln würde.“ (Gehres & Hildenbrand 2008, 121)

Die „Sozialisation im Modus des Als-Ob“ (ebd.)¹⁰¹ ist für das gemeinsame Zusammenleben in der Pflegefamilie nach Gehres & Hildenbrand (2008) als Schlüsselkategorie für das Aufwachsen bei Pflegeeltern zu verstehen. Hierzu gehört, dass die Erwachsenen sich als Eltern definieren und nicht, wie es eher für die Heimerziehung typisch ist, als Erzieher und Betreuungsperson. Pflegeelternschaften weisen allerdings einige strukturelle Besonderheiten auf, die sie von anderen Elternschaften deutlich unterscheiden. In Anlehnung an Gehres & Hildenbrand (2008, 25) möchte ich folgende Merkmale von Pflegeelternschaften festhalten und vor diesen abschließend die Frage, ob es sich um Eltern handelt, erneut diskutieren.

4.1.1 Vertraglich begründete Elternschaft und Öffentlichkeit der Familie

Die soziale Elternschaft der Pflegeeltern gegenüber ihrem Pflegekind wird durch einen Pflegevertrag mit dem Jugendamt begründet: „Es handelt sich – aus Sicht der Jugendhilfebehörden – um eine psychosoziale Dienstleistung der Pflegeeltern an einem den Pflegeeltern zunächst »fremden« Kind“ (ebd.). Die Vertragspersonen sind damit keine einzigartigen Eltern, sondern prinzipiell austauschbar. Die Form der Dienstleistung stellt den Beziehungsrahmen zudem auf Zeit.¹⁰² Pflegeelternschaft

101 Ebenso bereits Hoffmann-Riem (1984) für Adoptionsfamilien („Normalisierung-als-ob“).

102 Längstens kann die Hilfe bis zum 27. Lebensjahr gewährt werden, häufig endet sie aber mit dem Erreichen der Volljährigkeit des Pflegekindes.

ist hier also mit einer eigenen Logik der Jugendhilfebehörde, die spezifischen Gesetzen und Verfahren folgt, und in diesem Zusammenhang mit einer potenziellen Konkurrenz zu anderen Jugendhilfeangeboten (Heimrichtungen) konfrontiert (ebd.). Aus Perspektive der Jugendhilfe handelt es sich bei der Pflegefamilie um eine Hilfe zur Erziehung, die sog. Vollzeitpflege (rechtlich fixiert im § 33 SGB VIII). Sie wird wie jede andere Hilfe auf ihre Eignung hin überprüft und als möglicher Belegungsplatz in der Hilfeplanung erörtert. Bei Belegung tritt der Träger der öffentlichen Jugendhilfe und die Personensorgeberechtigten (zumeist die leiblichen Eltern des Kindes) mit der Familie in ein öffentlich-rechtliches Leistungsverhältnis, welches mit einem Pflegegeld (§ 39 SGB VIII) vergütet wird¹⁰³ (Küfner & Schönecker 2011, 72). Was in der Familie passiert steht unter der Aufsicht einer Institution, „insofern ist die Inpflegegabe immer auch eine ‚Entprivatisierung familialer Angelegenheiten‘“ (Faltermeier 2001, 141) – sowohl für die Herkunftsfamilie, deren Probleme vor einer Behörde und im Zuge der Herausnahme der Kinder vor dem sozialen Netzwerk öffentlich werden, als auch für das Zusammenleben der Pflegeeltern, von denen erwartet wird, dass sie sich als Familie für Beratung und den Zugang zum Pflegekind öffnen („öffentliche Familien“).

Da das Betreuungsverhältnis so rechtlich festgelegt und formal befristet ist, besteht nach Gehres & Hildenbrand für die Pflegefamilie „keine Solidarität des gemeinsamen Lebensweges“, es bleibt daher offen, wie die Beziehung nach formaler Beendigung des Pflegeverhältnisses weiter gestaltet wird und ob eine Verankerung der erwachsenen Pflegekinder in ihrer Pflegefamilie stattfindet. Damit stellt sich für Pflegeeltern und Pflegekinder gemeinsam die schwierige Frage: Ist die Pflegefamilie eine Familie fürs Leben? (Reimer 2011, Kapitel 11).

„Gleichzeitig leben Pflegeeltern und Pflegekind über u.U. lange Zeit zusammen und begründen eine wechselseitig affektive, vertrauensvolle

¹⁰³ Das Pflegegeld setzt sich dabei aus einem materiellen Teil zur Unterhaltssicherung des Kindes (je nach Alter des Pflegekindes zwischen 450 bis 650 Euro) und einem Erziehungsgeld für die geleistete erzieherische Arbeit (ca. 220 Euro) zusammen. Können Pflegeeltern zudem nachweisen, dass sie über den gewährten Pflegegeldsatz das Kind finanziell unterhalten, ist es möglich, dass sie Kindergeld und mit diesem verbundene Vergünstigungen erhalten (z.B. eine Kinderzulage in der Riesterreente).

Beziehung und die entsprechenden Formen von Solidarität“
(Gehres & Hildenbrand 2008, 25).

Vor diesem Hintergrund kann man die Eltern-Kind-Beziehungen in Pflegefamilien als kontingent verstehen, das meint die Beziehung ist auf weitere Aushandlungen angewiesen und kann nicht – wie dies für leibliche Kinder Selbstverständlichkeit besitzt – rein auf eine biografische Antizipation der Norm des Aufwachsens in Familien zurückgreifen, wengleich insbesondere kinderlose Paare, die über die Aufnahme von Pflegekindern Elternschaft begründen wollen, dies zunächst häufig tun, in dessen die Pflegekinder – verstärkt in der Adoleszenzkrise – die Möglichkeit einer „Rückkehr“¹⁰⁴ in ihr Herkunftsfamiliensystem als Option ggf. stärker in Erwägung ziehen können. Mit Blick auf das Aufwachsen der Pflegekinder stellen Gehres & Hildenbrand deshalb fest:

„Bei Pflegefamilien handelt es sich um einen widersprüchlichen sozialisatorischen Ort für Identitätsbildungsprozesse insofern, als die Pflegefamilie mit der Herausforderung konfrontiert ist, familienähnliche (diffuse) Sozialbeziehungen auf Zeit und im Rahmen eines Vertragsverhältnisses zu entwickeln.“ (2008, 101)

4.1.2 Umgang mit zwei sozialen Systemen – Ergänzung, Ersatz oder „Familie eigener Art“?

Das System der Herkunftsfamilie ist und bleibt für die Pflegekinder und ihre Pflegeeltern von Bedeutung. Möglicherweise fordern beide Systeme „gleichermaßen und gleichzeitig Anspruch auf ein Kind“ (ebd., 25), geraten in anhaltende Konflikte über die Perspektive des Aufwachsens und den Verbleib des Kindes. Zu diesen Systemen gehören nicht nur die Elternpaare bzw. -teile, sondern außerdem häufig Großeltern, (Pflege)

104 Inwiefern die Pflegekinder in dieselbe Familie zurückkehren ist fraglich, da nicht nur Besetzungen (neue Geschwister, neue Partner) und Wohnort sich verändert haben können, sondern auch bei einer Kontinuität dieser Variablen davon auszugehen ist, dass sich das System der Herkunftsfamilie in Abwesenheit des Kindes fortentwickelt hat. Ferner stellt sich die Frage, ob sehr jung in Pflege genommene Kinder ihre Herkunftsfamilie überhaupt kannten.

Geschwister, Onkel, Tanten usw. auf beiden Seiten. Selbst wenn der Kontakt zum Herkunftsfamiliensystem abreißt oder lange Zeit nicht zustande kommt und die Pflegeeltern diese auf Dauer als „faktische Eltern“ im Alltag ersetzen, ist die Bedeutung der Herkunft nicht hintergebar, sie spielt – zumindest für die Identitätsprozesse des Pflegekindes – als Bezugsgröße eine wichtige Rolle. Vor dem Hintergrund dieser besonderen Struktur von Pflegeverhältnissen hat Forschungsliteratur und Fachkräfte im Pflegekinderwesen lange Zeit ein Streit zwischen zwei ideologischen Bestimmungsversuchen von Pflegefamilien als Ersatzfamilien (Nienstedt & Westermann, 1989) oder Ergänzungsfamilien (DJI, 1987) beschäftigt (zusammenfassend Reimer 2008, 27 ff.). Diesen polarisierenden Deutungsweisen setzen Gehres & Hildenbrand ein Konzept von Pflegefamilie als „andere Familie“ entgegen (nach Reimer 2008, 32):

„Zentrales Merkmal dieses Konzeptes ist die Fähigkeit dieser „anderen Familie“ in Abhängigkeit von den Bedürfnissen des Pflegekindes flexibel zwischen beiden Konzepten Ersatz- und Ergänzungsfamilie zu wechseln. [...] Idealerweise verknüpft die Pflegefamilie anderer Art die Chancen der jeweiligen Konzepte miteinander [...]“.

Konkret bedeutet das, dass die Pflegeeltern besonders in der Kindheit die Eltern faktisch und als wichtigste Bindungspersonen ersetzen. Mit dem Älterwerden der Kinder muss die Pflegefamilie sich dann für Fragen nach der Herkunft und ggf. Suchbewegungen zum Herkunftsfamiliensystem öffnen, sie muss dem Pflegekind Autonomiespielräume zugestehen, um ihm die Möglichkeiten zu geben, seine Identität in beiden Familiensystemen zu entwickeln (vgl. Reimer 2008, 32). Die Pflegeeltern nehmen damit nicht nur ein fremdes Kind in ihre Familie auf, sondern müssen auch als Partner für die Herkunftseltern fungieren (Kötter 1994, 77):

„Das kann im Extremfall für die Pflegefamilie heißen, dass sie sich nicht nur um ein Kind erweitert, sondern auch gleich ein komplexes Subsystem mitsamt dessen Andersartigkeiten zu integrieren hat.“ (Funcke 2010, 329)

Besondere biografische Erfahrungen der Pflegeeltern („Fremdheit und Ringen gegen soziale Desintegration“ – ähnliche Erfahrungen wie sie die

Pflegekinder aufweisen) haben im Kontext der Pflege für sie günstigen Einfluss auf die Bereitschaft „sich als Pflegefamilien zu begreifen und die damit verbundenen Herausforderungen zu bewältigen“ (Gehres & Hildenbrand 2008, 121):

„Je nachdem, wie geschickt sie in der Regulierung des Verhältnisses von Herkunftsfamilie und Pflegefamilie sind, und in dem Maße, wie sie bereit sind, das Leben ihres Pflegekindes vor dem Eintritt in die Pflegefamilie und dessen nachhaltige Bedeutung auch für die Zukunft des Kindes anzuerkennen, nutzen sie ihre Potenziale unterschiedlich.“ (ebd., 126)

Über die Besonderheiten von Pflegefamilien können wir zusammenfassend Folgendes festhalten: Zum einen bietet das private Leben in einer Familie besondere Entwicklungschancen für Kinder, die aus welchen Gründen auch immer in ihrer Herkunftsfamilie nicht aufwachsen können. Gerade die Alltäglichkeit des familialen Umgangs, die Kontinuität von Beziehungen und Orten und auch der Schutz vor einer (über)beanspruchenden Welt (Helming 2011, 248 - 249) werden als hilfreich erlebt. Zum anderen sind „Pflegeverhältnisse durch das ständige Ringen um eine Normalisierung der Beziehung zwischen Pflegekind, seiner Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie charakterisiert [...]“ (Reimer 2008, 32 in Anlehnung an Hildenbrand & Gehres 2008), die durch strukturelle Widersprüche (Kündbarkeit der Beziehung, zeitliche Befristung) und die tendenzielle Entprivatisierung durch behördliche Eingriffe gefährdet ist.

Ob man die Pflegschaft vor diesem Hintergrund überhaupt als eine „Elternschaft“ verstehen kann, ist m.E. letztlich weniger eine Frage des Zu- oder nicht Zutreffens struktureller Merkmale und einer daran anschließenden Definition, sondern vielmehr eine Frage des Selbstverständnisses der Pflegeeltern, ob sie sich als Eltern für das Pflegekind begreifen möchten. Ein und dasselbe Setting kann so als „Familie“ gelten, während es aus anderer Perspektive zwar als familiales Arrangement nicht aber als Elternschaft gesehen wird, da die Kinder bereits Eltern haben – ihre Herkunftseltern. Die Menschen in diesem Setting verstehen sich dann womöglich als (professionelle) Pflegepersonen. Für kinderlose Paare, die über eine Aufnahme von Pflegekindern ein familiales Zusammenleben begründen, halte ich die Selbstzuschreibung einer Elternschaft

für wahrscheinlich, wenn auch nicht zwingend. Sie in der Folge als *Pflegeeltern* zu bezeichnen, ist nicht nur einer Orientierung an ihrem Erleben – oder einer Vereinnahmung durch ihr Deutungsmuster – geschuldet, ich will damit zugleich anerkennen, dass die Fragen, was Familie ist und wer Eltern sind, selbst Teil des Phänomens sind und sich nicht per Definition auflösen lassen.

4.2 Ein statistischer Blick auf Vollzeitpflegen in Deutschland

Die Vollzeitpflege nach § 33 SGB VIII kann aus unterschiedlichen Gründen in Anspruch genommen werden, „sie kann in Folge eines familiengerichtlichen Entzugs der elterlichen Sorge vom Vormund bzw. Ergänzungspfleger (freiwillig) beansprucht werden oder eine mögliche Unterbringung bei der Krisenintervention im Rahmen einer Inobhutnahme sein“ (Küfner & Schönecker 2011, 50). Wenn Vollzeitpflege durch das Jugendamt gewährt wird, geschieht dies jedoch zumeist als Hilfe zur Erziehung.

„Voraussetzung für die Gewährung von Vollzeitpflege in Form der Hilfe zur Erziehung ist – wie für alle Hilfen zur Erziehung –, dass ein erzieherischer Bedarf des Kindes besteht und die Hilfe für die Entwicklung des Kindes notwendig und geeignet ist.“ (ebd.)

In Zusammenhang mit den verschiedenen Gründen und Anlässen für die Unterbringung eines Kindes in Vollzeitpflege, stehen die in ihrer zeitlichen Dimension (Kurzzeit-, Langzeit- oder Dauerpflege) und Funktionsbestimmung (Bereitschaftspflege sowie sozial-, sonder- oder heilpädagogische Pflegestellen) unterscheidbaren Formen von Pflugschaften. Zudem kann allgemein zwischen der Unterbringung in einer mit der Herkunftsfamilie verwandten (Verwandtschaftspflege) oder gut bekannten (Netzwerkpflege) Familie zu einer ihr unbekanntem Familie (Fremdenpflege) unterschieden werden. Schlussendlich können auch Erziehungsstellen (nach § 34 SGB VIII)¹⁰⁵ als Pflegefamilien gelten.

105 Zum Teil firmieren Erziehungsstellen ebenfalls unter den Hilfen nach § 33.

„Diese oder ähnliche Differenzierungen finden sich bei der Beschreibung von Formen von Pflegeverhältnissen, die sich häufig nur in Details unterscheiden, gerade im Bereich der Sonderpflege.“
(Küfner & Schönecker 2011, 49)

Eine genauere Beschreibung der differenzierten Formen von Pflegefamilien findet sich bei Blandow (2004); mit Blick auf gleichgeschlechtliche Pflegeeltern interessieren hier besonders jene Vollzeitpflegen, die auf Dauer geplant sind und so die Begründung eines Familienlebens für das gleichgeschlechtliche Paar durch die Aufnahme eines Pflegekindes perspektivisch ermöglichen. Leben Pflegekinder entsprechend lange bei ihren Pflegeeltern, soll der zuständige Dienst die Möglichkeit einer Adoption mit den Herkunfts- und Pflegeeltern prüfen. Pflegekinder können so im Laufe der Pflegschaft oder nach Wunsch zu ihrer Volljährigkeit adoptiert werden.

2011 wurden zum Stichtag (31.12.) genau 61.894 Vollzeitpflegen in Deutschland gezählt (Quelle: Destatis). Parallel zu der Fremdunterbringungsquote insgesamt ist die Anzahl der Pflegeverhältnisse in den letzten Jahren deutlich angestiegen (siehe Abb. 11).

Hiermit sind allerdings nur die offiziellen Pflegschaften gezählt, die über Jugendhilfebehörden registriert wurden. Walter (2005) schätzt das Verhältnis zwischen offiziellen und inoffiziellen Pflegschaften auf der Datengrundlage des Mikrozensus bei etwa 1 zu 1,7 ein. Für 2011 wären das rechnerisch insgesamt ca. 170.000 Pflegschaften. Kindler, Scheuerer-Englisch u.a. (2011) weisen ferner auf große regionale Unterschiede und entsprechende Wahrscheinlichkeiten bei einer Herausnahme aus der Herkunfts- in eine Pflegefamilie zu kommen hin (133). Ursächlich hierfür sind differierende Soziallagen der Kommunen, mit unterschiedlichen Verfügbarkeiten von potenziellen Pflegeelternbewerbern, wie auch verschiedenartige Amtspraxen der vermittelnden Dienste.

Von den Kindern in Vollzeitpflege hält sich die Mehrzahl (ca. 60%) „ohne gerichtlichen Eingriff in das elterliche Sorgerecht, also zumindest formell freiwillig, in der Pflegefamilie auf“ (Kindler, Scheuerer-Englisch u. a. 2011, 131). Eingriffe in die elterliche Sorge nehmen aber mit Dauer der Pflege durchschnittlich zu.

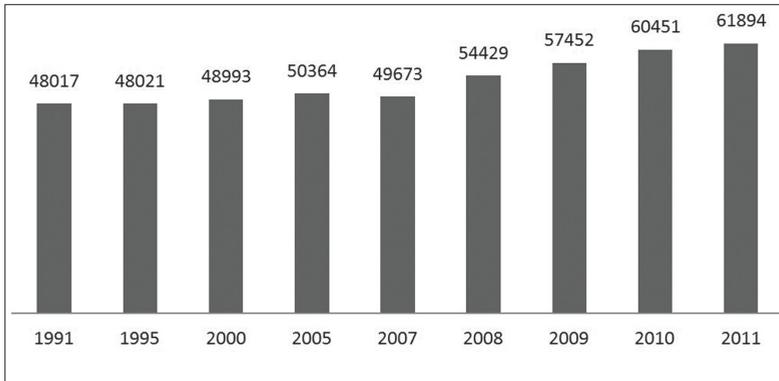


Abb. 11: Anzahl der Vollzeitpflegen im Verlauf der Jahre

Quelle: Destatis

Bezogen auf die Geschlechter der untergebrachten Kinder sind keine signifikanten Unterschiede zwischen Jungen (50,6%) und Mädchen (49,4%) in der Vollzeitpflege auszumachen, jedoch weist die Altersstruktur einige besondere Merkmale auf. In Altersgruppen gegliedert, verteilen sich die 61.894 Pflegekinder in Vollzeitpflege 2011 besonders im Bereich der mittleren Kindheit und Jugend (Abb. 12).

Diese Verteilung gibt aber nicht wider, in welchem Alter die Kinder in der Pflegefamilie aufgenommen wurden. Kindler, Scheuerer-Englisch u.a. können diesbezüglich für den Stichtag 2005 auf Daten verweisen, nach denen die Kinder im Durchschnitt bereits 64 Monate, also mehr als 5 Jahre in der Pflegefamilie lebten. Für 40% der Kinder bestand sogar eine sehr lange Aufenthaltsdauer (mehr als 5 Jahre) (2011, 131). Zusammen mit dem Aufnahmealter der Kinder: 46% wurden in der frühen Kindheit (0 - 3 Jahre), 25% im Kindergartenalter (3 - 6 Jahre) und 20% in der mittleren Kindheit (6 - 12 Jahre) aufgenommen, sind die hohen Ausprägungen in Abbildung 13 als frühe Vergaben mit langer Verbleibensdauer der Kinder zu interpretieren.

„Dies bedeutet, dass die große Mehrzahl der Pflegekinder zentrale Schritte in der sozioemotionalen Entwicklung und in der Sozialisation in der Pflegefamilie vollzieht.“ (Kindler, Scheuerer-Englisch u. a. 2011, 132).

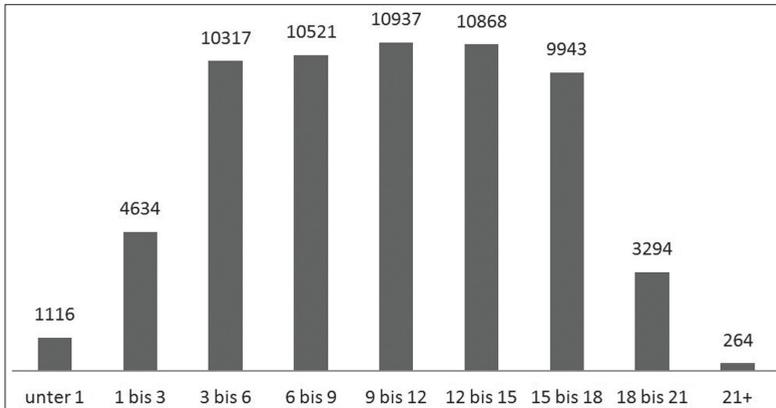


Abb. 12: Alter der Kinder in Vollzeit zum Stichtag 2011

Quelle: Destatis

Wer sind aber die Herkunftsfamilien, aus denen die Kinder kommen, in welchen Soziallagen und in welchen Konstellationen leben sie und in welchen Familien kommen die Pflegekinder schließlich? Diesen Fragen möchte ich im Folgenden entlang einiger statistischer Eckdaten nachgehen.

4.3 Herkunftseltern und Pflegeeltern

Vergleicht man die Konstellationen und Zusammensetzungen der Herkunftsfamilien der Pflegekinder mit ihren Pflegefamilien, so fallen zwei Spezifika auf: Erstens haben die Pflegekinder häufig (Halb)Geschwister (zu ca. 75%¹⁰⁶), die zum Teil ebenfalls fremdplatziert sind¹⁰⁷ und zweitens

106 Nach einer Fallerhebung des DJI von Thrum aus dem Jahr 2007, entnommen aus Helming u.a. (2011, 266).

107 Sind junge Geschwister vorhanden, so sind sie häufiger gleich alle fremdplatziert (35%) – das heißt die Situation für Geschwister Unterbringungsmöglichkeiten zu finden ist häufiger relevant. Ob Geschwister weiterhin bei der Herkunftsfamilie leben oder ebenfalls fremduntergebracht sind, ist besonders für die Pflegekinder eine biografisch

handelt es sich bei der abgebenden Herkunftsfamilie zum größten Teil um allein lebende Elternteile ohne PartnerIn (56,7%), zusammenlebende Eltern (18,4%) oder mit einem/r neuen PartnerIn zusammenlebende Elternteile (16,9%) sind gegenüber anderen Hilfen zur Erziehung seltener vertreten (Fendrich u. a. 2012, 16). Im Kontrast dazu leben bei der Ankunft der Pflegekinder in 40% der Pflegefamilien keine leiblichen Kinder des Pflegeelternpaares (aus Kinderlosigkeit oder weil die Kinder bereits älter und verselbstständigt sind) (Kindler, Scheuerer-Englisch u.a. 2011, 129 - 130). Das heißt jedoch nicht, dass sie häufiger als „Einzelkinder“ aufwachsen, in 70% der Familien leben daneben eigene oder Pflege- und/oder Adoptivgeschwister mit den untergebrachten Pflegekindern zusammen (ebd.). Bei den Pflegefamilien handelt es sich gegenüber den überproportional häufig alleinerziehenden abgebenden Müttern größtenteils um Paare (90%) und nur wenige Einzelpersonen. Pflegemütter sind zudem mit durchschnittlich 41 Jahren etwa zehn Jahre älter als die leiblichen Mütter¹⁰⁸ (Blandow 2004, 129 mit Bezug auf Walter, 2004).

Die Familien unterscheidet also insbesondere ein Mangel partnerschaftlicher Unterstützung für die Herkunftsmütter. Ein Mangel, der den Müttern im Kontakt mit den Pflegefamilien schmerzhaft bewusst sein kann, „andererseits schätzen sie manchmal durchaus die Pflegeväter als Autoritätspersonen im Interesse ihrer Kinder, insbesondere von Söhnen“ (Helming u.a. 2011, 265).

Im Zusammenhang mit den häufiger alleinerziehenden Elternteilen sowie mit niedrigeren Bildungs- und Berufsabschlüssen und erhöhter Arbeitslosigkeit stehen wirtschaftlich prekäre Lagen der Herkunftsfamilien (Helming u.a. 2011, 268 - 269). Nach einer Studie des DJI ist ein großer Teil von Transferleistungen abhängig (siehe Abb. 13). Lediglich eine Familie in der Erhebung (0,3%) verfügte über ein gehobenes Einkommen (ebd.). Im Gegensatz dazu sind die Pflegeväter zu 83% in Vollzeit berufstätig und

wichtige Frage (Helming u. a. 2011, 266). Zudem kann die gemeinsame Unterbringung an einen neuen Ort für die Geschwisterkinder eine bedeutende Ressource und biografische Kontinuität bedeuten (Petri u.a., 2012).

108 Damit sind sie auch älter als Eltern in der Normalbevölkerung, hierbei stehen nach Blandow zwei Drittel der Eltern in einem (noch) passendem Alter zu den Pflegekindern, während ein Drittel - i. d. R. Eltern mit bereits selbstständigen leiblichen Kindern - eher ein Großelternverhältnis zu den Pflegekindern aufweisen (2004, 129).

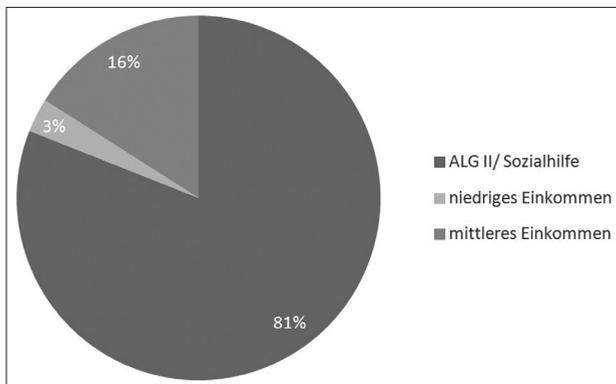


Abb. 13: Einkommenssituation der Herkunftseltern
 Daten entnommen aus: Helming u. a. 2011, 268

die Pflegemütter zu 14% in Voll- und 23% in Teilzeit. Dabei weisen nach einer Strukturerhebung von Walter (2004) die Pflegemütter zu 50% Ausbildungsberufe, 13,9% akademische Qualifikationen und zu 27% pflegerische oder soziale Berufe aus, indessen die Pflegeväter etwa zu einem Viertel akademische Qualifikationen, zu 62% Ausbildungsberufe und zu 8,4% soziale Berufe gelernt bzw. erworben haben.

Während Pflegeeltern „im Großen und Ganzen gutbürgerliche, eher traditionelle Arbeitsteilung lebende, deutsche Familien, die in einer mittleren wirtschaftlichen Situation leben“ (Helming 2011, 256) sind, prägen die Soziallagen von Herkunftsfamilien eher mangelhafte Ressourcenzugänge, was sich im Kontakt der Familien niederschlagen kann:

„Die Ressourcenarmut im Vergleich zur materiellen Ausstattung der Pflegeeltern bedingt bei den Eltern ambivalente Aspekte in der Beziehung zu diesen und zu ihren Kindern: Neid auf deren »besseres« Leben, Bitterkeit über das eigene, Gefühle von Ungerechtigkeit, aber auch Freude darüber, dass es den Kindern gut geht.“ (Helming u.a. 2011, 268).

Aus Perspektive der Pflegekinder kann es im Übergang zur Pflegefamilie insgesamt zu mehreren Brüchen kommen, neben dem Wechsel von einem Ein-Eltern-System zu einem Elternpaar, dem Hinzukommenden oder in

den Hintergrund tretenden von (sozialen) Geschwisterbeziehungen, den Wechsel zur ressourcenreicheren Soziallagen und bildungsorientierteren Milieus und in Verbindung mit all diesem nicht zuletzt einem Übergang zu einer anderen Familienkultur (Reimer, 2008).

Berührungspunkte zwischen den beiden Familiensystemen werden im gesetzlich fixierten Hilfeplangespräch in der Vollzeitpflege durch Besuchskontakte vorgesehen. Wie häufig diese Kontakte durchgeführt werden und wie lange sie sich über die Dauer der Pflegschaft fortsetzen, schwankt allerdings beträchtlich (siehe hierzu Blandow 2004, 133 ff.). Die Besuchskontakte können für Pflegeeltern – insbesondere wenn sie eher an einem Ersatzfamilienkonzept orientiert sind – als Belastung erlebt werden (Kötter, 1997).

4.4 Beweggründe in der Pflegeelternschaft

Elternschaft wird heute weniger als schicksalhaft erlebt, sie ist – wie viele Dinge in unserer Gesellschaft – zu einer entscheidbaren Option geworden, die gleichwohl von strukturellen Bedingungen, wie den Chancen Beruf und Familie vereinbaren zu können, hochgradig beeinflusst wird (Peuckert, 2008). Als Akteure ihres Lebens verstehen die Menschen sich für ihre Entscheidungen aber verantwortlich und müssen sie entsprechend vor sich und anderen rechtfertigen. Für Menschen, die beschließen, Pflegekinder aufzunehmen, gilt dies in einem besonderen Maße, da man die Übernahme faktischer Elternverantwortung für fremde Kinder nicht von ihnen erwartet. Die Pflegschaft gilt deshalb vielen als sozial anerkanntes Engagement, was für Pflegeeltern eine Quelle von Stolz auf ihr Handeln sein kann (Jespersen 2011, 87 - 88).

„Erst durch die Hinzunahme kindorientierter Wertvorstellungen wird das Handeln der Pflegeeltern eigentlich verstehbar. Die Unterstellung einer rein materiellen Motivation gehört deshalb für einige Pflegeeltern zu einem höchst kränkenden Vorurteil.“ (ebd.)

Nicht nur am Beginn der Pflegeelternschaft steht damit eine wichtige Entscheidung:

„Bei ihnen ist die Familienplanung fast idealtypisch ein Planungs-, Vorbereitungs-, Bewerbungs- und Entscheidungsprozess. Sie lösen Verwaltungsakte aus und unterschreiben Dokumente bevor das Kind bei ihnen ist und hätten es auf jeder Stufe des Prozesses ganz leicht verhindern und sich anders entscheiden können.“ (Schäfer 2011, 7).

Auch in deren Fortbestehen sind die Pflegeeltern immer wieder darauf angewiesen, Sinn in ihrer Tätigkeit herzustellen. Hierbei scheint sich für sie „hinsichtlich ihrer Tätigkeit ein großer Spielraum für individuelle Sinnkonstruktionen zu eröffnen“ (ebd., 143). Eindrücke darüber, welche Beweggründe mit einer Pflegschaft in Zusammenhang stehen können, liefert die Befragung¹⁰⁹ von Erzberger (2003). Pflegeeltern (n = 159) lieferten hier über die Zustimmung oder Ablehnung unterschiedlicher Items (16) zu „Gründen für die erstmalige Bewerbung um ein Pflegekind“, ein Bild verschiedener Beweggründe in der Pflegschaft. Die höchste Zustimmung erhält in der Befragung das Item mit der Aussage „hatten uns schon länger darüber Gedanken gemacht“ (80%), was streng genommen keine Motivlage abbildet, aber doch deutlich werden lässt, dass die Pflegeelternschaft am Ende eines längeren Entscheidungsprozesses steht:

„Diese Zustimmungshöhe verweist darauf, dass die Entscheidung zur Pflegeelternschaft kein spontaner Entschluss ist, sondern in der Regel einen sehr langen Vorlauf besitzt. Wenn eine Entscheidung gefällt wird, hat sie einen langen Reifeprozess hinter sich.“ (Erzberger 2003, 153).

Neben dieser Aussage stimmten die Pflegeeltern besonders sozialen und altruistischen Gründen zu, wie „Wir wollten einem Kind einen Heimaufenthalt ersparen“ und „Wir wollten etwas gesellschaftlich Nützliches tun“, die beide etwa von 70 Prozent der befragten Pflegeeltern Zustimmung erhielten.¹¹⁰ Verwandten- und Netzwerkpflege („Sind mit dem Kind

109 Im Fragebogen wurde nach den Gründen für die Bewerbung um ein Pflegekind über die Zustimmung oder Ablehnung zu insgesamt 16 unterschiedlichen Aussagen ermittelt. Da Mehrfachantworten möglich waren, kommen auf die befragten 159 Pflegepersonen insgesamt 704 Angaben (Erzberger 2003, 151).

110 „Gleichwohl sollten diese Antworten auch nicht überbewertet werden, denn sie stellen auch Kategorien dar, die mit einem hohen Maß an sozialer Erwünschtheit ausgestattet sind: es ist schwer, diesen Fragen nicht zuzustimmen“ (Erzberger 2003, 153).

verwandt" (7,5%), „Wir kannten das Kind (Nachbarschaft, Freunde der Eltern)" (15,8%) sowie religiöse Motive („Unsere religiöse Einstellung spielte bei der Entscheidung eine Rolle" (16,2%)) erhalten vergleichsweise geringe Zustimmungswerte. Demgegenüber stehen rein individuelle Motive absoluter oder relativer Kinderlosigkeit („konnte keine Kinder (mehr) bekommen" (49,3%) oder „eigenes Kind sollte nicht allein aufwachsen" (20,3%)), die sich nicht zuletzt auch darin äußern, dass insbesondere von dieser Gruppe der Befragten eigentlich eine Adoption gewünscht wurde (33,6%). Der „egoistische" Wunsch nach Familiengründung bzw. -erweiterung stößt nach Erzberger bei den Jugendämtern jedoch nicht immer auf positive Resonanz:

„Eine ganze Reihe von Jugendämtern haben Adoptionsbewerber bzw. Personen, die Pflegekinder als „Ersatz" für eigene Kinder betrachten, von der Vermittlung ausgeschlossen. Damit hätte fast jedem zweiten Pflegeelternpaar die Inpflegegabe eines Kindes verweigert werden müssen." (ebd.).

Eine Gegenüberstellung altruistischer mit egoistischen Motivlagen zur Pflegschaft polarisiert ein deutlich vielschichtiger gelagertes Zusammenkommen verschiedenartiger Beweggründe und vernachlässigt den selbstwertbezogenen Gehalt auf den ersten Blick selbstlos erscheinender Gründe.

„Auch offenbar altruistische Motive einer Person dienen dem Erhalt und Aufbau des eigenen Selbstwertgefühls und der Bestätigung von Selbstdefinitionen." (Schäfer 2011, 150).

Es hat für das Pflegeverhältnis stabilisierende Wirkung, wenn Pflegeeltern persönliche Vorteile mit diesem verbinden können und ein Interesse – am für das Pflegekind Kontinuität sichernden – Bestand der Pflegschaft haben, so sind für sie Belastungen eher auszuhalten und die Sinnkonstruktionen können leichter balanciert werden (ebd.).

„Die oft im Hintergrund stehende Kinderlosigkeit und der ursprüngliche Adoptionswunsch verweisen allerdings auch darauf, dass es vielen Pfl-

geeltern nicht recht sein kann, wenn die Verhältnisse des Kindes einen ‚Alleinvertretungsanspruch‘ nicht ermöglichen oder wenn das Kind selbst die ihm zugewiesene Rolle als ein „wie eigenes Kind“ in der Familie nicht akzeptiert“ (Blandow 2004, 132).

Besondere Belastungen für sie können folglich in den Suchbewegungen der Pflegekinder zum Herkunftsfamiliensystem und der dann nötigen Öffnung der Pflegefamilie entstehen.

4.5 Besondere Aufgaben von Pflegeeltern

Pflegeeltern haben auf ähnliche Weise Aufgaben und Probleme entlang ihrer Pflegschaft zu bewältigen, wie dies für Elternschaften zu leiblichen Kindern ebenso gilt. Darüber hinaus müssen sie einige besondere Aufgaben zusätzlich bewältigen, die sich durch die spezifischen Umstände einer Pflegeelternschaft ergeben. Ich möchte die besonderen Aufgaben- und Problemfelder von Pflegeeltern hier nur kurz benennen und verweise für eine genauere Betrachtung auf Reimer (2008) und Wolf (2007b), die neben der zentralen Aufgabe Verantwortung, Versorgung, Zuneigung und Bindungsangebote dem Pflegekind bereitzustellen, folgende Bereiche formulieren:

- Aufgaben im Verhältnis zum Pflegekind
- Aufgaben im Verhältnis zur Herkunftsfamilie des Kindes
- Aufgaben in Bezug auf Interventionen von außen
- Aufgaben in Relation zum Selbst
- Aufgaben in Bezug auf das Leben in der Pflegefamilie

Stehen der Pflegefamilie zur Bewältigung dieser Aufgaben nicht in ausreichendem Maße Ressourcen zur Verfügung, können im Sinne einer negativen Belastungs-Ressourcen-Balance (Wolf, 2007a) Schief lagen entstehen, die von den Menschen als zum Teil erhebliche Belastungen erlebt werden. Einen systematisch herausgearbeiteten Überblick zu solchen Belastungsphänomenen sowie zu besonderen Ressourcen, die von

Pflegefamilien bei der Bewältigung dieser Schwierigkeiten als hilfreich erlebt werden, bieten Jespersen (2011) und Schäfer (2011). Welche womöglich besonderen Aufgaben und Chancen mit einer gleichgeschlechtlichen Pflegeelternschaft verbunden sind, bildet, mit vielen anderen diesbezüglichen Fragestellungen, eines der Forschungsdesiderate in der Pflegekinderhilfe. Einen Überblick über bisherige Wissensbestände und Erfahrungen will das nachfolgende Kapitel dennoch wagen.

5. Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern

In diesem Kapitel will ich versuchen, eine erste Übersicht zu dem Feld gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern zu erstellen. Hierfür kann ein Rückgriff auf wissenschaftlich abgesicherte Quellen nur bedingt erfolgen, da bislang wenig explizite Forschung zu gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern in Deutschland stattfand. Eher noch tauchen sie als Subgruppe in größeren Studien zu Regenbogenfamilien (Rupp 2009; Frohn u.a. 2011) auf. In diesen wird augenfällig, dass gleichgeschlechtliche Pflegeeltern nicht nur für die Pflegekinderhilfe eine Ausnahme bilden, sondern desgleichen aus dem Blickwinkel der Regenbogenfamilien eine vergleichsweise kleine Gruppe von Eltern stellen, die entsprechend wenig Beachtung findet. Über die Hinweise auf die Häufigkeit und Verbreitung gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern (Kap. 5.1) hinaus, gibt es in Deutschland meines Wissens nach nur eine wissenschaftliche Arbeit: „Die gleichgeschlechtliche Pflegefamilie. Eine Herausforderung für Praxis und Theorie“ von Dorett Funcke (2010), die ich wegen ihrer Alleinstellung und ihrem interessanten qualitativen Zugang, mit dem diese Arbeit gewissermaßen eine hermeneutische Verwandtschaft teilt, im Abschluss des Kapitels ausführlich rezipieren werde (Kap. 5.4). Ausgenommen dieser wenigen Quellen, greife ich für die Darstellungen in diesem Kapitel vor allem auf die Erkenntnisse und Erfahrungen dreier Expertinnen¹¹¹ zurück, mit denen ich im Vorfeld dieser Arbeit eingehende Gespräche über gleichgeschlechtliche Pflegefamilien führen durfte. An dieser Stelle möchte ich mich bei ihnen für die anregenden Gespräche und diversen Hilfestellungen, um weitere Zugänge in das Feld zu erhalten, erneut ausdrücklich bedan-

111 Diese sind: Angela Greib, Diplom-Sozialarbeiterin, Gestalttherapeutin und Pflegekinderfachkraft, seit zwölf Jahren in Jugendämtern tätig. Sie hat im „Beratungsführer für lesbische Mütter, schwule Väter und familienbezogenes Fachpersonal“ (Jansen, Greib & Bruns, 2007) das Unterkapitel zu gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern verfasst und bietet für Mitarbeiter in Jugendämtern Weiterbildungen zum Thema an. Zudem mit Michaela Herbertz-Floßdorf, Mitarbeiterin an der Studie zur Lebenssituation von Kölner Regenbogenfamilien („Wir sind Eltern“) (Frohn, Herbertz-Floßdorf & Wirth, 2011) und Mitbegründerin des Vereins „vielfältig e.V.“ (www.vielfaeltig.org/) und schließlich konnte ich auch mit Dr. Elke Jansen, Leiterin des Projektes „Regenbogenfamilien“ im Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) und Autorin diverser Fachartikel zu Regenbogenfamilien (u.a. Jansen & Steffens, 2006), ein längeres Gespräch zum Thema führen.

ken. Ihre Eindrücke und einige besondere Diskussionspunkte zu gleichgeschlechtlichen Eltern hat Angela Greib im „Beratungsführer“ (2007) festgehalten. Auf diese werde ich an entsprechenden Stellen eingehen. Auf Grundlage der Wissensbestände aus der Forschung zum Aufwachsen bei Regenbogenfamilien und dem Erfahrungswissen über gleichgeschlechtliche Pflegeeltern, möchte ich zwei Perspektiven auf gleichgeschlechtliche Pflegefamilien erarbeiten. Die erste Perspektive nimmt die Sichtweise der Jugendhilfe ein, sie fragt, im Interesse des Kindeswohls, nach gleichgeschlechtlichen Paaren als Sozialisationsfeld für das Aufwachsen von (Pflege)Kindern (Kap. 5.2). Hierbei sind Haltungen von Fachkräften zum Teil von Vorurteilen und Vorbehalten gegenüber gleichgeschlechtlicher Elternschaft geprägt, auf die ich im Rahmen von Erkenntnissen der Forschung zu Regenbogenfamilien (Kap. 5.2.1) und der Praxiseindrücke der befragten Experten (Kap. 5.2.2) eingehen werde. In einem dritten Schritt möchte ich demgegenüber eine fachliche Sicht auf gleichgeschlechtliche Pflegeeltern gewinnen, die von der Frage nach besonderen Chancen und Aufgaben gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft (Kap. 5.2.3) aus Sicht der Jugendhilfe angeleitet ist. Die zweite Perspektive macht einen Wechsel hin zu der Sichtweise gleichgeschlechtlicher Paare auf die Pflegekinderhilfe (Kap. 5.3), welche an die Wege zur Elternschaft in Kapitel 3 anknüpft. Damit wird vor dem Hintergrund der allgemeinen Erkenntnisse zu Pflegeeltern (Kap. 4) die Frage in den Fokus gerückt, welche Besonderheiten der Weg einer Pflegschaft zur Begründung einer Familie für das gleichgeschlechtliche Paar aufweisen kann.

5.1 Verbreitung gleichgeschlechtlicher Paare in der Pflegekinderhilfe bzw. Pflegeeltern im Feld der Regenbogenfamilien

Bereits in den 90er Jahren empfahl die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter gleichgeschlechtliche Paare als Pflegeeltern zu gewinnen (Greib, 2007). Anfangs haben vor allem Großstädte (Berlin, Aachen, Frankfurt, Köln u. a.) diese Möglichkeit ernster in den Blick genommen und gehörten entsprechend zu den ersten Jugendämtern, die

hier zunehmend eine offizielle Praxis¹¹² einführen. Dies mag neben einer womöglich freieren Stadtluft gegenüber alternativen Lebensmodellen mit strukturellen Aspekten zusammenhängen: Besonders große Städte finden zunehmend schwieriger Bewerber bei einer ansteigenden Anzahl an zu vermittelnden Pflegekindern, zugleich leben gleichgeschlechtliche Partnerschaften deutlich häufiger in Städten und Großstädten (siehe Kap. 2) und sind hier durch schwul-lesbische Verbände auch stärker politisch vertreten, so dass sie als potentielle Pflegeeltern mehr Beachtung finden können. Statistische Kennzahlen über gleichgeschlechtliche Bewerberpaare und bestehende Pflegeverhältnisse bei gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften gibt es – bis auf wenige Ausnahmen – keine, da diese, anders als im Adoptionsbereich, nicht verpflichtend festgehalten werden. Auf eine kleine Anfrage des Abgeordneten Dr. Klaus Lederer im Berliner Senat sind „nach Mitteilung aus den Bezirken [...] zurzeit in ca. 50 gleichgeschlechtlichen Pflegefamilien ca. 65 Pflegekinder untergebracht“ (Drucksache 16/ 15 578, 1).¹¹³ Damit dürfte Berlin in der Bundesrepublik sehr wahrscheinlich Spitzenreiter sein. In der Antwort der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung heißt es weiter:

„Auch wenn der Anteil an gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern noch gering ist, so sind die Erfahrungen der Jugendämter mit gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern außerordentlich positiv.“ (ebd., 1)

Andere Schlaglichter in kleineren Städten¹¹⁴ bestätigen diese Eindrücke; sie zeigen ferner, dass seit ein paar Jahren nicht nur Großstädte wie Berlin oder Köln, die für ihre vergleichsweise großen gleichgeschlechtlich orien-

112 Es mag zuvor auch Bewerber in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft gegeben haben, häufig wurden diese jedoch als Einzelpersonen oder der/die tatsächliche PartnerIn als „helfende/r MitbewohnerIn“ geführt, so dass die Identität als Paar nicht weiter thematisiert wurde.

113 www.pflegekinder-berlin.de/files/2011_08_02_gleichgeschlechtliche_partnersch.pdf (13.08.2013)

114 Nach einem Artikel des Evangelischen Pressedienstes (Isenbart, 2012) sollen von den insgesamt 350 Pflegekindern in und rund um Mannheim, drei bei Frauenpaaren und eines bei einem Männerpaar untergebracht sein. Angela Greib verweist für die Stadt Hanau in einem Interview mit dem L-MAG (Schulze, 2009) auf sieben Kinder, die an ein Männer-, zwei Frauenpaare und eine alleinerziehende Pflegemutter in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft vermittelt wurden.

tierten Bevölkerungsanteile bekannt sind, sondern auch kleinere Städte und Kommunen gleichgeschlechtliche Paare zunehmend als potentielle Pflegeeltern für sich entdecken. Von einem zwingenden Stadt-Land-Gefälle ist nach meinen Eindrücken dabei nicht auszugehen; wie gut die Chancen für gleichgeschlechtliche Bewerberpaare stehen, hängt nicht zuletzt mit der Aufgeschlossenheit einzelner Mitarbeiter des Jugendamtes zusammen. Gute Erfahrungen mit einem Frauen- oder Männerpaar können dabei die Praxis für andere Paare öffnen, wenngleich für gleichgeschlechtliche nicht weniger als für verschiedengeschlechtliche Paare gilt, dass man von einem Paar nicht auf die Gesamtgruppe schließen kann und sollte. Letztlich ist die Geeignetheit immer am Einzelfall zu prüfen, die Gleichgeschlechtlichkeit sollte ebenso wenig als prinzipielles Ausschlusskriterium eine Rolle spielen. In der Praxis wird dies allerdings bis heute von den Jugendämtern sehr unterschiedlich gehandhabt.

„So kann man insgesamt sagen, dass gleichwohl die Frage, ob auch eine gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft als Pflegefamilie geeignet ist, verschieden beantwortet wird, sich in unserer Zeit, einer Zeit mit einer normativen Liberalität gegenüber Homosexualität, der offizielle Ton in den Jugendämtern hinsichtlich der Besetzung der Pflegestellen mit gleichgeschlechtlichen Paaren verändert hat.“ (Funcke 2010, 325)

Einen Versuch an bundesweite Zahlen zu der Verbreitung gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern zu kommen, unternahm ein Lehrforschungsprojekt an der FSU Jena (Giernoth u.a., 2008), das allerdings an der Bereitschaft der Jugendämter zur Mitarbeit scheiterte, da diese für eine solche Erhebung die Zustimmung des Deutschen Städtetags und/oder des Deutschen Landkreistages erwarteten. Insgesamt konnten die Studierenden deshalb lediglich 104 gleichgeschlechtliche Paare ermitteln (davon jeweils 29 in Berlin und NRW). Interessant sind nichtsdestotrotz die vielen Eindrücke, welche die Studierenden bei der schriftlichen und telefonischen Befragung der Sachbearbeiter in den Jugendämtern über deren Einstellungen zu gleichgeschlechtlichen Bewerberpaaren erhielten. Auch wenn diese Impressionen selbstredend keine Repräsentativität beanspruchen können, so ließen sich diese doch zumindest in drei unterscheidbare Einstellungsmuster ordnen:

- Sachbearbeiter, die keine Kinder vermitteln würden, da sie Zweifel an der Erziehungskompetenz homosexueller Paare haben.
- Jugendämter, die zwar Kinder vermitteln würden, jedoch keine Kleinkinder.
- Jugendämter, die Kinder vermitteln würden bzw. schon vermittelt haben, wenn die gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern ins Profil passen und sie die geeignete Umgebung für das Pflegekind bieten können. (ebd., 10)

In den ersten beiden Gruppen werden Vorbehalte prinzipieller Natur (allgemein mangelnde Erziehungskompetenz bzw. mit Blick auf kleine Kinder) gegenüber gleichgeschlechtlicher Elternschaft deutlich ausgedrückt, während eine dritte Gruppe dieselben Maßstäbe für verschiedengeschlechtliche ebenso für gleichgeschlechtliche Paare anzulegen scheint. Die vorurteilsbehafteten Bedenken, die für einige der befragten Mitarbeiter höchst wahrscheinlich eine Rolle spielten, werde ich eigens, samt der Reaktionen in Form von Forschungsbemühungen diese regelmäßig zu widerlegen, nachfolgend aufgreifen und diskutieren (5.2). Zuvor soll zur Frage der Verbreitung von gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern die Perspektive auf das andere Verortungsfeld gelegt werden: Regenbogenfamilien. Welchen Anteil nehmen Pflegeeltern auf der breiten Landkarte der unterschiedlichen gleichgeschlechtlichen Elternschaften ein? Bemerkenswerterweise sind wissenschaftliche Erhebungen aus dieser Perspektive anscheinend selbstverständlicher und obwohl solche Daten zu aller erst erhoben werden müssen, während sie bei Jugendämtern en passant aufgenommen und theoretisch leichter akkumuliert und aggregiert werden könnten, liefern sie ein verlässliches und mit Bezug auf Lebenspartnerschaften sogar repräsentatives Bild (Rupp & Dürnberger, 2009). Wie erwähnt sind gleichgeschlechtliche Pflegeeltern in beiden Feldern, gemessen an der Gesamtgruppe, jedoch eher Ausnahmen. In der Studie des *ifb* spielten Pflegeeltern mit 39 Fällen nur eine quantitativ geringfügige Rolle (5,7% aller Kinder in der Studie). Auch in der auf die Stadt Köln bezogenen Studie (Frohn u.a., 2011) sind nur 11 der 114 befragten Familien Pflugschaften. Es lassen sich aber einige Spezifika dieser Elternschaften aufzeigen. Zum einen sind Männerpaare in der Gruppe der Pflegefamilien deutlich häufiger vertreten. Von den 39 Pflegefamilien der *ifb*-Studie

bestanden 28 aus Frauen- und 11 aus Männerpaaren (28% gegenüber 7% an der Gesamtstichprobe), in der Köln-Studie waren sogar 6 der 11 Pflegeeltern Männerpaare. Zum anderen lässt sich in der *ifb*-Studie aus dem zumeist jungen Aufnahmealter der Pflegekinder (siehe Abb. 14), der häufigen Angabe, dass es das Pflegekind beider PartnerInnen sei (in 33 von 39 Fällen) sowie der Aussage der meisten Paare (34), dass sie davon ausgingen, dass das Kind bei ihnen bleiben wird, deutlich bestätigen, dass Pflegschaften vor allem als Weg zur gemeinsamen Elternschaft und Familiengründung gleichgeschlechtlicher Paare genutzt werden (Kap. 3: zweite biografische Konstellation).

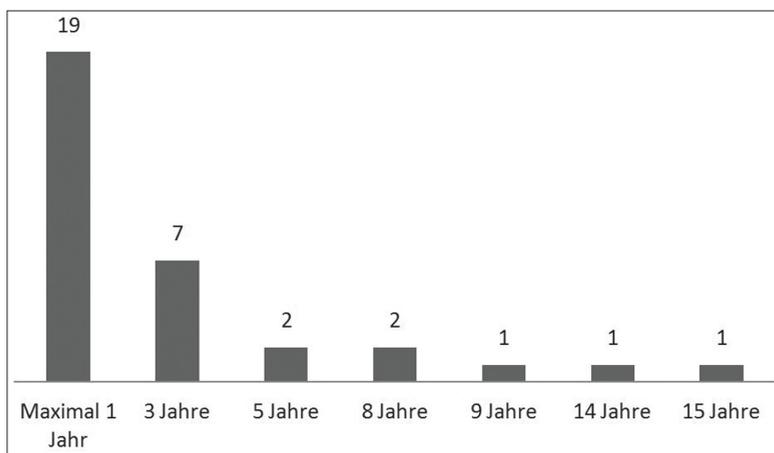


Abb. 14: Aufnahmealter der Pflegekinder in der *ifb*-Studie (n = 39)
entnommen aus Rupp & Dürnberger 2009, 102

Die Erhebung der *ifb*-Studie sah zudem eine Abfrage möglicher Themen bei der Vermittlung der Pflegschaft vor: 36 von 39 der Eltern bemerken hierzu, dass die Gleichgeschlechtlichkeit von den Fachkräften in der Tat thematisiert wurde (ebd., 103). Das größte Interesse galt dabei der Frage, ob und wie die Pflegeeltern ihrem zukünftigen Pflegekind ermöglichen können, Zugang zum anderen (auf der Elternebene des Paares nicht repräsentierten) Geschlecht zu bekommen (19; 53%). Andere Fragen antizipierten eine mögliche Benachteiligung der besonderen Familienform und

thematisieren die Außendarstellung als Familie (14; 39%), wie das Kind für die besondere Familie gestärkt werden (12; 33%) oder wie es vor einer Benachteiligung geschützt werden könne (11). In Einzelantworten berichten viele der Eltern ferner von positiven Eindrücken und ausgesprochener Wertschätzung der Besonderheit ihrer Familienform durch die Fachkraft („die besondere Familienform tue dem Kind gut“, „mögliche Vorteile des Aufwachsens“ u.a. wurden benannt) (ebd.). Rupp & Dürnberger halten für die Vermittlungsgespräche bei den Pflegefamilien insgesamt fest:

„Im Vergleich mit den Berichten aus den Adoptionsverfahren scheinen sich im Kontext der Pflegevermittlung insgesamt weniger Vorbehalte gegen die Vermittlung von Kindern an gleichgeschlechtliche Paare niederzuschlagen und es wird auch von einer eher wohlwollenden und positiven Auseinandersetzung mit der Thematik berichtet.“ (ebd.)

Die positivere Resonanz im Bereich der Fremdenpflege kann mit strukturellen Aspekten zusammenhängen, gegenüber der hohen Konkurrenz von Bewerberpaaren auf eine Adoption werden für Pflugschaften allorts passende Paare gesucht und gewünscht, sie kann aber ebenso darauf verweisen, dass Fachkräfte mit Blick auf die Vermittlung von Pflegekindern spezifische Chancen in der Belegung von gleichgeschlechtlichen Paaren sehen, die gerade in der Besonderheit ihrer Familienform begründet liegen. Andererseits spiegeln die positiven Erfahrungen nur jene Seite wider, in der es tatsächlich zu Vermittlungen kam. Wie die Erfahrungen mit Jugendämtern sind, die eher dem Muster 1 und 2 (Giernoth u.a. 2008, 10) entsprechen und infolge von Vorbehalten gleichgeschlechtliche Paare tendenziell oder kategorisch ausschließen, ist bislang nicht untersucht. Vor diesem Hintergrund ist es deshalb wichtig zu wissen, welche Vorbehalte gegenüber gleichgeschlechtlicher Elternschaft bestehen und inwiefern diese in Studien überprüft werden konnten, so dass ungerechtfertigte Vorurteile ihre Legitimität für Fachkräfte verlieren. Auf dieser Grundlage lässt sich dann womöglich konstruktiver über die Chancen und Risiken (in Form von zusätzlichen Aufgaben und möglichen Belastungen) gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern für Pflegekinder diskutieren.

5.2 Aufwachsen bei gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern

Im Folgenden werde ich zu einer allgemeinen Forschungsergebnisse zum Aufwachsen von Kindern bei gleichgeschlechtlichen Eltern, aus-
gesucht nach Aspekten, die mir für den Kontext dieser Arbeit relevant
scheinen,¹¹⁵ rezipieren (Kap. 5.2.1). Hierbei sind nur in seltenen Fäl-
len gleichgeschlechtliche Pflegefamilien einbezogen worden, so dass
die Aussagekraft für sie geringfügiger ist. Vielmehr handelt es sich um
einen Transfer von Ergebnissen aus einem anderen – aber in mancherlei
Hinsicht strukturell ähnlichem – Feld, auf gleichgeschlechtliche Pflege-
eltern. Die Forschungsliteratur nimmt ferner insgesamt starken Bezug
auf generelle Vorbehalte gegenüber gleichgeschlechtlicher Elternschaft
und kann zu weiten Teilen als Reaktionsforschung mit größtenteils defen-
siven Strategien charakterisiert werden (Platz, 2012). Damit sind zwei
potenzielle Verzerrungen in der Darstellung nicht völlig auszuschließen:
Erstens können die Befunde auf alle „Regenbogenfamilien“ als zu sehr
verallgemeinert betrachtet werden, insbesondere eine Nivellierung von
Unterschieden zwischen Väter- und Mütterpaaren aber auch zwischen
den unterscheidbaren Familienformen (Stieffamilien, Inseminationsfam-
ilien, Adoptions- und Pflegefamilien etc.) kann aufgrund der Vielfalt
des Feldes als unangemessen gelten. Spezifische Studien zu den einzel-
nen Subgruppen sind allerdings rar, ausreichend Familien des jeweiligen
Typus zu finden kann sich auch zukünftig als schwierig erweisen. Zwei-
tens bewegen sich Studien zu gleichgeschlechtlichen Familien in einem
aufgeheizten Diskursfeld, das in vielen Ländern parallel mit Umbrüchen
zu Rechtslagen gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen verläuft.
Wissenschaftlichen Beiträgen kommt in diesem Diskurs ein gesonderter
Status zu, der Neutralität verspricht und stark als politisches Argumenta-
tionsmittel Verwendung findet. Forscher und Probanden wissen um diese
gesellschaftliche Debatte, sie stehen nicht außerhalb, sondern mitten
in ihr. Forschungs- und Erhebungsstrategien, Teilnahmebereitschaft und
Antwortverhalten können insofern – in die eine oder andere Richtung –
beeinflusst sein.

115 Damit schließe ich beispielsweise Studien aus, die sich mehrheitlich auf Stieffamilien
beziehen, für die also Trennungen bzw. Scheidungen im Hintergrund vermehrt eine
Rolle spielen.

Zum Weiteren werde ich in diesem Abschnitt spezifische Vorbehalte der vermittelnden Fachkräfte in der Pflegekinderhilfe aufgreifen (Kap. 5.2.2), die allerdings auf Eindrücken meinerseits und Erfahrungen der befragten Experten andererseits beruhen. Dem sollen wiederum spezifische Argumente für eine Vermittlung (Greib, 2007) und die damit verbundenen Chancen und Ressourcen von gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern (Kap. 5.2.3) entgegengestellt werden. Beim zweiten Zugang handelt es sich also um Erfahrungswissen und analytische Schlussfolgerungen.

5.2.1 Vorurteile gegenüber gleichgeschlechtlicher Elternschaft und die Forschung zum Aufwachsen in Regenbogenfamilien

Die Frage wie bzw. wie gut Kinder bei gleichgeschlechtlichen Paaren aufwachsen, beschäftigt die psychologische Forschung schon länger, interessante Arbeiten entstanden hierzu bereits in den 80er Jahren (so beispielsweise McCandish, 1987). In Deutschland gibt es mit Ausnahme der *ifb*-Befragung (Rupp, 2009) aber kaum repräsentative Erhebungen zu dieser Thematik, weshalb sich Übersichtsartikel deutscher Forscher fast ausschließlich auf amerikanische Studien beziehen und diese für den hiesigen Diskurs zusammenfassen (Rauchfleisch, 2001; Fthenakis & Ladwig, 2002; Eggen, 2003; Jansen & Steffens, 2006; Carapacchio, 2009). Zu den bereits angesprochenen Unschärfen kommt damit die Übertragung auf Lebensverhältnisse in der deutschen Gesellschaft hinzu. Nichtsdestotrotz halte ich eine Darstellung einiger prominenter Ergebnisse für ertragreich, da sie sich häufig gegen Vorbehalte wenden, die potentiell auch für vermittelnde Fachkräfte der Jugendhilfe eine Rolle spielen können.

Ein grundlegender Vorbehalt gegen das Aufwachsen bei gleichgeschlechtlichen Eltern richtet sich gegen einen – aus welchen Gründen auch immer – angenommenen Mangel der Erziehungskompetenzen. Den im Gegensatz zu diesem Vorurteil deutlich positiven, autoritativen bzw. demokratischen, Erziehungsstil von Väter- und Mütterpaaren habe ich bereits an anderer Stelle dargestellt (Kap. 3.5.3). Mit Blick auf die dort aufwachsenden Kinder bemerken Fthenakis & Ladwig (2002) hierzu:

„Die Kinder profitieren dabei insbesondere von der geringeren Fixierung auf traditionelle Rollenschemata sowie von einem offenen und demokra-

tischen Familienklima, was häufig die Ausbildung besonders wünschenswerter Haltungen ermöglicht." (12)

Diese Unterschiede sind jedoch nicht kausal auf die sexuelle Orientierung der Eltern zurückzuführen, würde man Mütter und Väter mit ähnlich gelagerten zentralen Persönlichkeitsmerkmalen vergleichen, würden sich „viele Unterschiede im Erziehungsverhalten in Wohlgefallen auflösen“ (Jansen & Steffens 2006, 652).

„Schwule und Lesben unterscheiden sich in der Regel von der Durchschnittsbevölkerung nicht durch ihre sexuelle Ausrichtung. Die homosexuelle Orientierung kann ebenso einen Einfluss auf die Wahl des Wohnortes haben wie auf die Aneignung und Ausgestaltung von Werten und Normen.“ (ebd.)

Andere Vorurteile, die ich in diesem Rahmen diskutieren möchte,¹¹⁶ lassen sich in zwei Gruppen unterscheiden:

- Ein Aufwachsen bei gleichgeschlechtlichen Eltern führe zu einem angeblich gestörten Verhältnis der Kinder zum eigenen Geschlecht – ganz allgemein oder je nach Bedenken in den Dimensionen: Geschlechtsidentität, Geschlechtsrollenverhalten und/oder sexuelle Entwicklung.
- Gleichgeschlechtliche Eltern bilden eine so radikale Abweichung, dass angeblich Diskriminierungen, Schwierigkeiten in sozialen Beziehungen und letztlich eine soziale Isolation der dort aufwachsenden Kinder vorprogrammiert sei.

Mit beiden Aspekten wird wiederum eine erhöhte Gefahr für Verhaltensauffälligkeiten (kindliche Formen der Depression, geringes Selbstwertgefühl) in Zusammenhang gebracht.

116 Die Palette der Vorurteile gegenüber gleichgeschlechtlichen Eltern soll hier keinesfalls erschöpfend Darstellung erfahren (insbesondere nicht mit Blick auf die häufig vorgenommene Vermengung von Homosexualität und Pädophilie (Fthenakis & Ladwig 2002, 13)). In meiner Auswahl will ich besonders Aspekte aufnehmen, die als Irritation der Heteronormativität verstanden werden können, die davon ausgeht, dass für das gesunde Aufwachsen von Kindern zwei verschiedengeschlechtliche Elternteile benötigt würden sowie Bedenken die als vorweggenommene Diskriminierung verstanden werden können.

Im Folgenden will ich die wissenschaftlich fundierten Reaktionen auf diese Annahmen kurz darstellen.

Die Selbstidentifikation von Kindern als Junge oder Mädchen ist zumeist bereits nach dem vierten Lebensjahr festgeschrieben (Fiedler, 2004). Eine abweichende Entwicklung ist bei Kindern, die in gleichgeschlechtlichen Familien aufwachsen nicht festzustellen: Die Metastudie von Perrin (2002) zeigt auf, dass bei keinem der Kinder (insgesamt über 300), die an den analysierten Studien teilnahmen, eine Konfusion der Geschlechtsidentität nachgewiesen werden konnte noch der Wunsch von einem der Kinder geäußert wurde, dem jeweils anderen Geschlecht anzugehören (Jansen & Steffens 2006, 648). Entgegen der Annahme traditioneller psychoanalytischer Entwicklungsmodelle, ist nach Jansen & Steffens bei dem wichtigen Entwicklungsschritt der Ablösung des Kleinkindes von der primären (stillenden) Bezugsperson das Geschlecht der zweiten Person nicht ausschlaggebend (ebd.), bereits McCandish (1987) „zeigte, dass Kinder lesbischer Paare ab dem Alter von 14 Monaten verstärkt auf die nicht biologische Mutter fokussierten [...]“. Jansen & Steffens berufen sich demgegenüber auf lerntheoretische Ansätze, nach denen „Kinder auch durchaus in der Lage [sind], in ihrem Lebensumfeld Modelle für selbstbildrelevante Charakteristika – wie z.B. die Geschlechtsidentität oder das geschlechtstypische Rollenverhalten – zu finden und zu nutzen“ (2006, 648 - 649) – dies müssen nicht die Eltern sein. Mütter- und Väterpaare scheinen ähnliche Vorstellungen vor Augen zu haben, sie sorgen mehrheitlich gezielt für Kontakte ihrer Kinder zum anderen Geschlecht, damit diesen entsprechende Rollenmodelle im Erziehungsumfeld zur Verfügung stehen (86%; Rupp, 2009; siehe auch Kap. 3.5.2). Auch wenn vor diesem Hintergrund die Entwicklung der Kinder grundlegend als geschlechtsrollenkonform betrachtet werden kann, so ergeben sich dennoch feine aber bemerkenswerte Unterschiede. Diese begründen sich nach Eggen (2003) weniger an der sexuellen Orientierung der Eltern als vielmehr ihrem Geschlecht:

„So weisen wohl vor allem Kinder, die in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften von zwei Frauen heranwachsen, seltener ein geschlechtstypisches Rollenverhalten auf als Kinder heterosexueller Eltern.“ (3)

Dabei zeigen im besonderen Maße die Töchter mehr geschlechtsgeteilte Elemente sowohl bei geschlechtstypischen Spielen sowie im Hinblick auf die Berufsvorstellungen (häufiger sind ebenfalls männerdominierte Berufe vorstellbar), wodurch sie ein Mehr an geschlechtsbezogenen Eigen- und Freiräumen nutzen können. Gleichgeschlechtlich orientierte Frauen scheinen ihren Töchtern ein stärkeres Gefühl für eigene Potenziale vermitteln zu können und lassen sich hierbei deutlich weniger von mit dem weiblichen Geschlecht assoziierten Grenzen beeinflussen¹¹⁷ (Jansen & Steffens 2006, 649). Infolgedessen zeigen sich die dort aufwachsenden Mädchen sensibler und kritischer gegenüber rigiden Geschlechtsrolledefinitionen, insbesondere gegenüber Diskriminierungen von Frauen (Rauchfleisch, 2001).

Was die Entwicklung der sexuellen Orientierung eines Menschen (Kap. 1.2) angeht, sollte einem eigentlich die Alltagswahrnehmung aufzeigen, dass es wohl kaum einen kausalen Zusammenhang zwischen der sexuellen Ausrichtung der Eltern und ihrer Kinder geben dürfte, andernfalls wird die Frage danach, von wem Schwule und Lesben, die in aller Regeln nicht weniger in heterosexuellen Familien aufgewachsen sind, ihre sexuelle Orientierung „gelernt“ haben, schwierig zu beantworten sein. Alle bisherigen Forschungsbefunde legen nahe, „dass die Entwicklung der Sexualität nicht primär von der sexuellen Orientierung der Eltern abhängt“ (Fthenakis & Ladwig 2002, 12). Kinder, die in gleichgeschlechtlichen Familien aufwachsen werden dementsprechend genauso selten homo- oder bisexuell wie Menschen in anderen Familienformen.¹¹⁸ Einen feinen Unterschied scheint es dessen ungeachtet zu geben; so schließen Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, seltener kategorisch

117 „Lesben sehen sich im Vergleich zu heterosexuellen Frauen häufiger als androgyn an, schreiben sich typisch weibliche und typisch männliche Eigenschaften zu“ (Jansen & Steffens 2006, 646).

118 Plaß (2012) macht allerdings auf die implizite Homofeindlichkeit, die sich in dieser Fragestellung ausdrückt aufmerksam: Wie viel Homosexualität ist normal? Und hypothetisch: was wäre wenn? – Wenn Kinder aus solchen Familien, allen Forschungsbefunden zu wider, sich häufiger gleichgeschlechtlich orientierten, wäre das problematisch und wenn ja, warum? – Man kann an dieser Frage den Stand von Homosexualität in unserer Gesellschaft deutlich ablesen: sie ist eine tolerierte Abweichung, nicht fester Bestandteil menschlichen Seins, der Variation und Flexibilität menschlicher Sexualität und Partnerbezogenheit. Eine Abweichung wirkt demgegenüber bedrohlich wenn sie scheinbar anwächst.

aus, sich in einen Menschen des gleichen Geschlechts verlieben zu können. Jansen & Steffens sehen darin eine „größere kognitive Freiheit der Kinder aus Regenbogenfamilien hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung über die Lebensspanne“ (2006, 649). Eggen (2003) stellt mit Bezug auf die Metastudie von Stacey & Biblarz (2001) fest:

„Bemerkenswert ist zudem, dass Kinder, die von gleichgeschlechtlich orientierten Eltern erzogen werden, wohl eher offener sind gegenüber Homosexualität und möglichen eigenen homosexuellen Erfahrungen als andere Kinder, ohne deshalb selbst homosexuell zu sein. Grundsätzlich scheinen sie ihre sexuelle Orientierung reflektierter zu erleben. Gleichwohl schränken die Autoren ihre These insofern ein, als sich in dieser Einstellung zum Teil auch Kontexteffekte zeigen könnten. Homosexuelle Eltern in den USA leben überdurchschnittlich oft in Großstädten oder Universitätsstädten, ihre Kinder wachsen in einem vergleichsweise toleranteren Milieu auf, welches seltener homophobische Einstellungen hegt.“ (3)

Wenngleich Unterschiede in einigen Aspekten durch das Milieu bedingt sein können, ist doch grundsätzlich davon auszugehen, dass Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, zumindest gegenüber der heterosexuellen Annahme der heteronormativen Geschlechterordnung reflektierter sein dürften, schließlich leben ihnen ihre Eltern in der Alltäglichkeit einer Familie vor, dass Menschen auch durchaus anders orientiert sein können, insofern muss sich das Verständnis ihrer eigenen Sexualität bewusster ausrichten (meine Eltern sind homosexuell, ich bemerke an mir, dass ich heterosexuell bin) und kann weniger als Übernahme einer Selbstverständlichkeit vollzogen werden.

Zusammenfassend lassen sich aber keine *entscheidenden* Unterschiede der Kinder aus Regenbogenfamilien in den Dimensionen Geschlechtsidentität, geschlechtstypischem Rollenverhalten und der sexuellen Orientierung finden.

Die andere Gruppe von Vorbehalten umfasste Ängste um eine mögliche Diskriminierung und soziale Isolierung der Kinder, die sich besonders in psychischen und emotionalen Belastungen äußerten. Amerikanische Studien zeigen im Hinblick auf die intellektuelle, emotionale und soziale

Entwicklung keine Unterschiede (Rauchfleisch 2001, 2). Ebenso kommt die Befragung des *ifb* (Rupp, 2009) zu keinen geäußerten Beeinträchtigungen von Regenbogenkindern:

„Die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen unterscheidet sich in der Selbstbeurteilung – wie die Kinderteilstudie zeigt – kaum von Kindern und Jugendlichen aus Kern-, Stiefvater- und Mutterfamilien. Sie berichten über ein höheres Selbstwertgefühl, unterscheiden sich aber nicht in Bezug auf Depressivität, somatische Beschwerden und Aggressivität.“ (Rupp 2010, 2)

Negativ fallen die befragten Kinder nicht auf, eher noch finden sich, wie in der *ifb*-Studie, positive Unterschiede.¹¹⁹ Jansen & Steffens berichten mit Bezug auf amerikanische Studien von größeren Sozialkompetenzen der Kinder u.a. in der Fähigkeit zur Reflexion, dem friedvolleren Austragen von Konflikten und einer erhöhten Ambiguitätstoleranz: sie „konnten sich besser in andere Menschen hineinversetzen und unterschiedliche – auch gegensätzliche – Lebensweisen und Wertsysteme entspannter nebeneinander stehen lassen“ (2006, 650).

Diskriminierungen spielen für die Kinder aus Regenbogenfamilien nichtsdestotrotz eine Rolle, wenngleich die Sexualität der Eltern nur einen möglichen Anlass zu Hänseleien durch Gleichaltrige bieten kann.¹²⁰ Auch wenn die *ifb*-Studie zeigt, dass die Kinder gut integriert sind und nicht unter einer sozialen Isoliertheit leiden (Rupp, 2009), berichten knapp die Hälfte von diskriminierenden Erfahrungen (zumeist verbale Hänseleien durch andere Kinder), die vorwiegend ohne Wirkung geblieben seien. Entscheidend zur Bewältigung waren dabei die guten Eltern-Kind-Beziehungen. Carapacchio (2009) kann in ihrer Erhebung aufzeigen, dass ins-

119 „In Bezug auf die schulische Entwicklung lässt der überdurchschnittliche Anteil von Kindern auf weiterführenden Schulen überdurchschnittliche Abschlüsse erwarten. Dies steht vor dem Hintergrund überdurchschnittlicher Bildungsniveaus der befragten Eltern“ (Rupp 2010, 2).

120 So können ungewöhnliche Familiensituationen wie zum Beispiel eine Pflegschaft ebenfalls zum Anlass von Außenstehenden für Ungleichbehandlungen (Jespersen, 2011) und Diskriminierungen (Reimer, i.E.) von Pflegekindern genommen werden.

besondere die Pubertät für die Kinder aus Regenbogenfamilien mit mehr Diskriminierungserfahrungen verbunden und die Integration in die Peer-Group schwieriger sein kann:

„Die Kinder Homosexueller fühlen sich weniger integriert und stärker abgelehnt als die Kinder Heterosexueller. Die Kinder schwuler Väter schätzen sich als besonders wenig integriert ein. Dieses Ergebnis passt zu der Tatsache, dass die Kinder schwuler Väter in der hier vorliegenden Untersuchung mehr Diskriminierung erleben als die Kinder lesbischer Mütter. Möglicherweise ist schwul sein bei Jugendlichen weniger akzeptiert und erwünscht als lesbisch sein.“ (204)

Vor dieser Problematik vermutet Carapacchio, dass Beziehungen zu besten Freunden und Freundinnen für Kinder aus Regenbogenfamilien in dieser Zeit besondere Wichtigkeit erhalten. Zu unterscheiden sind aber Stieffamilien, wo die Homosexualität eines Elternteils erst im Laufe der Eltern-Kind-Beziehung bekannt wird, von Kindern, die von Anfang an zu gleichgeschlechtlichen Paaren kommen und die folglich leichter Selbstverständlichkeiten und möglicherweise mehr Selbstbewusstsein für ihre Familienform entwickeln können.¹²¹

Insgesamt legen die Forschungsergebnisse nahe, dass gleichgeschlechtliche Eltern summa summarum ebenso gut oder schlecht in der Lage sind ihre Kinder zu erziehen wie andere Eltern auch (Jansen & Steffens 2006, 648; ebenso Rauchfleisch, 2001). Die vergleichsweise geringfügigen Unterschiede begründen sich selten direkt an der sexuellen Orientierung der Eltern, sondern sind durch Bildungsselektionen, milieuspezifische Aspekte und die (zum Teil flexibleren) Geschlechtsidentitäten des Elternpaares bestimmt sowie durch gesellschaftliche Bedingungen und Haltungen zu gleichgeschlechtlichen Lebensweisen.

121 Hinweise hierauf liefern die Gespräche von Streib-Brzic & Gerlach (2005) mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern.

5.2.2 Vorbehalte gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren in der Pflegekinderhilfe

In einem zweiten Schritt möchte ich nun eine Auswahl spezifischer – wenngleich ebenfalls auf Irritationen der Annahmen des heteronormativen Modells gründende – Vorbehalte der vermittelnden Fachkräfte aufgreifen, die in der Praxis nach meinem Eindruck zum Teil in Sonderregeln für gleichgeschlechtliche Bewerberpaare transformiert werden. Diese Praxisregeln habe ich aus Erzählungen der interviewten Pflegeeltern und besonders den Eindrücken der Experten, die sich ebenfalls auf Erfahrungen ihnen bekannter Pflegeelternpaare und -bewerber stützen, erarbeitet. Die Darstellung beansprucht weder empirisch erschöpfend zu sein noch repräsentiert sie die Praxis aller Jugendämter – mir sind ebenso Pflegekinderdienste bekannt, die differenzierte Haltungen und hohe Qualitätsstandards in Bezug auf gleichgeschlechtliche Paare entwickelt haben. Bei weitem nicht in allen Ämtern einigt man sich überhaupt auf einen regelhaften Umgang, sondern überlässt die Einschätzung, inwieweit gleichgeschlechtliche Bewerberpaare geeignet sind, dem Gutdünken einzelner Mitarbeiter. Im Dienst kommunizierte und zum Teil formalisierte Regeln, die auf der Grundlage von unreflektierten Vorurteilen entstehen, möchte ich hier als „Bad Practice“ in ihrer Bedenklichkeit deutlich kennzeichnen:

Kleine Kinder werden nicht an Männerpaare vermittelt: Diese Praxisregel basiert auf der Annahme, dass die Versorgung von Säuglingen und Kleinkindern qua Natur Aufgabe von Frauen sei und nur sie diese Arbeiten adäquat übernehmen könnten. Es wird davon ausgegangen, dass Frauen in ihren Sozialisationserfahrungen¹²² besser auf die Versorgung vorbereitet werden, letztlich ist dies aber am Einzelfall zu prüfen, so können auch Männer, beispielsweise durch das Wickeln und Füttern kleiner Geschwister, solche Erfahrungen gemacht haben, nicht zuletzt können ebenso Männer wie Frauen, die solche Erfahrungen missen, in Kursen vorbereitet werden. Es wäre im Gegenteil wünschenswert, wenn Fachkräfte eher ver-

122 Sicherlich spielen ebenfalls naturalisierte Vorstellungen von einem „Mutter-Instinkt“ eine gewisse Rolle, aber es gibt ausreichend Beispiele von sorgenden Vätern, die solche Aufgaben übernehmen, um Annahmen dieser Art als Essentialisierungsversuche der „guten Mutter“ zu dekonstruieren.

suchten Pflegeväter, auch in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen, zur Betreuung kleiner Kinder zu ermutigen, um so wertvolle und beziehungsfördernde Erfahrungen von Pflegeeltern und Pflegekindern zu stärken beziehungsweise Frauen zeitlich entlasten zu helfen. Es gibt keine grundsätzlichen Argumente, die Männer von der Betreuung und Versorgung kleiner Kinder ausschließen.

Frauenpaare dürfen nur Mädchen aufnehmen respektive Männerpaare nur Jungen: Bei dieser quasi 50%igen Einschränkung möglicher Pflegekinder für ein gleichgeschlechtliches Paar (ungerechnet verschiedengeschlechtlicher Geschwisterpaare, die gemeinsam vermittelt werden sollen), wird die bereits diskutierte klassische Annahme, dass Kinder auf der Elternebene ein Vorbild für ihre Geschlechtsrolle benötigen, aufgegriffen und zu einer kategorischen Voraussetzung für gelingendes Aufwachsen erhoben, ungeachtet der Tatsache, dass viele Kinder in unserer Gesellschaft bei alleinerziehenden Elternteilen aufwachsen¹²³ oder, etwa bei der Inpflegegabe eines Kindes einer abgebenden Mutter an ein Männerpaar, die Kinder Rollenvorbilder auch bei den Herkunftseltern vorfinden können. Wie zuvor erwähnt zeigen lerntheoretische Ansätze, dass Kinder Rollenvorbilder in ihrem gesamten Umfeld suchen und finden und dass dies weder die (Pflege)Eltern sein müssen noch dass sie hierbei die maßgebliche Wahl bilden. Für absolut legitim halte ich deshalb hingegen die Thematisierung von möglichen Kontakten zum anderen Geschlecht in den Vorbereitungsgesprächen mit dem Bewerberpaar.

Ein Partner muss zuhause bleiben: Diese Praxisregel ist nicht eigens für gleichgeschlechtliche Paare geschneidert worden, aber sie kann bei ihnen – wegen der häufig egalitär geführten Arbeitsteilung in der Beziehung – als besondere Belastung wirken. Mag es im Einzelfall sinnvoll erscheinen, dass ein Pflegekind durchgehend von einer Person betreut wird, so kann dies unmöglich für den Großteil oder gar alle Pflegeverhältnisse angenommen werden. Eine tendenzielle Gleichverteilung bietet demgegenüber die Chance für das Pflegekind mit seinen beiden Pflegeeltern Zeit für die Beziehungsentwicklung zu verbringen und umgekehrt profitieren

123 Immerhin 20% der Familienformen in Deutschland sind Ein-Elternfamilien (Kapitel 1). Zudem bestehen immerhin bis zu 10% der Pflegefamilien aus Einzelpersonen (Kapitel 4).

beide Elternteile nicht nur davon beruflich weiter aktiv bleiben zu können, und damit wichtige Kontakte und ausgleichende Felder neben der Familie zu nutzen, sondern können so beide die Höhen und Tiefen des Familienalltags mit dem Pflegekind gleichermaßen erleben und in der Kommunikation einen gleichberechtigten Austausch führen. Selbstredend gibt es ebenso gleichgeschlechtliche Paare, die sich die Aufgaben „klassisch“ aufteilen (Kap. 3.5.1), jedoch sollte eine getroffene (und geschätzte) egalitäre Arbeitsteilung, ob bei gleich- oder verschiedengeschlechtlichen Paaren, nicht generell polarisiert werden.

Während die genannten Praxisregeln eine Vermittlung unter Sonderbedingungen gestatten, schildert Greib (2007) einige Gesichtspunkte, die indirekt als Vertröstungen und Hinhaltenaktiken für gleichgeschlechtliche Bewerberpaare gedeutet werden können. Die vermutlich eigenen Bedenken für eine Belegung des Paares werden – intendiert oder nicht – auf scheinbar unbeeinflussbare Aspekte projiziert:

Die abgebenden Herkunftseltern wünschen sich Pflegeeltern aus dem Bilderbuch: Nicht selten bekommen gleichgeschlechtliche Bewerberpaare von den vermittelnden Fachkräften zu hören, dass Herkunftseltern, sei es weil sie unteren Soziallagen oder einer angeblich homofeindlichen ethnischen Minderheit angehören, Lesben oder Schwule als Pflegeeltern für ihr Kind nicht wollen. Diese würden sich eher „Bilderbuchfamilien“ für ihre Kinder wünschen. Die Erfahrung vieler gleichgeschlechtlicher Paare und anderer Fachkräfte (insbesondere Angela Greib) irritiert diesen Eindruck jedoch. Sie berichten von abgebenden Herkunftsmüttern, die sich glücklich darüber zeigen, das Kind an keine andere Mutter zu „verlieren“, sondern durch die Vergabe an ein Pflegeväterpaar die einzige Mutter für ihr Kind bleiben zu können. Gleichgeschlechtliche Paare können von den Herkunftseltern zudem ebenfalls als gesellschaftliche Außenseiter wahrgenommen werden, die ihnen weniger als die „bessere Familie“ (Bilderbuchfamilie) entgegentritt als vielmehr als Menschen, die aus ihrer Not eine Tugend machen möchten. Auch wenn in der Alltagskultur sicherlich immer noch Diskriminierungen und homofeindliche Haltungen verbreitet sind (Kap. 1), lösen sich einige Vorurteile in der persönlichen Begegnung doch häufig auf. Ich sehe Fachkräfte in der Pflicht, sich nicht hinter angeblichen Haltungen der Eltern zu verstecken, sondern zu versuchen Ängste abzubauen zu helfen; das kann mit persönlichen Kontakten

gelingen und fängt bereits beim Sprachgebrauch an.¹²⁴ Letztlich liegt die Entscheidung dann bei den Eltern. Dass Fachkräfte bei der Vergabe an gleichgeschlechtliche Paare um das Einverständnis der Eltern besonders bemüht sind, kann allerdings den positiven Nebeneffekt haben, dass sich diese – im Sinne einer Partizipation am Prozess der Inpflegegabe – stärker berücksichtigt fühlen. Wilde (2014) zeigt auf, dass vor allem das persönliche Kennenlernen der (zukünftigen) Pflegeeltern von den Herkunftseltern als Erleichterung empfunden wird (333 ff.).

Mit der Belegung bei einem gleichgeschlechtlichen Paar machen wir uns angreifbar: Der Verweis auf die politische Couleur vor Ort und/oder eine vergleichsweise geringe Größe der Kommune für die das Jugendamt zuständig ist, werden mancherorts in Verbindung mit einem möglichen und häufig abermals antizipierten Unverständnis gegenüber gleichgeschlechtlich orientierten Menschen gebracht. Angst vor gesellschaftlicher Ausgrenzung gilt als hinreichendes Risiko ein gleichgeschlechtliches Bewerberpaar eher an eine größere Stadt zu verweisen. Auch hier mag sich wiederum im Einzelfall eine Ortschaft durch ein besonders repressives gesellschaftliches Klima gegenüber alternativen Familienformen „auszeichnen“, doch sind die großen Netzwerke gleichgeschlechtlicher Paare und ihre breite Einbettung nicht zu unterschätzen und die tatsächlichen Bedingungen vor Ort nicht an ihrer Einwohnerzahl abzulesen.¹²⁵ Hinter der Vermeidung einer Belegung kann indessen die Befürchtung stehen, dass bei einem Konflikt oder einer Krise in der Pflegefamilie und einem möglichen Abbruch, eine Schuldzuweisung auf die Gleichgeschlechtlichkeit des Paares attribuiert wird und den Fachkräften vorgehalten werden könnte, dass sie es ja hätten „besser wissen“ sollen. Fachkräfte sollten sich hier wie auch an allen anderen Stellen der Pflegekinderhilfe mit differenzierten Einschätzungen und der Dokumentation abgewogener Entscheidungsprozesse gegen solche verengten Darstel-

124 Begriffe wie homosexuelles Paar, schwul oder lesbisch rücken das Thema „Sexualität“ unmittelbar in den Blickpunkt des Gegenübers – und hiermit tun sich viele immer noch schwer. Wenn sich Bewerber/innen als Frauen- oder Männerpaar präsentieren, machen sie es dem Gegenüber leichter“ (Greib 2007, 104).

125 Eindrucksvolle Beispiele illustriert der Artikel „Heimatliebe“ von Thorsten Schmitz in der Süddeutschen Zeitung (Ausgabe vom 18/19. August 2012, Nr. 190), so etwa einen Ort mit 80 Einwohnern und einem Oberbürgermeister in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft.

lungen wehren und ihre Belegung entsprechend rechtfertigen können. Es gibt keinerlei Gründe, die ein gleichgeschlechtliches Paar als Pflegeeltern prinzipiell ausschließen. Wie für andere Pflegeverhältnisse auch, ist es die Aufgabe der Fachkräfte eine gelingende Passung, zuvorderst mit Blick auf die Bedürfnisse der Pflegekinder, zu finden. Es kann für bestimmte Kinder gute Gründe geben, ein Frauen- oder Männerpaar sogar zu favorisieren.¹²⁶

5.2.3 Chancen, Ressourcen und Aufgaben gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern

Ich möchte nun abschließend einen differenzierten Blick auf gleichgeschlechtliche Pflegeelternpaare werfen, der nicht durch Vorurteile gegenüber gleichgeschlechtlich orientierten Menschen und daraus begründeten Vorbehalten für eine Belegung getrübt werden soll. Es geht mir hier um ein Abwägen allgemeiner – nicht auf den Einzelfall bezogener – Merkmale gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft aus der Sicht der Pflegekinderhilfe. Die andere Seite: welche besonderen Anreize eine Pflegeelternschaft für gleichgeschlechtliche Paare hat, soll in einem nachfolgenden Abschnitt erörtert werden.

Besondere Familien können für Pflegekinder besondere Chancen eröffnen. Ein Pflegekind ist – so es sich nicht um eine Verwandtenpflege handelt – immer ein Kind, das keine biologische Verbindung mit den Pflegeeltern teilt, die Pflegeelternschaft damit immer eine soziale Elternschaft. Eine soziale Elternschaft ausfüllen zu wollen ist – gegenüber der Brutpflege in einer Partnerschaft gezeugter Kinder – in unserer Gesellschaft keine Selbstverständlichkeit. Die Beweggründe einer Pflegeelternschaft (Kap. 4.4) sind deshalb häufig von sozialem Engagement getragen und werden als solches gesellschaftlich auch anerkannt. Für eine nicht geringfügige Gruppe von Pflegeeltern (knapp die Hälfte) spielt aber eine absolute oder relative Kinderlosigkeit eine ebenfalls bedeutende Rolle (Erzberger 2003, 153). Ein Drittel (33,6%) dieser Pflegeeltern gaben zudem an, dass sie eigentlich eine Adoption gewünscht hätten. Die Annahme einer Pfleg-

126 So verweist Hopp bereits 2002 auf einer Fachtagung der Zentralen Adoptionsstelle NRW auf ihr bekannte Vermittlungen, in denen gleichgeschlechtliche Paare häufig als Sonderpflegen für Kinder in besonderen Lebenssituationen (z.B. mit einer HIV-Erkrankung) eingerichtet wurden (2002, 34).

schaft kann damit als soziale Elternschaft nicht nur der Ersatz für eine versagte biologische Elternschaft, sondern zudem eine nachrangige Wahl gegenüber dem Alleinanspruch auf ein Kind durch eine Adoption sein. Ähnlich verschiedengeschlechtlichen Bewerberpaaren mit absoluter oder relativer Kinderlosigkeit sind gleichgeschlechtliche Paare, die über eine Pflegschaft versuchen eine Familie zu begründen, auf eine dauerhafte Verbleibensperspektive der Pflegekinder angewiesen, ihre Kinderlosigkeit ist jedoch biografisch anders verankert: Gleichgeschlechtliche Paare können ohne Hilfe von Dritten ebenfalls keine Kinder bekommen, allerdings ist dies – anders als für unfruchtbare verschiedengeschlechtliche Paare – biografisch frühzeitig von ihnen antizipiert worden. Die Entscheidung eine gesellschaftlich abweichende sexuelle Orientierung offen zu leben, steht nicht selten vor dem Bewusstsein, dass eine Elternschaft damit womöglich versagt bleiben wird. Und wenn sie als Paar doch einen Kinderwunsch umsetzen, so ist den PartnerInnen bewusst, dass mindestens einer von ihnen die soziale Elternschaft für das Kind einnehmen muss (Kap. 3). Es erscheint mir deshalb plausibel anzunehmen, dass soziale Elternschaft für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen, biografisch begründet, eine höhere Normalität und Akzeptanz aufweist. Pflegekinder sind damit nicht „nur“ soziale Kinder, sie werden vor den besonderen Lebensumständen gleichgeschlechtlicher Paare stärker zu *den* Kindern. Für die Männerpaare gilt dies in einem besonderen Maße, weshalb ihr Anteil an den Pflegschaften, trotz der wahrscheinlich größeren Vorbehalte gegenüber gleichgeschlechtlich orientierten Männern, deutlich erhöht ist. Aber ebenso für die Frauenpaare ist die Übernahme sozialer Elternschaft weniger kummerbesetzt, da sie in aller Regel wesentlich kürzer Wege künstlicher Befruchtung ausprobiert haben (nicht zuletzt, weil diese von der Krankenkasse nicht finanziert werden) und ein Erleben erfolgloser Versuche über Geschlechtsverkehr ohnehin entfällt. Zudem scheint für sie ein direkter Wunsch, Elternschaft über ein Pflegekind zu konstituieren, weniger auf Unverständnis bei Fachkräften zu stoßen, als dies bei einer Frau der Fall ist, die in einer verschiedengeschlechtlichen Beziehung lebt und von der offenbar erwartet wird, dass sie es doch zunächst einmal auf klassischem Wege versuche.¹²⁷

127 Der *Forschungsgruppe Pflegekinder* ist ein verschiedengeschlechtliches – und bis dato kinderloses – Paar bekannt, dessen Wunsch, Pflegekinder aufzunehmen von

Ferner gilt, dass gleichgeschlechtliche Paare sich in einer zumeist intensiven Vorbereitungszeit ihre Elternschaft vor den genannten Bedingungen genau überlegt und abgewogen haben müssen. Greib (2007) kommt vor diesem Hintergrund bei gleichgeschlechtlichen Bewerberpaaren deshalb zu folgender Beobachtung: „Sie bringen daher bei ihrer Bewerbung um ein Pflegekind eine große Entschiedenheit für ein Leben mit Kindern und ein hohes Maß an Motivation mit“ (109). Eine gleichgeschlechtliche Elternschaft wird vor ihrer einstmals stark assoziierten Kinderlosigkeit weniger zu einem Ersatz versagter biologischer Elternschaft und damit zur Fortsetzung der biografischen Selbstverständlichkeit, dass Paare Kinder bekommen, sondern sie ist eine Entscheidung trotzdem.

In Verbindung mit dem stets besonderen Weg zur Elternschaft (siehe Kap. 3.3), steht eine Affinität zu einem offenen Familiensystem. Es sind immer Dritte nötig und häufig werden sie auch mit Blick auf die Identität und für das Vorhandensein unterschiedlicher Geschlechtsrollenvorbilder in das weite Familiensystem eingebunden, sei es als weitere Eltern oder eher Onkel, Tanten etc. (Kap. 3). Es kann für gleichgeschlechtliche Pflegeeltern daher angenommen werden, dass sie ebenfalls die Herkunftsfamilie ihrer Pflegekinder in ihr Netzwerk integrieren können und harte Normalitätsstrategien, die das Vorhandensein anderer Eltern übergehen, eher seltener anzutreffen sind – nicht zuletzt deshalb, weil das Paar unmöglich glaubhaft machen kann, dass das Kind nur von ihnen stamme. Mit Blick auf die normativ nicht vorgesehene Situation der Pflegekinder können gleichgeschlechtlich orientierte Menschen möglicherweise eine besondere Empathie für die biografische Sonderstellung ihrer Pflegekinder entwickeln, die auf der eigenen Erfahrung anders zu sein reflektiert und begründet werden kann. Diese Erfahrungen des Paares sind häufig mit der Fähigkeit gewachsen, ungewöhnliche Lebenssituationen zu bewältigen und sie ihrem Umfeld erklären zu können (Greib 2007, 109 - 110), Fähigkeiten, die in Form erfolgreicher Bewältigungsstrategien zum Balancieren der eigenen Normalität an die Kinder vermittelt werden könnten.

Fachkräften zunächst skeptisch beäugt worden ist, weil sie zuvor keinen Versuch unternahmen leibliche Kinder zu zeugen.

Neben Normalitätsbewältigungsstrategien bietet das Sozialisationsfeld gleichgeschlechtlicher Eltern für Pflegekinder ferner spezifische Lernerfahrungen: So erleben sie im Haushalt des Paares eine Gleichberechtigung und Gleichbefähigung der PartnerInnen, erhalten stärker Einblick in die Vielfalt unserer Gesellschaft und können mit diesen Erfahrungen wünschenswerte Einstellungen und Kompetenzen entwickeln:

„Und da gleichgeschlechtliche Paare häufig im Alltag eine flexiblere Rollenverteilung¹²⁸ haben, zeigen sie den ihnen anvertrauten Kindern oft ein größeres Spektrum an Möglichkeiten auf, ihr Leben selbstbestimmt und zufrieden zu gestalten.“ (ebd., 110)

Hinzu kommen häufig (wegen der Bildungsselektionen zwischen gleichgeschlechtlichen Lebensformen; Kap. 1.4) hohe Bildungsressourcen des Paares, die sie ihren Pflegekindern zur individuellen Förderung und Entfaltung zugänglich machen können.

Es lassen sich auch geschlechtsspezifische Aspekte benennen, die für eine Vermittlung zu Frauen- oder Männerpaaren sprechen (ebd.): So wird Frauenpaaren zugetraut, dass sie einen besonderen Förder- und Schutzraum vor (sexueller) Gewalt bilden können und es Pflegekindern, die belastende Erfahrungen mit Männern gemacht haben, ermöglichen frei von Ängsten aufzuwachsen. Für Männerpaare bemerkt Greib:

„Andererseits wurden Männer-Paare von den abgebenden Müttern nicht als Konkurrenz erlebt. Die leibliche Mutter kann sicher sein, dass sie für ihr Kind die „einzige“ Mutter blieb und dies kann sich positiv auf die weitere Zusammenarbeit auswirken. Und in einer Gesellschaft, in der bis heute die Kindererziehung überwiegend von Frauen geleistet wird, ernten Männer, die sich kümmern wollen, häufig Zuspruch und Anerkennung.“ (2007, 109)

128 In einem abgeschlossenen Grundlagenprojekt der *Forschungsgruppe Pflegekinder* zu „günstigen und ungünstigen Biografieverläufen von erwachsenen Männern und Frauen, die in ihrer Kindheit oder Jugend in Pflegefamilien gelebt haben“ (www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/forschungsprojekte.html) zeigte sich, dass Pflegekinder die auch geschlechtsuntypische Verhaltensweisen in ihrer Geschlechtsidentität integrieren konnten, auf eine breitere Palette von gelingenden Bewältigungsstrategien zurückgriffen.

Beide Aspekte sollten jedoch nicht überbetont werden, da es ebenfalls für Kinder wertvoll sein kann, gerade bei belastenden Erfahrungen mit gewalttätigen Männern, in einem liebevollen Pflegevater ein anderes Modell zu erleben. Ebenso ist die scheinbare Konkurrenzlosigkeit, die durch die Vergabe an zwei Männer für eine Herkunftsmutter konstatiert wird, kein Garant dafür, dass die Gleichgeschlechtlichkeit des Paares im Konfliktfall nicht doch problematisiert werden kann.¹²⁹

Letztendlich vergrößern gleichgeschlechtliche Bewerberpaare den Pool an potentiellen Pflegeeltern für Kinder, die aus welchen Gründen auch immer nicht bei ihren leiblichen Eltern leben können, was nicht nur für städtische Regionen interessant ist, die damit mehr und wohnortnah Kinder in Pflege geben können, sondern auch allgemein die Bandbreite möglicher Passungen und dadurch die Qualität der Entscheidungen erhöht.

Eine besondere Familie kann auf der anderen Seite besondere – non-normative – Aufgaben für die Pflegekinder und ihre Pflegeeltern bereithalten. Stehen ihnen nicht im ausreichenden Maß Ressourcen zur Bewältigung zur Verfügung (Wolf, 2007), können sie zu Problemen und erlebten Belastungen für die Familie werden. Nicht alle Aufgaben, die gleichgeschlechtliche Pflegeeltern und ihre Pflegekinder zu bewältigen haben, sind aber in der Gleichgeschlechtlichkeit des Elternpaares begründet. Vielmehr treten diese hinzu, zu Aufgaben die sie als Eltern allgemein sowie als Pflegeeltern im Speziellen haben (Kap. 4.5). Zu den besonderen Aufgaben gehört der Umgang der Eltern mit einer „Elternschaft zweiter Klasse“ (Jansen & Steffens 2006, 653), das meint den Umgang mit strukturellen Benachteiligungen gegenüber Ehegatten (Steuerrecht, Adoptionsrecht¹³⁰ u.a.) sowie mit Ungleichbehandlungen durch andere im Alltag der Familie. Letzteres reicht von einem – eher unintendierten – Übersehen der Familienzusammengehörigkeit des Paares mit seinen

129 In einem aktuellen Projekt der Forschungsgruppe Pflegekinder zu „Rückkehrprozessen von Pflegekindern in ihre Herkunftsfamilie“ (www.uni-siegen.de/rueckkehr-pflegekinder/), zeigt sich in einem begleiteten Fall einer ungeplanten Rückkehr eines Pflegekindes von zwei Pflegevätern, dass die Herkunftsmutter im Streit um die Rückführung ihres Kindes durchaus die Homosexualität der beiden Männer als Argumentationsmittel zu nutzen versucht.

130 Wie in Kapitel 2 und 3 aufgegriffen, sind diese strukturellen Ungleichbehandlungen jedoch im Umbruch begriffen, eine völlige Gleichstellung mit Ehepaaren ist aber (noch) nicht erreicht.

Pflegekindern bis hin zur offenen – zum Teil an Vorurteilen begründeten – Nicht-Anerkennung dieser als vollwertige Familie. Auch die Kinder müssen nicht nur bezogen auf ihren Pflegekinderstatus, sondern sehr wahrscheinlich ebenso auf ihre besonderen Eltern, spezifische Erklärungen und Bewältigungsstrategien finden. Die Pflegeeltern müssen hier versuchen, ein wohlwollendes Umfeld für sich und ihre Kinder zu finden bzw. zu schaffen, das heißt auch, dass sie im unterschiedlichen Maße Normalitätsmanagements nutzen müssen, um sich als Familie sichtbar zu machen (zum Beispiel im Kindergarten und anderen Institutionen sich als Familie vorzustellen) und dabei zugleich auf die Bedürfnisse ihrer Kinder achten, die sich in der sensiblen Phase ihrer Pubertät ändern können und dann eher eine Abgrenzung von ihren Eltern und damit weniger Vordringlichkeit dieser suchen (zum Beispiel in Bezug auf Peers und Sportvereine) (Jungbauer, 2009).

Für die Aufgaben der Pflegekinder tritt die besondere Konstellation ihrer Pflegeeltern nicht unbedingt in jeder Beziehung hinzu, im Sinne einer Akkumulation von Aufgaben, sondern vermischt sich mit den ohnehin durch die besondere Familiensituation an das Pflegekind gestellten Normalitätsfragen. Vielleicht kann die Gleichgeschlechtlichkeit der Pflegeeltern für die Entwicklung einer Identität mit zwei Familien eine besondere Chance bieten, vielleicht ist es hilfreich, dass das gleichgeschlechtliche Paar *natürlich* nicht seine biologischen Eltern sein können. Auch im Umgang mit Reaktionen der Umwelt bleibt abzuwarten, ob die Gleichgeschlechtlichkeit der Pflugschaft nicht sogar mehr „Normalität“ verleiht („Klar, wie sollen sie auch sonst Eltern werden“) oder ob für die Kinder mit ihren besonderen Pflegeeltern ein Mehr an Aufgaben, sich und anderen ihre außergewöhnliche Familiensituation erklären zu müssen, hinzukommt. Diese Fragen zu beantworten sollte das Anliegen zukünftiger Forschungsbemühungen sein, welche das Erleben der Pflegekinder bei gleichgeschlechtlichen Pflegefamilien fokussieren können. In dieser Arbeit müssen sie unbeantwortet bleiben.

5.3 Die Pflegeelternschaft aus Sicht des gleichgeschlechtlichen Paares

Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern bilden verhältnismäßig Ausnahmen in der Pflegekinderhilfe, dies gilt jedoch auch umgekehrt: den Kinderwunsch über eine Pflegschaft zu realisieren, gehört zu den seltener beschrittenen Wegen gleichgeschlechtlicher Paare, obgleich er für Männerpaare eine höhere Bedeutung haben mag. Was macht die Pflegschaft aber vor dem Horizont der alternativen Wege zur Elternschaft, wie einer künstlichen Befruchtung oder einer Auslandsadoption (Kap. 3.3), für das gleichgeschlechtliche Paar aus? Welche Chancen und Risiken sind mit ihr für die Etablierung einer Familie verbunden?

Frauen- und Männerpaare leben im hohen Maß partnerschaftliche Beziehungsmuster, sie betonen häufiger die Gleichbefähigung und Gleichberechtigung beider PartnerInnen. Eine leibliche Elternschaft birgt für sie deshalb das Risiko einer möglichen Ungleichgewichtung, die als Belastung der Egalität wahrgenommen werden kann, da nur einer die biologische Elternschaft zu einem Kind innehaben kann. Eine Verbindung ihrer Partnerschaft in einem gemeinsamen Kind (Krönung und Zweck der Ehe im traditionellen Sinne) bleibt ihnen verwehrt, weshalb sie auf andere Deutungsmuster gemeinsamer Elternschaft zurückgreifen, die weit stärker die faktische Elternschaft und die Bedeutung der sozialen Beziehung in den Vordergrund stellen. Eine Pflegeelternschaft kann in diesem Sinne eine besondere Chance bieten, da sie – anders als bislang die Adoption – eine gemeinsame Annahme eines Pflegekindes durch das Paar ermöglicht. Die Pflegeelternschaft wird damit das emotionale Familienprojekt beider PartnerInnen, ohne dass ein biologisches oder rechtliches Ungleichgewicht entsteht.

„Bei manchen Pflegefamilien sind leibliche Kinder gar kein Thema. Viel wichtiger ist die (auch rechtlich) gemeinsame Elternschaft.“
(Gerlach 2010, 168)

Auf der anderen Seite fehlen den Pflegeeltern aber die Rechte einer leiblichen Elternschaft bzw. deren Ersetzung durch eine Adoption. Das Pflegekind hat fortan zwei Familien (Kap. 4). Damit hängt das Risiko

einer Rücknahme des Kindes zu seinen leiblichen Eltern für das gleichgeschlechtliche Paar zusammen, welches mit anhaltender Dauer der Pflegschaft allerdings zunehmend theoretisch wird bzw. sich Richtung eines möglichen Abbruchs von Seiten des (jugendlichen) Pflegekindes verschiebt. Die Pflegeelternschaft bleibt auch nach langer Dauer unsicher, was für in der Beziehung geborene Kinder (künstliche Befruchtung), die in einem der PartnerInnen einen biologischen Elternteil haben, wohl nicht zutrifft.

Neben der Annahme einer gemeinsamen sozialen Elternschaft durch die Inpflegenahme eines fremden Kindes können Pflegeeltern auch strukturell, durch die Aufwandsvergütung des Jugendamtes mit dem Pflegegeld, über die Pflegschaft ein egalitäres System von Elternschaft realisieren, dass sich in beidseitigen Teilzeitbeschäftigungen und gleichverteilten Familienaufgaben ausdrücken kann. Selbst wenn das Paar eine andere Zeit- und/oder Aufgabenteilung verwirklicht, ist es durch die zusätzlichen Einnahmen freier in seinen Entscheidungen. Andererseits können Pflegekinderdienste mit der normativ begründeten Erwartung, dass einer der PartnerInnen zuhause bleiben müsse, diese Chancen wiederum einschränken (siehe Kap. 5.2.2).

Pflegekinder haben in ihren Herkunftsfamilien häufig belastende und zum Teil sogar traumatisierende Erfahrungen von Gewalt, Vernachlässigung u.ä. gemacht (Kindler u.a. 2011, 183 f). Ihnen bei der Bewältigung dieser Erfahrungen und möglicher Folgewirkungen (Beeinträchtigungen des schulischen Leistungs- und allgemeinen Lernvermögens und der psycho-sozialen Gesundheit sowie eventuelle Schädigungen durch einen Substanzmissbrauch während der Schwangerschaft) zu helfen, ist für die Pflegeeltern mit einer Vielzahl von Aufgaben und möglichen Belastungen verbunden (Kap. 4.5; Jespersen, 2011). Hinzu kommen Ungewissheiten darüber, wie das Leben der Kinder in ihrer Herkunftsfamilie gewesen ist, da sie diese nur in seltenen Fällen von Geburt an kennen („biografische Lücke“). Man kann also allgemein davon ausgehen, dass die Pflegeelternschaft möglicherweise mit intensiveren Aufgaben und Schwierigkeiten verbunden sein kann, als dies für andere Elternschaftsformen in der Regel der Fall ist.

Eben weil die Pflegschaft für ein fremdes Kind besondere Herausforderungen stellt, und weil Menschen in unserer Gesellschaft zur Übernahme

einer solchen Verantwortung nicht konkurrieren, genießt sie die gesellschaftliche Deutung sozialen Engagements. Gegenüber anderen Wegen zur Familiengründung kann der Pflegschaft von außen etwas Caritatives unterstellt werden, da das Kindeswohl und nicht der Kinderwunsch des Paares im Vordergrund steht. Man könnte auch sagen: aus der Not des Paares wird eine Tugend, nämlich Kindern, die aus welchen Gründen auch immer, nicht länger bei ihrer Herkunftsfamilie leben können, eine förderliche Umgebung mit stabilen Beziehungen zu ermöglichen. Dabei Ermutigung und Anerkennung von einem Jugendamt zu erhalten, kann die Eltern um ein Weiteres bestärken (Gerlach 2010, 176). Eine Überbetonung des sozialen Engagements riskiert indessen den (m.E. legitimen) Wunsch nach Elternschaft und Familienleben des Paares aus dem Blick fallen zu lassen. Ebenso ist eine Gegenüberstellung scheinbar altruistischer mit egoistischen Beweggründen für die Pflegekinderhilfe nicht sinnvoll (Kap. 4.4). Nicht zuletzt wird der Ausschlag zwischen einer („egoistischen“) Inlandsadoption zu einer („altruistischen“) Pflegschaft durch die realistischen Chancen auf eine Inpflegegabe bestimmt.

Mit den Suchbewegungen gleichgeschlechtlicher Paare, ihren Wunsch nach einem Zusammenleben mit Kindern zu realisieren und denen auf weitere Pflegeelternbewerberpaare angewiesenen Jugendhilfestrukturen, greifen zwei voneinander unabhängige gesellschaftliche Entwicklungen auf besondere Weise ineinander. Chancen eröffnen sich dadurch für beide Seiten, die nicht nur quantitativer Natur sind, sondern sowohl der Pflegekinderhilfe besondere Optionen der Passung eröffnen sowie gleichgeschlechtlichen Paaren eine besondere Form von Elternschaft ermöglichen.

5.4 „Eine Herausforderung für Praxis und Theorie“

Funckes Forschungsartikel „Die gleichgeschlechtliche Pflegefamilie: Eine Herausforderung für Praxis und Theorie“ (2010) beschreibt eines der wenigen elaborierten Untersuchungsvorhaben über gleichgeschlechtliche Pflegefamilien, die es im deutschsprachigen Raum gibt.¹³¹ Entspre-

131 Zu nennen ist ebenfalls de la Camp (2001): „Diese im Stil einer Nachvollzugshermeneutik angelegte Studie verweist auf die Diskriminierungserfahrungen, die Pflegeelternpaare

chend weiträumig konstatiert Funcke das Forschungsdesiderat: Neben der Notwendigkeit repräsentativer Langzeitstudien und biografisch akzentuierter Forschungsdesigns sei „weder die Biografie der gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern noch die Identitätsverläufe der Pflegekinder in ihren Herkunftsfamilien und der Pflegefamilie [...] untersucht worden“ (2010, 327). Funcke hält vor den bestehenden Erkenntnissen bzw. deren Mangel deshalb ein am Einzelfall bezogenes Forschungsvorhaben für notwendig, das mit einem fallrekonstruktiven Zugang das soziale Phänomen gleichgeschlechtliche Pflegefamilie zunächst einmal analytisch aufzuschließen vermag (ebd., 328). Für ihre Darstellung setzt Funcke sich ein vergleichsweise „bescheidenes“ Ziel, in dem sie einen der sieben im Rahmen eines Forschungskolloquiums erhobenen Fälle rekonstruieren und so in das Thema einführen möchte (ebd.).

Während sie inhaltlich an der Arbeit von Gehres & Hildenbrand (2008) anschließt und diese als ihre Referenzstudie einbezieht, arbeitet sie methodisch im Sinne der fallrekonstruktiven Familienforschung (Hildenbrand, 2004). In einem zweifachen Fallbezug, Interview- und Genogrammanalyse, erarbeitet sie in einem sequenzanalytischen Vorgehen folgende für sie zentrale und untersuchungsleitende Fragestellung:

„Wie sieht die Gestaltung von Pflegefamilienverhältnissen aus, wenn ein System der Gleichgeschlechtlichkeit den strukturellen Rahmen der Pflegefamilie mit bestimmt?“ (ebd., 332).

Ihr Forschungsschwerpunkt liegt damit auf der Rekonstruktion des pflegefamilialen Zusammenlebens im Rahmen eines Systems von Gleichgeschlechtlichkeit (ebd., 334). Wie die Identitätsverläufe von Pflegekindern gestaltet werden, müsste in Nachfolgeuntersuchungen in den Blick genommen werden, da die Kinder in den untersuchten Familien zu jung waren. Untersucht wird zunächst also aus der Rekonstruktion der erzählten Familiengeschichte in dem von ihr gesteckten Rahmen

gemacht haben, und auf die pädagogischen Fähigkeiten, die nicht zuletzt das Resultat einer intensiven Reflexion über den Familienbildungsprozess sind.“ (Funcke 2010, 326 - 327).

„über welche Strategien [...] die objektiven Strukturen, die das Familien-Machen (»Doing Family«) dieser unkonventionellen Familie rahmen, die Gleichgeschlechtlichkeit und das Pflegeverhältnis, so in Praxis überführt, das eine für die Familienmitglieder mit Sinn versehene Familienwelt entsteht?“ (ebd., 360).

Den ausgiebig vorgestellten Fall eines Pflegeväterpaares mit zwei Pflegekindern stellt Funcke nach eigener Aussage diesbezüglich als „gelungenen“ dar (ebd., 336), da diese die unaufhebbare lebensgeschichtliche Tatsache, dass Pflegekinder zwei Elternpaare haben, im Familienalltag anerkennen (ebd., 339). Ihre Strategie beschreibt sie als „Normalisierung einer familialen Sondersituation durch Orientierung an den Strukturen der bürgerlichen Kleinfamilie“ (ebd., 348):

„Die Lösung, die sie finden, besteht also darin, Stabilität durch eine Orientierung an Familienstrukturen zu erzeugen, wie sie die bürgerliche Familie hervorgebracht hat. Aber nicht mit dem Ziel, die Herkunftsfamilien der Pflegekinder zu ersetzen, sondern in Stellvertretung für die leiblichen Eltern, mit denen nicht in ein Konkurrenzverhältnis eingetreten wird, einen Ort familialer Sozialisation einzurichten, in dem alternative Sozialisationserfahrungen so gemacht werden können, »also ob« es sich um eine leibliche Familie handelt.“ (ebd.).

Die Orientierung an der bürgerlichen Familie bezieht Funcke dabei insbesondere auf die traditionelle Arbeitsteilung der beiden Väter. Für diese kommt sie zu dem Schluss, „dass ein in der äußeren Gestalt sich abzeichnender familialer Strukturwandel nicht einhergeht mit dem Verschwinden einer Interaktionsordnung, die nach Mustern inszeniert wird, die uns aus dem »alten Familiengehäuse« (dem der »bürgerlichen Familie«) bekannt sind“ (ebd., 363).

In der Zusammenfassung ihrer Ergebnisse wägt Funcke folgende Vor- und Nachteile, „die mit der Struktureigenschaft der Gleichgeschlechtlichkeit verbunden sind“ (ebd., 361), ab: Gleichgeschlechtlich orientierte Menschen zeigten eine Vertrautheit mit Beziehungswelten bzw. Zugehörigkeitsverhältnissen auf, „die von traditionellen gesellschaftlichen Werten und Normen abweichen“ (ebd.); eine solche biografische Erfahrung

sozialer Abweichung mache sie „anschlussfähig an desintegrative Erfahrungen anderer Art, wie sie für die Herkunftsmilieus der Pflegekinder typisch sind“ (ebd.). Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern disponierten aufgrund ihrer Biografie nicht zu radikalen Normalitätsstrategien (dem Aufbau einer Gegenwelt zu den leiblichen Eltern). Sie scheinen für die in Pflegefamilie enthaltene Spannung zweier familialer Bezugssysteme, eine günstige Lösung zu versprechen, da sie keine Möglichkeit eine „Normalfamilie“ vorzutäuschen hätten und so einem Ausschluss der Herkunft der Pflegekinder entgehen würden:

„Kurz, die Geschlechtshomogenität imprägniert gegen den Ausschluss des leiblichen Elternsystems und verschleiern geradezu nicht die Abwesenheit der Herkunftsfamilie.“ (ebd., 362).

Die Gleichgeschlechtlichkeit der Pflegeeltern umgehe zudem die Konkurrenz zu einer der Elternpositionen (im untersuchten Fall: die Position der Mutter, die weiterhin die einzige Mutter für ihr Kind blieb).

Mögliche Nachteile sieht Funcke in Rezeption psychoanalytischer Konzeptionen der Geschlechtsidentität, da Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien kein Eingebettetsein und eine Auseinandersetzung mit ödipalen Strukturen erfahren (ebd.). Zudem könne die nach Gehres und Hildenbrand (2008) als günstig für die Entwicklung von Pflegekindern beschriebene „Herstellung einer am bürgerlichen Familienmodell orientierten Kombination von »strukturgebendem Vater und emotional abfedernder Mutter« [...] nicht über biologisch fundierte Geschlechterarrangements inszeniert werden“ (ebd.). Gleichgeschlechtliche Paare könnten – wie das Väterpaar im von ihr analysierten Fall – aber an traditionellen Rollenmustern anknüpfen, um eine Differenzierung der Elternpositionen zu erreichen, was eine Gemeinsamkeitskommunikation aber nicht ausschließe:

„Die Einheit des gleichgeschlechtlichen Paares als Eltern drückt sich in der symbolischen Markierung auf der Ebene der Anrede »Papi/Papa«) aus.“ (ebd.)

Mit diesem ersten hermeneutischen Zugang in das Phänomen gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaften bestätigt Funcke diverse – im Verlauf

dieses Kapitels aufgezeigte – Eindrücke der Fachpraxis (siehe insbesondere Greib, 2007) und zeigt bereits die sich eröffnenden Gestaltungsspielräume der Paare zwischen gleichgeschlechtlicher Elternschaft und Pflegeelternschaft auf. Mit welchen Deutungsmustern und Sinnbezügen Familie mit einer gleichgeschlechtlichen Besetzung der Elternpositionen einerseits und im Rahmen einer Pflegschaft andererseits hergestellt wird, trifft auch das Forschungsanliegen dieser Arbeit, das im Folgenden näher vorgestellt wird.

6 Das empirische Vorgehen

In diesem Kapitel werden das Erkenntnisinteresse (Kap. 6.1), die forschungsmethodischen Überlegungen (Kap. 6.2), die diese Untersuchung bei der Datenerhebung geleitet haben, sowie das Auswertungsverfahren (Kap. 6.3), das zur Analyse der Paarinterviews in modifizierter Form Anwendung fand, dargestellt und für den Rahmen dieser Forschungsarbeit eingeordnet. Zudem werde ich den Aufbau der nachfolgenden Ergebniskapitel kurz erläutern (Kap. 6.4).

6.1 Erkenntnisinteresse und Forschungsfrage

In dieser Arbeit interessiert mich das Phänomen gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaften, das aus dem Zusammenlaufen einer unkonventionellen Familienplanung, die durch die veränderten Vorzeichen zweier gleichgeschlechtlicher Elternteile gekennzeichnet ist, auf der einen Seite, mit der für das Aufwachsen von Kindern normativ nicht vorgesehenen Situation in einer fremden (Pflege)Familie zu leben, die durch den rechtlichen Rahmen einer sozialpädagogischen Intervention bestimmt ist, auf der anderen Seite, in Erscheinung tritt. Entsprechend lässt sich das Phänomen auch von zwei unterschiedlichen Seiten betrachten: als besondere Pflegefamilie aus Sicht der Jugendhilfe und als besonderer Weg der Elternschaft aus Sicht des gleichgeschlechtlichen Paares. Mir geht es vornehmlich um die zweite Perspektive: das Erleben und die Wirklichkeitskonstruktion des Paares. Die erste Perspektive soll jedoch nicht außer Acht gelassen werden, ihr wurde deshalb bereits im literaturbezogenen Teil dieser Arbeit Rechnung getragen (Kap. 5). Ferner wird sie in die Diskussion der Ergebnisse (Kap. 9 und 10) einfließen.

Eine gemeinsame gleichgeschlechtliche Elternschaft kann nicht auf dem traditionellen Reproduktionsweg der Zeugung im Rahmen einer verschiedengeschlechtlichen Beziehung gegründet werden; sie entbehrt nicht zuletzt infolgedessen der gesellschaftlichen und biografischen Selbstverständlichkeit, die eine Familiengründung für Frauen und Männer inne hat, wenngleich gleichgeschlechtlich orientierte Menschen ebenso einen Wunsch nach einem Leben mit Kindern entwickeln (können). Wollen sie

ihre partnerschaftliche Orientierung offen in einer exklusiven Beziehung mit einem Menschen gleichen Geschlechts leben (Coming-Out), bedeutet das für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen, dass sie ihren Kinderwunsch auf einem normativ unvorhergesehenen Weg umsetzen müssen. Ein möglicher Weg der Familiengründung ist hierbei die Aufnahme von Pflegekindern. Wie erlebt das gleichgeschlechtliche Paar seine Elternschaft im Rahmen des Pflegeverhältnisses, wie organisieren die PartnerInnen ein familiales Zusammenleben, welche Erfahrungen machen sie dabei mit dem System der Pflegekinder- und Jugendhilfe, welche mit den Herkunftseltern der Kinder, welche Deutungsmuster nutzen sie für ihre – in zweierlei Hinsicht – besondere Familie, welche für die besondere Beziehung zwischen ihnen und ihren Pflegekindern und worin drückt sich für sie Familiarität letztlich aus?

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht zunächst der Weg zur Elternschaft als solcher, der notwendigerweise ein von Anfang an bewusster Entscheidungsprozess ist. Das Paar folgt wie erwähnt keiner normativen Erwartung, sondern beschreitet diesen Weg eher *trotzdem* es in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft lebt. Daran anschließend interessiert die Frage wie das Zusammenleben organisiert und „Familie“ unter den besonderen Voraussetzungen konstituiert und bewältigt wird. Dazu gehören das Ausbalancieren von Normalitätsirritationen und die Erzeugung familialer Selbstverständlichkeit im Alltag der Pflegefamilie. Bei all diesen Aspekten liegt der Fokus auf dem subjektiven Erleben und der Bedeutungszuschreibung des Paares. Diese Festlegung bringt zwei forschungsethische und forschungspraktische Ausrichtungen für die Untersuchung mit sich.

6.1.1 Rekonstruktive Sozialforschung

Mein Interesse an der subjektiven Bedeutung, die das gleichgeschlechtliche Paar in seiner Pflugschaft für ein ihn (zunächst) fremdes Kind sieht, legt einen den Sinn und die Lebenspraxis rekonstruierenden Ansatz nahe. Das betrifft insbesondere qualitative Methoden der Sozialforschung. Die Zuordnung „qualitativ“ in Abgrenzung zu quantitativen Verfahren ist allerdings unzureichend. Eine sinnvollere Unterscheidung ergibt sich aus den Begriffen klassifikatorischer gegenüber rekonstruktiver Sozial-

forschung. Während klassifikatorische Ansätze sich in einem deduktiven Vorgehen ähneln, das meint, dass aus Theorien abgeleitete Hypothesen geprüft werden sollen (ob nun mit qualitativen oder quantitativen Methoden ist dann eine sekundäre Frage), liegt die Gemeinsamkeit rekonstruktiver Ansätze in einem induktiven Verständnis der Sozialforschung. Nicht die Prüfung theoretischer Zusammenhänge, sondern das Sinnverstehen sowie letztlich die Theorie- und Typenbildung auf Grundlage der Rekonstruktion empirischer Daten steht im Vordergrund. Hypothesen werden also nicht im Vorhinein an das Material herangetragen, sondern erst an diesem herausgebildet und entwickelt. Man kann deshalb von einer Unterscheidung in theorieprüfende und theoriegenerierende Verfahren sprechen, auch wenn es sich bei letzteren eher um Theorien mittlerer Reichweite handelt und nicht jedes Forschungsanliegen zwangsläufig in einer Theoriegenese münden muss. Die Offenheit rekonstruktiver Forschung gegenüber dem Forschungsmaterial spiegelt sich in offenen Erhebungsmethoden wider, in denen Personen ihre Sprache und den Erzählfluss selbst strukturieren und dadurch ihr persönliches Relevanzsystem und ihre kommunikativen Muster frei entfalten können. Weniger Eingriff durch standardisierte Frageformen gegenüber offenen Erzählaufforderungen, schaffen im Sinne rekonstruktiver Sozialforschung ein Mehr an Kontrolle, dass sich subjektive Sinnstrukturen in den Narrationen niederschlagen können (Bohnsack, 2010).

6.1.2 Ethnographische Perspektive

Eine Voraussetzung zur vorbehaltlosen Betrachtung der Untersuchungsgruppe (hier: gleichgeschlechtliche Pflegeeltern) und die Analyse ihrer Narrationen, erfordert vom Forscher eine ethnographische Perspektive auf die zu verstehenden Phänomene. Als ethnographische Sichtweise versteht Schütze (1994): „eine metatheoretische und metamethodische Haltung, die eine prinzipielle Phänomenoffenheit und eine verfremdete Perspektive auf die zu erkundenden Phänomene impliziert“ (190). Dabei muss sie sich sowohl gegen eine Einvernahme (Nostrifizierung) einerseits, als auch gegen eine verdinglichende Fremdmachung andererseits wehren (ebd.). Beide Risiken sind selbstredend auch für diese Arbeit gegeben: Zum einen können gleichgeschlechtliche Pflegeeltern und ihre Fami-

lien allzu sehr im Rahmen des Bezugs- und Wertesystems traditioneller Familien betrachtet und vereinnahmt werden, so dass beispielsweise unterstellt werden könnte, dass Familiarität nur im Kontext geschlechtsrollendifferenzierter Eltern stattfinden könne. Dies würde geschlechtsrollentranszendierende egalitär aufgeteilte Elternsysteme aus dem Blick nehmen und ihnen ein fremdes Wertesystem überstülpen. Zum anderen kann die Besonderheit der Gleichgeschlechtlichkeit des Paares (als das Fremde) nicht als einzige und für alle Phänomene instruktive Lesart herangezogen werden. In dieser Arbeit wurde vielfach auf die für gleichgeschlechtliche Lebensformen bedeutsamen Selektionseffekte von Bildung und damit zusammenhängend besonderer milieu- und schichtspezifischer Ressourcenlagen hingewiesen, die ebenso in Verbindung mit den Phänomenen gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft gebracht werden müssen. Selbstredend sind nicht alle auftauchenden Phänomene besonders (spezifisch für gleichgeschlechtliche Eltern), sondern können mit anderen Eltern- bzw. Pflegeelternschaften gemein sein.

Eine ethnographische Perspektive auf die Phänomene soll dabei helfen, die Weltsicht der Beforschten zu erfassen und ihre Deutungs- und Handlungsmuster zu rekonstruieren. Dazu fordert sie zu der erkenntnistheoretischen Grundhaltung eines „empathischen Fremdverstehens“ auf (Schütze 1994, 201).

6.2 Forschungsmethode und Datenerhebung

Als eine besonders geeignete Forschungsmethode um das subjektive Erleben von Menschen zu erfassen, hat sich im deutschsprachigen Raum das biografisch-narrative Interview nach Fritz Schütze etabliert. In der Forschungsgruppe Pflegekinder (www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/) gehört es – in unterschiedlichen Modifikationen – zum festen Inventar der Datenerhebung und hat sich im Feld der Pflegekinderhilfe sowohl bei ehemaligen Pflegekindern (Reimer, 2008; Pierlings, 2011), bei Geschwisterverbänden in Kinderdörfern (Petri, Radix & Wolf, 2012), bei Pflegeeltern (Schäfer, 2011) als auch bei Herkunftseltern (Wilde, 2014) mehrfach als ertragreicher Zugang zur Erfahrungswelt der Beforschten bewährt. Für diese Untersuchung soll das biografisch-narrative Interview

ebenfalls als methodische Grundfigur dienen, die für die Erfordernisse meiner Fragestellung jedoch angepasst werden musste. Im Folgenden will ich Schützes grundsätzliche Überlegungen zum biografisch-narrativen Interview vorstellen, um dann im Anschluss, die für diese Arbeit geführten thematisch-fokussierten Paarinterviews einzuordnen. Abschließend soll der Zugang ins Feld, die Akquirierung der Interviewpartner und die Durchführung der Paarinterviews kurz beschrieben werden.

6.2.1 Das biografisch-narrative Interview nach Fritz Schütze

Im Zentrum des biografisch-narrativen Interviews stehen Erzählungen bzw. Geschichten, die von dem Interviewpartner auf die Bitte hin, dem Interviewer von ihrer Lebensgeschichte zu erzählen (offener Erzählimpuls oder auch Stimulus genannt), frei entfaltet und strukturiert werden sollen. Erzählungen sind dabei für die interviewten Menschen nach Schütze

„im Alltag ein allgemein vertrautes und gängiges Mittel, um jemandem etwas, das uns selbst betrifft oder das wir erlebt haben, mitzuteilen. Erzählungen sind Ausdruck selbst erlebter Erfahrungen, d.h. wir greifen immer dann auf sie als Mitteilungsmedium zurück, wenn es darum geht, Eigenerlebtes einem anderen nahe zu bringen. Insofern kann also von Erzählen als ‚elementarer Institution menschlicher Kommunikation‘, als alltäglich eingespielter Kommunikationsform gesprochen werden.“
(zitiert nach Bohnsack 2010, 91)

Man kann Erzählungen demnach als zentralen Zugang zu Erfahrungen, Deutungs- und Sinnmustern einer Person begreifen. Das von Schütze entwickelte Interview wird deshalb besonders häufig im Zusammenhang mit lebensgeschichtlich bezogenen Fragestellungen eingesetzt (Flick, Kardorff & Steinke 2007, 355), da es durch seine Offenheit freies und nicht überformtes Material liefert, welches im biografischen Verlauf eingebettete Entscheidungsprozesse nachvollziehbar werden lässt (Küsters, 2009). Nach der anfänglichen Erzählaufforderung beschränkt sich die Rolle des Interviewers zunächst auf die eines interessierten und bestätigenden Zuhörers, der sein Interesse an der Lebensgeschichte und den Erzählungen durch kurze Signale (Nicken, „Mhm“-Laute) bestätigt,

während die Hauptidee frei vom Erzähler gestaltet werden soll. Erst wenn der Erzähler deutlich macht, dass seine Geschichte beendet ist (sog. Koda), wird der Interviewer aktiv, in dem er zunächst dem Interviewten immanente Fragen (das heißt ohne thematisch neue Impulse) und anschließend exmanente Nachfragen (mit ggf. vorbereiteten neuen Impulsen) an den Erzähler richtet. Diese sollen den Interviewten zu weiteren Erzählungen animieren und können genutzt werden, um bestimmte Situationen in der Hauptidee oder bestimmte Lebensphasen (mit Bezug zur Forschungsfrage) anzusteuern und um Belegerezählungen zu einem Argument des Erzählers zu erfragen (Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, 414ff.). Eine wichtige Unterscheidung für die spätere Auswertung des Interviews ist die in narrative und nicht-narrative Passagen innerhalb der Erzählung. Narrationen im engeren Sinne sind hierbei Abschnitte, in denen Erinnerungen und Erlebnisse anschaulich erzählt werden (sie lösen beim Zuhörer eine bildliche Vorstellung der erzählten Situation aus) – sie sind zu trennen von argumentativen, bilanzierenden und theoretischen Passagen. Neben diese Unterscheidung treten einige weitere erzähltheoretisch fundierte Annahmen des biografisch-narrativen Interviews, die hier kurz skizziert werden sollen:

Erzählkompetenz: Menschen, die sich in ihrem Alltag mit anderen Personen unterhalten, können Erzählungen so formatieren, dass sie von ihrem Gesprächspartner nicht nur gehört, sondern auch verstanden werden, das heißt eine Geschichte wird in der Erzählung nachvollziehbar für den Gesprächspartner. Diese Kompetenzen sollen sich im narrativen Interview möglichst ungetrübt und unbeeinflusst während der Erzählung entfalten können. Dadurch kann gesichert werden,

„dass der Erzähler seine Lebensgeschichte so reproduziert, wie er sie erfahren hat, also die lebensgeschichtliche Erfahrung in jener Aufschichtung, in jenen Relevanzen und Fokussierungen reproduziert, wie sie für seine Identität konstitutiv und somit auch handlungsrelevant für ihn ist“ (Bohnsack 2010, 92).

Es lässt sich auf diese Weise in Erfahrung bringen, welche Zusammenhänge die Erzählenden für sich geschaffen haben, welche Deutungen

sie von ihrer Lebensgeschichte vornehmen und welche Ereignisse für sie zusammengehören.

Stegreiferzählung: Die Erzählung der Lebensgeschichte soll möglichst spontan, einer Stegreiferzählung gleichend, erfolgen, da davon auszugehen ist, dass sich so eine Dynamik des Erzählens entfalten kann, die biografische Erfahrungen wenig überformt, das heißt zu verhindern sucht, dass Menschen eine dramaturgisch durchdachte Geschichte wiederzugeben versuchen, in der scheinbar wenig spannende oder unwichtige und ggf. unangenehme Aspekte ausgelassen werden (Küsters, 2009).

Erzählzwänge: Der Erzähler ist bei seiner Geschichte mehreren sog. Erzählzwängen unterworfen, er muss entscheiden, wann eine Erzählung bzw. Geschichte abgeschlossen ist (Gestaltschließungszwang) oder ob der Zuhörer noch Details benötigt um diese zu verstehen, dabei kann er auch gezwungen sein, „um das Geschehene in den Fortlauf der Erzählung plausibel einfügen zu können“ (Bohnsack 2010, 93), detaillierter auf bestimmte Punkte seiner Erzählung einzugehen (Detaillierungszwang). Die Erzählung ist zudem von ihrem Umfang zeitlich eingeschränkt, auch wenn dem Erzähler versichert werden soll, dass ihm viel Zeit zur Verfügung steht, ist die Erzählzeit natürlich auf gewisse Weise begrenzt. Der Erzähler muss sich entsprechend auf wesentliche Aspekte beschränken (Relevanzfestlegungszwang) und Teilaspekte verdichten (Kondensierungszwang) (Küsters, 2009).

6.2.2 Thematisch-fokussierte Paarinterviews

Für die vorliegende Untersuchung wurden mehrere Anpassungen an die Grundstruktur des biografisch-narrativen Interviews vorgenommen. Zum einen wurde von einer absoluten biografischen Öffnung der Erzählung („Erzählen Sie mir bitte ihre Lebensgeschichte von Anfang an“) abgesehen, da sich die Forschungsfrage und das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit auf den Weg zur und die Erfahrungen mit der Pflegeelternschaft richten. Ausführliche Narrationen zu den – wenngleich sicherlich spannenden – Lebenswegen, Bildungskarrieren, Beziehungsgeschichten usw. der beiden Pflegeeltern, hätten einen unverhältnismäßigen „empirischen Beifang“ zu der im Mittelpunkt des Interesses stehenden Pflegeeltern-

schaft bedeutet. Der Erzählimpuls fokussierte insofern auf die Zeit der Entscheidungsfindung zur Pflegeelternschaft bis zum Zeitpunkt des Interviews („Bitte erzählen Sie mir von Ihrer Idee, ein Pflegekind aufzunehmen, von Anfang an, also von den ersten Überlegungen bis heute“). Zum anderen wurden die Interviews mit beiden Pflegeeltern zugleich als Paarinterview geführt. Das bedeutet beide Pflegeelternanteile haben ihre gemeinsame Geschichte der Pflegeelternschaft erzählt, was zwar anfänglich von mir nicht geplant (vorgesehen waren zwei getrennte Einzelinterviews), aber von vielen Paaren ausdrücklich gewünscht wurde – zum Teil wegen der Zeitrressourcen der PartnerInnen, vor allem jedoch wegen des Wunsches nach einer gemeinsamen Erzählung. Ich sehe hierin bereits ein bemerkenswertes Merkmal gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaften: Vor dem Hintergrund eines besonderen Weges zur Familiengründung und einer normativ irritierten und damit potenziell bedrohlichen Außenwelt, ist die Pflegeelternschaft in besonderer Weise ein gemeinsames Projekt der PartnerInnen, das von ihnen beiden vertreten werden muss.¹³² Mit den PartnerInnen gemeinsam Interviews zu führen, hat natürlich Folgen für die Erzählweise: die PartnerInnen beeinflussen einander durch ihre Anwesenheit, ergänzen sich und konstruieren eine gemeinsame Geschichte (Wir-Ebene), in der sie sich als (Eltern)Paar präsentieren. Paarinterviews bieten damit einerseits Chancen, die Ebene der „gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion“ (Berger & Kellner, 1965) und damit Selbstzuschreibungen des Paares und ihrer (Pflege)Elternschaft zu untersuchen. Andererseits riskiert eine gemeinsame Erzählung, dass individuelle Elemente in den Hintergrund rücken. So kann es vorkommen, dass nur einer der PartnerInnen sich – stellvertretend für das Paar oder weil es seine/ihre Position im alltäglichen Elterngefüge betrifft – zu einem bestimmten Phänomen äußert, zugleich lassen sich aber aus dem „wer zu was antwortet“ Rückschlüsse auf die Paarstruktur ziehen, und nicht zuletzt wirft das Interview Aspekte auf, zu denen das Paar ad hoc, in der Interviewsituation, eine gemeinsame Wirklichkeit erst entwerfen und aushandeln muss (im gegenseitigen Ergänzen und Infrage stellen).

132 Damit kontrastiert die Pflegeelternschaft womöglich für gleichgeschlechtliche Paare gegenüber anderen Wegen (insbesondere der künstlichen Befruchtung), die stärker die Frage einer individualisierten Elternschaft thematisieren (Maier, 2011), als „klassische“ gemeinsame Familiengründung, da beide PartnerInnen „ein Kind bekommen“.

Bestimmte Passagen können so sehr facettenreich beleuchtet sein und Ambivalenzen sichtbar werden lassen.

6.2.3 Zugänge ins Feld und Erhebung der Interviews

Um einen guten Zugang ins Forschungsfeld gleichgeschlechtlicher Pflegefamilien zu erhalten traf ich zu Beginn die Entscheidung einer möglichst niederschweligen Herangehensweise, da ich weder wusste, wie Jugendämter und Pflegekinderdienste auf eine Forschungsanfrage zu diesem Thema reagieren würden, noch wie sehr sich gleichgeschlechtliche Pflegeeltern durch einen Teilnahmeaufruf, der von ihren betreuenden Fachkräften weitergereicht wird, angesprochen gefühlt hätten. Meine erste Suchbewegung machte ich deshalb in einem mir bekannten Pflegeeltern-Onlineforum, zu dem durch ein vorgehendes Projekt (Jespersen, 2011) bereits Kontakte bestanden. So hatte ich die Möglichkeit einen gut platzierten Aufruf online zu setzen, auf den sich mehrere Paare aus sehr unterschiedlichen Regionen Deutschlands meldeten. Wegen der zum Teil großen räumlichen Distanz der Paare zu meinem Studien- bzw. Wohnort, entschied ich die ersten Interviews via einer Skype-¹³³ bzw. Telefonschaltung zu führen, einer Vorgehensweise mit der wir in der Forschungsgruppe Pflegekinder in einem anderen Projekt (Schäfer, 2011) bereits gute Erfahrungen gemacht hatten, auf die ich dank meines Kollegen Dirk Schäfer zurückgreifen konnte.¹³⁴

Weitere Zugänge ermöglichten Multiplikatoren, mir bekannte Fachkräfte der Pflegekinderhilfe und Experten, die über E-Mail-Verteiler gleichgeschlechtliche Pflegeelternpaare direkt ansprachen. Durch diese unterschiedlichen und niederschweligen Zugänge gelang die Akquise von

133 Skype ist eine kostenlose IP-Telefonie-Software des Unternehmens Microsoft mit Instant-Messaging-Funktion, Dateiübertragung und Videotelefonie, die ein Netzwerkprotokoll verwendet. Sie ermöglicht das kostenlose Telefonieren zwischen Skype-Kunden via Internet. Verbindungen ins Festnetz und zu Mobiltelefonen sind ebenfalls möglich. Gespräche können mit einem Softwarezusatz problemlos aufgenommen werden. Quelle Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Skype> (15.05.2013).

134 Auf die methodischen Besonderheiten eines solchen Interviewrahmens werde ich hier nicht weiter eingehen, da in die Auswertung nur persönlich vor Ort (in der Wohnung der Pflegeeltern) geführte Interviews eingeflossen sind. Dies hat aber keinen grundsätzlichen Anlass in dem Erhebungskontext, sondern ist eher den Grenzen einer Master Thesis geschuldet.

Interviewpartnern überraschend gut¹³⁵ und zahlreich. Insgesamt konnte ich sieben Interviews mit Paaren führen, darunter vier persönlich in der Wohnung des jeweiligen Paares, zwei über bildunterstützte (Web-Cam) Skypegespräche und eines über Telefon. Weitere Paare haben ihre Interviewbereitschaft zudem in Aussicht gestellt. Alle Paare waren meinem Forschungsanliegen sehr aufgeschlossen begegnet, einige von ihnen wurden bereits in anderen Forschungskontexten (Befragung als Regenbogenfamilie) als Experten in Fachforen oder für Zeitungsartikel von Journalisten angesprochen. Es ist dementsprechend davon auszugehen, dass einige der Paare bereits ihre Geschichte als „ungewöhnliche Eltern“ erzählt haben und deshalb in vorstrukturierterer Weise Erzählungen generieren können. Zudem besteht eine Sensibilität gegenüber dem Forschungsdiskurs gleichgeschlechtlicher Elternschaften und deren Einfluss auf die öffentliche und politische Meinungsbildung – meine eigene Forschungsfrage besaß vor diesem Hintergrund auch mehr Selbstverständlichkeit. Die Eigendynamiken (Erzählpfade) einer biografisch-narrativen Erzählung sind aber nicht zu unterschätzen, selbst in einem Feld mit möglicherweise sozial erwünschten Antwortverhalten. Mein persönlicher Eindruck – dies gilt umso mehr für die in direkter Gegenwart geführten Interviews – aus den Gesprächen mit den Pflegeelternpaaren, ist von einer durchgehend hohen Offenheit mit den (auch schwierigen) Themen ihrer Pflegeelternschaft geprägt.

Der Ablauf der Interviews erfolgte bei allen Paaren gleichförmig. Nach einem ersten Kontakt und Austausch grober Informationen, wurde per Mail und/oder Telefon ein Termin für das Interview koordiniert, je nach Entfernung entweder als Fern-Interview (Skype, Telefon¹³⁶) oder – von mir bevorzugt – als persönliches Gespräch an einem Ort, der für die Pflegeeltern eine angenehme Atmosphäre verspricht (in der Wohnung oder z.B. im Lieblingscafé). Die vier von mir vor Ort interviewten Paare (zwei Männer- und zwei Frauenpaare) entschieden sich für ein Interview bei sich zu Hause. Insgesamt hatten sich zu etwa gleichen Teilen Frauen- und Männerpaare bei mir gemeldet, im Rahmen dieser Arbeit wurden von mir

135 Vergleichsweise schwieriger scheint der Zugang über die Jugendämter zu sein ohne vorher persönliche Kontakte mit den Fachkräften gehabt zu haben (siehe Funcke 2010, 333).

136 In beiden Fällen unterhielten sich die PartnerInnen mit mir über eine Freisprechanlage.

vier Männer- und drei Frauenpaare interviewt. Die Interviews dauerten im Schnitt zwei bis drei Stunden. Inhaltlich gliederte sich das Interview in zwei Abschnitte:

Erstens, die von den PartnerInnen gemeinsam auf die Erzählaufforderung hin erzählte Geschichte der Pflegeelternschaft – von der ersten Idee bis zum Tag des Interviews. An wenigen Punkten wurden immanente Nachfragen des Interviewers gestellt, da die Paare zumeist problemlos zur Narration animiert werden und diese in einem gegenseitigen Bälle-zu-spielen (Eindrücke austauschen und ergänzen) in hoher Erzähldichte fortführen konnten.

Der zweite Abschnitt orientierte sich an immanenten Nachfragen und vorbereiteten exmanenten Frageimpulsen zu unterschiedlichen Themen, auf die selten in Gänze zurückgegriffen wurde, da das Paar sich zu vielen der vorbereiteten Themen bereits im Interview geäußert hatte. Die möglichen Fragen bezogen sich auf folgende Themenkomplexe:

- Welche Momente haben zur Entscheidung für eine Familiengründung über ein Pflegekind den Ausschlag gegeben?
- Welche Alternativen wurden ggf. in Betracht gezogen und abgewogen (Auslandsadoptionen, Inseminationen usw.)?
- Hat das Paar Erfahrungen von Diskriminierung, homofeindlichen Einstellungen bei der Suche nach einem vermittelnden Pflegekinderdienst gemacht? Gab es ansonsten bisher negative Erfahrungen bzw. Reaktionen von anderen auf das Paar oder die Familie?
- Wie verlief das jeweilige Coming-Out der PartnerInnen, wie waren Reaktionen der eigenen Herkunftseltern, wie ist das Verhältnis heute zu ihnen?
- Daran anknüpfend: wer steht alles im sozialen Netzwerk zur Unterstützung der Familie, welche Freunde und Verwandte?
- Wie sind allgemein die Erfahrungen mit den Jugendämtern und Pflegekinderdiensten, wie verläuft die Zusammenarbeit?
- Zur Elternschaft an sich: Was für ein Elternteil möchten die PartnerInnen dem Kind sein? Gibt es Personen an denen sie sich orientieren oder die ihnen ein Vorbild sind? Gibt es eine Arbeitsteilung in der Erziehung? Welches Familienbild hat das Paar von sich, was für ein Modell von Familie haben sie vor Augen, wenn sie an Ihre Familie denken? Gibt es Vorbilder oder Gegenmodelle?

- Was für Zukunftspläne hat das Pflegeelternpaar mit Blick auf die Familie, sollen weitere Pflegekinder aufgenommen werden?

Im Anschluss an das Interview wurden die Pflegeeltern gebeten ein Datenblatt zu biografischen Informationen auszufüllen. In diesem sind ausschließlich objektive Daten über die beiden PartnerInnen (Geburtsjahr, Berufsabschlüsse usw.) und ihre jeweiligen Herkunftsfamilien (z.B. Anzahl, Geschlecht und Personenstatus von Geschwistern), ihre Partnerschaft (Dauer und Zeitpunkt der Verpartnerung) sowie über ihre gemeinsamen Pflegekinder, festgehalten. Die Daten dienen einer Vorstellung der Pflegefamilien, ihrer beruflichen und sozialen Situierung und als Eckdaten über ihre Herkunft und Werdegänge. Sie sollen das Interview lediglich rahmen und bilden kein zusätzliches methodisches Standbein im Sinne einer Methoden-Triangulation.

6.3 Aufbereitung und Auswertung der Interviews

An die Fragen des Erkenntnisinteresses und der Auswahl eines methodisch abgesicherten und für die Forschungsfrage angemessenen Erhebungsinstrumentes, schließt sich die Frage nach einer passenden Auswertungsmethode und einer entsprechenden Aufbereitung der Daten an. Dabei ist die Vielfalt qualitativer Methoden in der Sozialforschung nicht nur hinsichtlich der Breite unterschiedlicher Erhebungsformen, sondern auch mit Blick auf die Fülle möglicher Auswertungstechniken – ebenso für rekonstruktive Verfahren – stark angewachsen und kommt der Vielfalt quantitativer Methoden gleich (Flick, 2010). Die Stärke dieser Ansätze muss aber in ihrer Offenheit und Flexibilität für die Erfordernisse des jeweiligen Untersuchungsvorhaben liegen und nicht in der Strenge ihrer Methodologie wie es für quantitative Methoden typisch ist: „Kreative, qualitativ orientierte Forschung bedeutet Vielfalt, nicht Einseitigkeit, bedeutet Gegenstandsbezogenheit, nicht Methodenfixiertheit“ (Mayring 2002, 133). Mayring plädiert deshalb für eine Integration qualitativer Ansätze (ebd.), welche eine gegenstandsbezogene Auswahl und für die Fragestellung der Untersuchung angepasste Auswertungstechnik sinnvoll erscheinen lässt. Es stellt sich dementsprechend für mein an der

Rekonstruktion des Erlebens der gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern ausgerichtetes Erkenntnisinteresse die Frage, welche Verfahrensschritte und Kodiertechniken diesem gerecht werden können und wie sie für die Erfordernisse des Gegenstandes modifiziert werden müssen.

6.3.1 Die themenzentriert-komparative Auswertung

In dieser Untersuchung erfolgte die Auswertung der Interviews in Anlehnung an das von Karl Lenz entwickelte Verfahren der themenzentriert-komparativen Auswertungstechnik (1986), die sich in fünf aufeinanderfolgende Arbeitsschritte gliedert. Entlang dieser Arbeitsschritte möchte ich beschreiben, wie ich in der vorliegenden Arbeit selbst vorgegangen bin und welche Anpassungen und Zuschnitte vorgenommen wurden. Neben diesem konkreten Verfahren spielte für mich als ein theoretischer und methodischer Orientierungsrahmen die *Grounded Theory* nach Strauss & Corbin (2010) eine grundlegende Rolle für die Ausarbeitung von Konzepten und die Verknüpfung von Phänomenen.¹³⁷

Die folgende Darstellung der fünf Arbeitsschritte nach Lenz (1986) bezieht sich ebenfalls auf die Arbeiten meiner Kollegin Daniela Reimer (Reimer, 2008) und der Klaus Wolfs (Wolf, 1999). Im ersten Schritt will ich zudem die in dieser Arbeit angewandten Transkriptionsregeln erläutern.

1. Kontrolle der Transkription anhand der Tonbandaufnahme

Hierbei geht es darum, die aus dem Interview erstellte Textgrundlage auf ihre Vollständigkeit und Richtigkeit hin zu prüfen. Neben einer Kontrolle möglicher Fehler wird durch das wiederholte Anhören und parallele Lesen des Transkriptes, das Interview im Gedächtnis „verankert“ (Lenz 1986, 145) und kann so dem Forscher bei der Auswertung der Textstellen in seiner Eigenart präsent bleiben.

„Durch das Anhören bleiben Eindrücke erhalten, die im transkribierten Text nicht mehr nachzuvollziehen sind.“ (Wolf 1999, 47)

¹³⁷ Meiner Ansicht nach schließen sich thematisch vorstrukturierte (thematisches Kodieren) und induktive, am Material erarbeitete (theoretisches Kodieren) Kategorien in der Auswertung nicht von vornherein aus, sondern können im Verfahren kombiniert werden und sich gegenseitig bereichern.

Alle von mir geführten Paarinterviews wurden digital aufgezeichnet. Die zur Analyse für diese Arbeit verwendeten Interviews wurden nach festgelegten Regeln transkribiert. Bei der Transkription wird die während des Interviews durch ein Audiogerät erstellte Tonaufnahme in einen Text umgewandelt, da Texte, als Protokolle sozialer Wirklichkeit, die Grundlage hermeneutischer Analysen bilden. Die Transkription gibt die mündliche Rede in ihrer Originalgestalt wider, das bedeutet, dass keine „Glättungen“ bzw. Säuberungen vorgenommen wurden, damit sind Versprecher, grammatikalische Unrichtigkeiten, unvollendete Wort- und Satzanfänge, Wortwiederholungen sowie Laute („äh“, „hm“ etc.) ebenfalls im Transkript enthalten, desgleichen wird auf nicht-wörtliche Kommunikation in Klammern stehend aufmerksam gemacht, so zum Beispiel: (*leises auflachen*). Kurze und längere Pausen sind ebenfalls in Klammern vermerkt, in denen entweder Punkte stehen – ein Punkt für ca. eine Sekunde: (.) bis (...) – oder bei längeren Pausen der Vermerk auf eine solche getroffen wird (*längere Pause*). Bindestriche stehen für abrupt unterbrochene Gedankenanfänge innerhalb der Erzählung bzw. Unterbrechungen durch andere Gesprächspartner (insbesondere dem anderen Pflegeeltern teil) zwischen einer Erzählung. Letzteres bildete eine häufige Erscheinung und ist wohl als eine Besonderheit für Interviews mit (Eltern) Paaren zu sehen, die eine gemeinsame Geschichte konstruieren und aushandeln.

Für die Analyse der Paarinterviews waren Kenntnisse über die sprachlichen Nuancen besonders wichtig, da sie häufig den Unterschied ausmachten, ob einer der PartnerInnen einfach unterbrochen, ergänzt, sein Eindruck korrigiert werden sollte oder ob beide PartnerInnen zufällig neben- und durcheinander gesprochen haben, weil eine Einigung, wer zu dem jeweiligen Punkt sprechen sollte, intuitiv oder explizit nicht erfolgt war. Ebenso hat ein leises Lachen des/der PartnerIn im Hintergrund einer Erzählung durchaus Einfluss auf die Fortführung eines Gedankenganges genommen, dabei war es für den Forscher wichtig zu wissen, ob dieses Lachen das aktuell Gesprochene ironisieren oder es bestätigen sollte. Anders als in der Gesprächssituation zwischen Interviewer und Interviewtem im biografisch-narrativen Interview, die durch ein bestätigendes Zuhören von Seiten des Interviewers und dem fortlaufenden Erzählen von Seiten des Interviewten geprägt ist, kam es im Dreieck des Paarinter-

views zu weitaus mehr sprachlicher Interaktion, da für die PartnerInnen natürlich nicht (zumindest im selben Maße) die Regeln des aktiven Zuhörens galten, und sie so Erzählungen auch unterbrechen, ergänzen und kommentieren konnten, während der Interviewer weiterhin größtenteils in einer zuhörenden Rolle blieb, jedoch Elemente eines Moderators hinzu nehmen musste, etwa um eine/n der PartnerInnen in ein Thema einzubinden und seine/ihre Eindrücke zu erfahren. Die Interaktionen zwischen den PartnerInnen sind nicht als Störungen des vorgesehenen Interviewablaufs zu verstehen, sondern eröffnen interessante Rückschlüsse auf die im Hintergrund stehenden Aushandlungen und Strukturen des Paares und seiner gemeinsamen Pflegeelternschaft.

2. Identifizieren von Themenkomplexen

Im zweiten Schritt des themenzentriert-komparativen Verfahrens erfolgt eine Detailanalyse des transkribierten Interviews durch eine inklusive¹³⁸ Zuordnung von Textpassagen zu größeren Themenkomplexen. Die vorher festgelegten Themen bilden also Auswertungskategorien, in diesem Sinne handelt es sich um eine thematische Kodierung von Textpassagen (Kuckartz 2010, 72). Die Kategorien wurden jedoch innerthematisch, entlang der auftauchenden Phänomene, durch am Material herausgearbeitete Unterkategorien ausdifferenziert. Zudem wurden zusätzliche Themenkomplexe, die sich während der Auswertung als relevant erwiesen, den Auswertungskategorien hinzugefügt, so dass sich thematisches und theoretisches Kodieren im Auswertungsprozess zum Teil ergänzten. Die praktische Kodierung der Transkripte erfolgte computerunterstützt mit der Kodierungssoftware MAXQDA®.

Die vorbereiteten Auswertungskategorien umfassten folgende zentralen Themen und Unterpunkte:

- Der besondere Weg der Familiengründung über die Aufnahme von Pflegekindern
 - Entwicklung und Einbettung des Kinderwunsches innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft

¹³⁸ Inklusiv bedeutet hier, dass eine Textpassage auch mehreren Themen zugeordnet werden kann (Lenz 1986, 145; Wolf 1999, 47).

- Entscheidungsfindung vor dem Hintergrund möglicher Alternativen
- Nestbau, Vorbereitungs- und Anbahnungsphase, Aufnahmesituation und erste Erfahrungen in der Pflegschaft
- Die Reaktionen anderer auf den Wunsch der Familiengründung und die besondere Pflegefamilie
 - Seitens der Sozialen Dienste
 - Seitens der eigenen Herkunftseltern des Paares
 - Seitens der Herkunftseltern des Pflegekindes
 - Seitens des weiteren sozialen Netzwerkes (Freunde, Nachbarn, Arbeitskollegen u. a.)
- Die Ausgestaltung der Pflegeelternschaft
 - Selbstverortung der Familie
 - Identität als Pflegefamilie
 - Gleichgeschlechtliche Elternschaft
 - Erziehungsvorstellungen
 - Die Aufgaben- und Arbeitsteilung zwischen den PartnerInnen

In mehreren sorgfältigen Lese- und Kodierdurchgängen wurden Passagen den Themenkomplexen zugeordnet, „dabei ist zu beachten, dass Aussagen zu bestimmten Themenkomplexen nicht nur dann auftreten, wenn explizit danach gefragt wird“ (Lenz 1986, 145). Eine ganze Reihe interessanter Narrationen erfolgen etwa im eher informellen Rahmen, wenn das Gespräch langsam ausklingt und der Interviewer keine weiteren Fragen stellt.

3. Themenanalyse: Erstellung von Substraten

„Aufgabe dieser Stufe ist es, schrittweise nachzuvollziehen und zu rekonstruieren, was der/die Gesprächspartner/in mit den Äußerungen zu einem bestimmten Themenkomplex ‚eigentlich gemeint‘ hat und diese textimmanenten Bedeutungsinhalte in Form eines ‚Substrates‘ festzuhalten.“ (Lenz 1986, 145).

In der Analyse der, den unterschiedlichen Themenkomplexen zugeordneten, Textpassagen, setzt das Fremdverstehen nach Lenz immer die Einbeziehung des Kontextes voraus, in welchem die jeweilige Narration von

dem Interviewten geäußert wurde. Der Kontext umfasst das Interview selbst und damit vorangegangene und nachfolgende Äußerungen sowie im Fall der geführten Paarinterviews auch die Äußerungen des Partners bzw. der Partnerin. Hinzu kommen biografische Merkmale und Informationen aus den Datenblättern zum Lebenslauf der Paare, die von mir erhoben wurden, als auch persönliche Eindrücke in der Erhebungssituation und weitere Kontextinformationen, wie zum Beispiel die im Vorfeld stattgefundenene Kommunikation bei der Kontaktierung. Textpassagen werden demgemäß als Ausschnitte aus dem Gesamtprotokoll der erhobenen Daten behandelt und sollen im Lichte des Hintergrundes, vor dem sie stehen, verstanden werden.

Aus den Gesamtinformationen und dem genauen Lesen der Textstellen ergibt sich ein Vorverständnis, das als Hypothese verstanden und immer wieder an den Text herangetragen und durch die Suche nach bestätigenden und negativen Fällen geprüft, modifiziert und erneut geprüft werden soll, bis sich ein Muster verdichtet, das als Substrat zum jeweiligen Thema zusammengefasst wird. Dieses Vorgehen soll für jedes Interview unabhängig vom anderen durchgeführt werden. Ebenso sollen wissenschaftliche Interpretationsmuster und dazugehörige Terminologien zunächst nicht an den Text herangetragen werden. Das Verständnis der Textstellen soll sich am Sprachduktus des Textes orientieren. Der Vorteil dieser strengen Trennung liegt darin, dass die „Eigenarten“ des Einzelfalls herausgearbeitet werden können, bevor Vergleiche erfolgen und Äußerungen auf Grundmuster abstrahiert werden. „Auf diese Weise werden die Daten in einer gegen unangemessene Generalisierungen und Nivellierungen widerstandsfähigen Form aufgearbeitet“ (Wolf 1999, 48).

Die schriftliche Abfassung der Substrate spiegelt die Ergebniskapitel (Kapitel 7 und 8) wider. Wie Lenz es nahelegt, beginnt die Analyse bei den „faktischen Aussagen“ und „objektiven Charakter tragenden“ Daten (1986, 146).

4. Bestimmung von Grundmustern auf der Basis thematisch geordneter Substrate

Im vierten Schritt des themenzentriert-komparativen Verfahrens wird die zuvor betonte Orientierung am Einzelfall zu Gunsten eines Vergleichs zwischen den Interviews und den erarbeiteten Substraten aufgegeben.

Systematisch werden die ausgewählten Themenkomplexe in Vergleich zu einander gesetzt und miteinander kontrastiert. Aus dieser komparativen Analyse können Grundmuster abstrahiert werden, es wird eine „emergente Konzeptionalisierung von [...] Grundmustern und der Relation zwischen Grundmustern möglich“ (Lenz 1986, 148 zit.n. Wolf, 1999), aus denen theoretische Aussagen gewonnen werden können. Die Konzeptionalisierungen der Grundmuster orientieren sich weiterhin an der Sprache der Paare, hinzu treten jedoch konzeptionelle Neuschöpfungen des Forschers und Rückgriffe auf theoretische Konzepte, die sich auf die wissenschaftlichen Erkenntnisgrundlagen des literaturbezogenen Teils der Arbeit beziehen.

Eine Besonderheit in den Vergleichen zwischen dem interviewten Frauen- und Männerpaar, liegt in der Hinzunahme der normativen Figur der Normalfamilie mit der Konvention einer Mutter-Vater-Kind Konstellation. Die Normalfamilie ist eine Kontrastfolie mit der die interviewten Paare sich selbst in Beziehung setzen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede benennen. Aus diesen verschiedenartigen Unterscheidungen zur Normalfamilie können wiederum Rückschlüsse auf die Grundmuster von Pflegeväter- und Pflegemütterpaaren gezogen werden. Die schriftlich aufbereiteten Grundmuster werden in Kapitel 9 vorgestellt.

5. Konstruktion deskriptiver Modelle

Aus typischen Kombinationen von Grundmustern sollen nach Lenz in einem letzten Schritt deskriptive Modelle entwickelt werden. Eine solche Art Typologisierung gleichgeschlechtlicher Pflegeeltern weist über den Rahmen und die Möglichkeiten einer Master Thesis hinaus. Zudem gibt die Begrenzung auf zwei Fälle keinen Anlass dafür, dass die in Kapitel 9 dargestellten Grundmuster empirisch und theoretisch erschöpfend sind. So sind weitere Kontrastierungen, insbesondere vor den Eindrücken der anderen von mir geführten Interviews, vorstellbar. Die Erarbeitung einer typologischen Darstellung oder eines theoretischen Modells gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaften muss die Aufgabe zukünftiger Forschungsanliegen werden.

6.4 Darstellung der Ergebnisse

Die Darstellung der Ergebnisse umfasst eine themenzentrierte Auswertung von zwei Paarinterviews, die von mir im Rahmen dieser Forschungsarbeit geführt worden sind, darunter das Männerpaar Martin Winkler und Jan Haffner (Kap. 7), das mit zwei Geschwisterkindern in einer Großstadt lebt, und das Frauenpaar Annika und Britta Selter (Kap. 8), das mit einem Säugling in einer Kleinstadt lebt. Beide Pflegefamilien werden dem Leser zunächst mit einem Paar- und Familienporträt vorgestellt, das entlang der *Lebenslaufdaten*, aus Eindrücken des Interviewers in der Gesprächssituation sowie zum Teil aus Schilderungen im Interview selbst, erstellt wurde. In einem zweiten Zugriff auf das Datenmaterial werden die jeweils erarbeiteten Substrate zu den im Forschungsinteresse dieser Arbeit stehenden Themen (siehe Kap. 6.3.1) entlang von Originalzitataten der Paare dargestellt und primär nacherzählt. Alle Städte- und Personennamen, die bei diesen Analysen auftauchen, wurden aus Datenschutzgründen anonymisiert bzw. pseudonymisiert. Um einen – für die Analyse nicht irrelevanten – Eindruck der Stadtgrößen zu erhalten, ist bei den Pseudonymen von Kleinstädten (weniger als 100.000 Einwohner), Städten (ab 100.000 bis 500.000 Einwohner) und Großstädten (ab 500.000 Einwohnern) die Rede, die in der Reihenfolge ihres Auftretens mit Buchstaben (A, B, C usw.) versehen werden, um sie unterscheiden zu können. Im Anschluss an die Einzelanalysen erfolgen eine vergleichende Vorgehensweise und die Erarbeitung von Grundmustern gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft, die in Kapitel 9 dargestellt werden. Im abschließenden Kapitel 10 werden die Ergebnisse der Substrate und Grundmuster in einem Fazit zusammengefasst.

7 Die Pflegeväter Martin Winkler und Jan Haffner

7.1 Paar- und Familienporträt

Jan Haffner kommt aus einem kleinem Dorf im Saarland (>5.000 Einwohner), in dem er bis zu seinem Auszug für den Zivildienst und später einem Studium aufgewachsen ist, während Martin Winkler in einer Stadt in Nordrhein-Westfalen geboren wurde und zwischen nahe gelegenen Klein- und Großstädten aufwuchs. Beide wurden von vergleichsweise jungen Eltern¹³⁹ großgezogen und haben Geschwister: Martin Winkler einen älteren Bruder und Jan Haffner eine jüngere Schwester sowie einen jüngeren Bruder. Jan Haffner erinnert im Interview zudem, dass seine Mutter selbst früher „Pflegekinder“ (vermutlich Bereitschafts- oder Kurzzeitpflegen) aufgenommen habe [508 - 510].¹⁴⁰

Die jeweiligen Herkunftseltern von Martin Winkler und Jan Haffner üben handwerkliche und kaufmännische Berufe aus und haben neben einer frühen Familiengründung auch früh ein Eigenheim gebaut. Vor den finanziellen und persönlichen Umständen ihrer eigenen Elternschaft, reflektieren die beiden Pflegeväter die Umstände der Familiengründung ihrer Eltern als eine Zeit mit materiellen Sorgen und Nöten („Also die- die haben schon echt (.) ne schwere Zeit gehabt [...]“ [658]).

Die Lebenspraxis ihrer jeweiligen Eltern wird für Martin Winkler und Jan Haffner nicht zur Tradition, beide brechen – direkt oder über Umwege – mit den Berufen ihres Herkunftsmilieus und den Umständen der Partnerschaft und Familiengründung. Beide sind Aufsteiger. Jan Haffner schließt ein Abitur an den Besuch einer Realschule an und Martin Winkler ein Fachabitur an eine mit mittlerer Reife abgeschlossene Hauptschule. Jan Haffner zieht erstmalig für den Zivildienst (in einem Kinder- und Jugendheim) aus seinem Geburtsort weg und später für ein künstlerisches Studium nach A-Großstadt. Er kann nach seinen Studienjahren in A-Großstadt und E-Großstadt erfolgreich in leitenden Positionen im künstlerisch-musischen Bereich arbeiten. Martin Winkler knüpft zunächst am Muster

139 Martins Mutter ist bei der Geburt ihres ersten Kindes 18 und bei Martins Geburt 22 Jahre alt; Jans Mutter ist bei seiner Geburt 19 Jahre alt.

140 Die Zahlen in der eckigen Klammer geben den jeweiligen Absatz bzw. die Absätze an, in denen die zitierte Textpassage im Interviewtranskript zu finden ist.

seiner Familie an. Er macht eine kaufmännische Ausbildung und ist zu dieser Zeit noch in einer – insgesamt drei Jahre andauernden – Beziehung zu einer Frau. Mit dieser Freundin zieht er eine Familiengründung in Betracht. Er berichtet von dieser Zeit auf die Frage des Interviewers nach seinem Coming-Out hin:

Martin: Ich wusste das eigentlich mit 14. Ich hab damals als ich 14 war mit Hans meine ersten sexuellen Erfahrungen, Hans war n Jahr älter als ich, aber das hab ich nie (.) ich hab mich nie geoutet, weil das ging nicht, das hat nicht in die Regel gepasst. Und dann hab ich halt Freundinnen gehabt und dann hab ich auch lange Jahre eine Freundin gehabt ehm und eigentlich dacht ich auch dass wir sozusagen Kinder bekommen und alles ne, heute ist sie unsere beste Freundin und Patenkind und so, also sie leben hier um die Ecke also ist echt ganz lustig wir kennen uns jetzt schon ewig. Ehm, mit 21 hab ich dann den Schritt gewagt. [772]

In diese Zeit fällt für Martin Winkler ein Bruch in mehrfacher Hinsicht: Sein Coming-Out, insbesondere gegenüber seiner Familie, tritt neben eine berufliche Umorientierung zu einem pflegerischen Beruf, in dem er eine Ausbildung und sich später mit einem großen Dienst selbstständig macht. Man kann diese Phase als einen Wendepunkt in Martin Winklers Biografie verstehen, mit Richtungswechseln in beruflicher und privater Hinsicht. Jan Haffner hat sein Coming-Out gegenüber dem harten Bruch von Martin Winkler eher sukzessiv vollzogen, wobei seine Eltern die letzte Station waren:

Jan: [...] Ich hab mein Coming-Out sehr spät gehabt auch mit 21 erst, aber mir wars trotzdem immer klar. Ich hab ne sehr sehr lange (..) also es wussten Freunde viel früher als meine Familie das war schon.(..) Ich hab lange lange gewartet. [779]

Jan Haffners Coming-Out fällt mit seinem Auszug zum Studium nach A-Großstadt zusammen, einem Studienort, den er sich auch wegen des offeneren Stadtlebens gegenüber gleichgeschlechtlich orientierten Menschen ausgesucht hat. Diese Ablösung vom Elternhaus erlebt Jan Haffner nicht als konflikthaft:

Jan: [...]also was ich so mitgekriegt hab war immer so dieses das du musst deinen Weg so für dich finden, ne, auch mit dem Coming-Out, wenn das so ist dann ist es so, wenn du in A-Großstadt studieren willst dann ist das so. Meine Geschwister haben auch nicht so ganz direkte Berufs- und Beziehungswege geführt, das war eigentlich immer (.) immer okay, es gab selten (..) das irgendwie so das Gefühl das finden wir total beschissen was du da machst, ne. [631]

Martin Winkler berichtet demgegenüber von mehr Spannungen mit seinen Eltern bezüglich seiner Orientierung, die mit der Verpartnerung und dem Kinderwunsch erneut aufgebrochen seien, zugleich aber zu Annäherungen und Versöhnungen miteinander geführt hätten.

Nach ihrem Coming-Out leben beide in unterschiedlich langen gleichgeschlechtlichen Beziehungen, bis sie einander 2003, im Alter von 29 (Martin Winkler) bzw. 32 (Jan Haffner) Jahren, kennenlernen und ein Jahr darauf in A-Großstadt zusammenziehen. 2008 ziehen Martin Winkler und Jan Haffner dann in ein gemeinsames Haus um, noch ohne Absicht auf eine Familiengründung. Martin Winkler bringt das Thema eines Zusammenlebens mit Kindern nach ein paar Jahren der Beziehung auf, woraufhin die Partner sich zunächst über dieses genauer verständigen müssen. Nach einer Phase der Klärung wollen sie ihren Kinderwunsch über die Aufnahme eines Pflegekindes in einer Dauerpflege verwirklichen. 2010 lassen sie ihre Partnerschaft eintragen, ohne dass ein gemeinsamer Lebenspartnerschaftsname gewählt wird, zudem findet eine erste Bewerbung als Pflegeeltern im Jugendamt von A-Großstadt statt. Wegen einer ausbleibenden Belegung bewirbt sich das Paar anschließend bei vielen Jugendämtern der Umgebung und nimmt im Juli 2011 schließlich ein Geschwisterpaar aus B-Stadt auf. Die Pflegeeltern Martin Winkler und Jan Haffner sind zu diesem Zeitpunkt 37 bzw. 40 Jahre alt und seit acht Jahren ein Paar. Sie reflektieren ihr Eltern-Werden im Kontrast zu ihren eigenen Eltern als deutlich geplanteres Projekt mit mehr Ressourcen und Möglichkeiten:

Jan: Genau und wir sind ja ehm sehr intellektuell Eltern geworden, ne, wir haben beide voll- (Martin ironisch: völlig verkopft) gearbeitet, uns gehts finanziell gut und konnten dann entscheiden: jetzt ist dann

noch Raum für ein Kind und so. Ich glaub so die Grundvoraussetzungen auf so (.) ehm (.) ja. Die war anders. [659]

7.1.1 Die Pflegekinder und ihre Herkunftsfamilie¹⁴¹

Die Geschwister Nick und Lucy, zum Aufnahmezeitpunkt bei den Pflegevätern 5 und 3½ Jahre alt, haben anfangs bei ihren Eltern und später bei der alleinstehenden Mutter gelebt. Im Interview berichtet Martin Winkler, dass diese sehr jung sei, zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre, das heißt dass sie bei der Geburt der Kinder rechnerisch 17 bzw. 18 Jahre alt gewesen sein dürfte. Die Mutter lebte anfangs noch mit dem Vater der Geschwister zusammen, von dem Martin Winkler und Jan Haffner erzählen, dass er etwa in ihrem Alter sei (zum Interviewzeitpunkt: schätzungsweise Mitte oder Ende Dreißig). Aktuell lebe dieser in einer neuen Partnerschaft. Martin Winkler und Jan Haffner berichten über die Zeit in der Herkunftsfamilie aus Informationen, die sie von ihrem betreuenden Dienst (einem freien Träger) und der für die Mutter zuständigen ASD-Fachkraft erhalten haben, hierbei habe die Mutter der Kinder an Depressionen und einer Borderlinestörung gelitten. Für den Alltag der Kinder habe sich dies in einer weitreichenden Antriebslosigkeit, langem Schlafen und selbstverletzendem Verhalten (Arme ritzen) der Mutter niedergeschlagen. Neben den direkten oder indirekten Eindrücken der Selbstverletzungen der Mutter, hätten die Kinder zudem altersunangemessen Einblick in gewalthaltige Videospiele des Vaters gehabt. Das alltägliche Leben habe sich auf die Wohnung der Mutter beschränkt, Kontakte nach außen seien selten gewesen – ein Sozialisationsfeld, in welchem die beiden Kinder wenig Entwicklungsimpulse erhalten hätten und deswegen zum Teil in bestimmten Bereichen entwicklungsverzögert auffielen (das Mädchen Lucy mit emotionaler Bedürftigkeit (regressives Verhalten) und der Junge Nick im motorisch-taktilen Bereich). Der konkrete Anlass zur Herausnahme sei ein anstehender Klinikaufenthalt der Mutter gewesen.

141 In dieser Untersuchung wurden nicht eigens Daten über die Herkunftsfamilien der Pflegekinder erhoben, weshalb sich die Darstellung auf aus der Erzählung der Pflegeeltern rekonstruierte Informationen beschränkt. Der Beschränkung auf die Sichtwarte der Pflegeeltern soll mit der Verwendung des Konjunktivs Rechnung getragen werden.

Der zu diesem Zeitpunkt bereits getrennt lebende Vater der Kinder, habe die Kinder – auch auf Anfrage des Jugendamtes – nicht nehmen wollen, weshalb eine Inpflegegabe als notwendig erachtet wurde. Das Geschwisterpaar wurde zunächst in einer Bereitschaftspflege untergebracht, diese sei nach Martin Winkler und Jan Haffner eher eine „Bewahrung“ der Kinder gewesen und habe ein halbes Jahr lang gedauert. Die Inpflegegabe bei Martin Winkler und Jan Haffner basiere auf Freiwilligkeit der Mutter, die in Gesprächen mit dem Jugendamt eingesehen habe, für ihre Kinder die Sorge nicht angemessen tragen zu können. Seit Juli 2011 leben Nick und Lucy bei ihren Pflegevätern. Mit der Mutter und dem Vater der Kinder finden jeweils regelmäßig (alle vier Wochen) unbetreute Besuchskontakte statt. Beide seien mit der Inpflegegabe bei den Pflegevätern weiterhin einverstanden und hätten keine Absichten auf eine Rückführung der Kinder.

7.1.2 Der Zeitpunkt und die Situation während des Paarinterviews

Das Geschwisterpaar lebt seit nunmehr knapp zwei Jahren bei den Pflegevätern. Aktuelle Themen der Familie sind die Schulanmeldung des Pflege Sohnes Nick, der bei seiner Ankunft in der Pflegefamilie zurückgestellt wurde, um noch ein Jahr Zeit für den Schuleintritt zu haben, sowie ein formaler Betreuungswechsel des Pflegekinderdienstes. Das Interview findet im Januar 2013 mit beiden Pflegevätern in ihrer Wohnung, einem einstöckigen Haus mit Gartenbereich, statt. Die Geschwister sind zu diesem Zeitpunkt im Kindergarten und das Paar hat sich den Morgen Zeit für das Interview genommen. Die Kontaktvermittlung erfolgte über Frau Schuhmann, die das Pflegeelternpaar aus einer Beratung in A-Großstadt kennt, dieses aber nicht betreut. Auf einer Weiterleitung des Forschungsansprechens durch Frau Schuhmann an Martin Winkler und Jan Haffner, hat es Martin Winkler zuvorderst übernommen, mit mir per E-Mail Kontakt aufzunehmen und den Interviewtermin zu vereinbaren. Das Interview findet am großen Esstisch statt, von dem Hochstühle zur Seite gestellt werden, um Platz für passende Sitzgelegenheiten zu machen. Der Esstisch befindet sich in einem langgezogenen Koch- und Wohnbereich, der von einer zur anderen Hausseite grenzt und so von beiden Seiten durch große Fenster beleuchtet ist und einen offenen Blick in

den Küchenbereich gewährt, was mir den Eindruck eines offenen Kommunikationsklimas vermittelt. Dem Interviewer werden Getränke angeboten. Das Interview bzw. die Erzählung wird insgesamt zweimal durch die telefonischen Versuche Jan Haffners unterbrochen, Klarheit über die Anmeldung des Pflegesohnes Nick an der Grundschule zu bekommen. Hintergrund hierfür war ein Schreiben der A-Großstadt diesbezüglich. Den beiden Pflegevätern war es ausgesprochen wichtig, dass die Schulanmeldung bei der ausgewählten Schule geklärt wird. Das Interview dauert mit kurzen Unterbrechungen gut zwei Stunden, beide Väter erzählen meinem Eindruck nach offen und humorvoll ihre Geschichte des besonderen Elternweges über die Aufnahme von Pflegekindern, dabei fallen sie sich durchaus auch korrigierend ins Wort, ergänzen Eindrücke und machen ggf. auf Dissens in der Wahrnehmung und Meinung aufmerksam.

7.2 Der besondere Weg der Familiengründung

Die Familiengründung ist für Martin Winkler und Jan Haffner in eine stabile gleichgeschlechtliche Partnerschaft eingebettet. Die beiden sind seit etwa fünf Jahren ein Paar und bereits nach einem Jahr Beziehung zusammengezogen, als sie über eine mögliche Familiengründung zu überlegen beginnen:

Jan: Mh – ja, also wir haben irgendwie äh nach n paar Jahren Beziehung und so weiter die Idee gehabt, dass (.) dass wir gerne Kinder in unserer Beziehung hätten, dass das schön wäre, wenn man Kinder noch dazu hätte, weil wir beide viel mit Kindern eben zu [tun] hadden, wir haben viele Patenkinder und (.) kommen beide auch mit Kindern gut klar, also haben wir halt immer so erlebt in Beziehungen und haben so gedacht: es wäre bestimmt ne Bereicherung, wenn wir jetzt noch Kinder-noch ein Kind, also wir sind von einem Kind ausgegangen.

Interviewer: Mhm.

Jan: Ehm, so in unserem Leben noch hätten. [...] [6 - 8]

Mit dieser Passage beginnt Jan Haffner das Interview auf die koordinierende Frage seines Partners hin, ob er auf die Erzählaufforderung des

Interviewers¹⁴² zu antworten beginnen möchte („willst Du?“). Er stellt darin den Kinderwunsch als eine plausible Folgemöglichkeit einer funktionierenden Beziehung dar und reflektiert zugleich die Elternkompetenz der Partner („kommen beide auch mit Kindern gut klar“). Beides wird als sinnvolle Voraussetzung angenommen. Kinder werden als mögliche Bereicherung der Partnerschaft und des gemeinsamen Lebens erachtet. Jan Haffner macht in der Folge aber deutlich, dass der Wunsch nach Kindern stärker von seinem Partner ausging:

Jan: [...] Und das kam erst so auch von Martin so die Idee, und ich fand die aber gar nicht so absurd und hab dann, ehm gesagt: ja du kannst das ja mal überlegen [...] [8]

„Absurd“ erscheint Jan Haffner die Idee einer Familiengründung innerhalb der gleichgeschlechtlichen Beziehung vor dem zuvor aufgezeigten Plausibilitätsrahmen (funktionierende Partnerschaft sowie „kommen beide mit Kindern gut klar“) nicht. Die Formulierung „aber gar nicht so absurd“ verweist jedoch darauf, dass der Kinderwunsch keine Selbstverständlichkeit für das Männerpaar besitzt, sondern erst als sinnvoll erwogen werden muss (gute Voraussetzungen wären da und Kinder bereichern die Partnerschaft), sie verdeutlicht zudem Jan Haffners zunächst ambivalente Haltung gegenüber dem Kinderwunsch seines Partners und lässt unausgesprochene Zweifel ahnen. Die Verantwortung über die weiteren Überlegungen weist Jan Haffner dementsprechend seinem Partner zu („ja du kannst das ja mal überlegen“), woraufhin dieser unterschiedliche Suchbewegungen macht und verschiedene Alternativen mit seinem Partner abwägt. Ich möchte zunächst auf die erwogenen Alternativen zur Elternschaft der beiden Männer eingehen, bevor ich Jan Haffners Erzählung bezüglich des sich ankündigenden Ungleichgewichtes im Kinderwunsch fortsetze.

142 Interviewer: Okay. Also, ich würd Sie dann bitten-äh, mir von Ihrer Idee Pflegekinder aufzunehmen zu erzählen, also Ihrem Projekt Elternschaft sozusagen über Pflegekinder (.) ehm von Anfang an, also von den ersten Überlegungen die Sie hatten: "wie können wir Eltern werden" bis zu dem Punkt "wir machens mit Pflegekindern, das ist n guter Weg", und ihren Erfahrungen bis heute sozusagen, also den ersten bis zu den heute Morgen vielleicht. [3]

7.2.1 Die Entscheidungsfindung vor dem Hintergrund möglicher Alternativen

Im Interview ist es jeweils Jan Haffner, der im Zuge der Initialerzählung von den alternativen Überlegungen (einer geteilten Elternschaft mit einem lesbischen Paar und einer Auslandsadoption) berichtet und Argumente anführt, warum diese Wege mit Kindern zusammenzuleben für die beiden nicht in Frage gekommen sind:

Jan: [...] Und wir haben uns auch damit auseinandergesetzt mit ehm also mit-mit lesbischen – wir haben auch n lesbischen Freundespaar, die uns jetzt auch nur mal, nach dem die beiden schon da waren, nochmal gefragt haben ob wir als Spender in Frage kämen für'n leibliches Kind was aber jetzt irgendwie jetzt in der Konstellation nicht mehr denkbar war, das war aber vorher schon auch ne Frage: ist das ein Modell für uns?

Interviewer: Mhm.

Jan: Und es war aber klar, dass wir nicht Papas sein wollen und das Kind ist nicht da, also es soll schon wenn n Kind da ist dann auch bei uns leben, also wir waren auch bereit unser Leben zu ändern dafür und- und alles so zu machen, dass das Kind hier sein kann und eben nicht dass das wo anders lebt und wir dann wochenendweise oder in welcher Konstruktion auch immer oder wir leben in einer Doppelhaus-hälfte, ein Paar lebt da ein Paar lebt da, das schien uns alles zu sehr organisatorisch zu schwierig oder auch so mit Absprachen und ehm, ja ich hatte dann auch so das Gefühl ich möchte nicht dass einer von uns ein Papa wird der andere wirds nicht, dann gibts ja auch eine leibliche Mama dazu, ich sah dann auch so Schwierigkeiten dann doch emotional kommen, ne wenn, der Nicht-Vater muss ja auch mit der Nicht-Mutter dann irgendwie klar kommen, ne

Interviewer: Mhm.

Jan: Das ist ja auch die Beziehung, also das sind ja dann vier Leute die sich irgendwie verstehen müssen. Und ehm, ich bin nicht son wahnsinnig vernetzter Mensch, mir war das zu kompliziert (kurzes Auflachen mit Interviewer) – wie alles so zu denken: ja, ich muss mit der reden können und die muss mit dem reden können und, das war dann ziemlich schnell klar, [...] [10 - 14]

Die unterschiedlichen Möglichkeiten von Männerpaaren mit gleichgeschlechtlich orientierten Frauen Elternschaften zu begründen (Queer-Famils), wurden im literaturbezogenen Teil dieser Arbeit in ihren Vor- und Nachzügen erörtert (Kap. 3). Für Jan Haffner und Martin Winkler ist diese Option zum einen vor dem hohen Grad an organisationalen Aufwand zweier Elternsysteme (Quadra-Parenting) und zum anderen wegen emotionaler Momente unattraktiv, da es sich um ein Elternsystem handelt, in welchem die unterschiedlichen Elternteile drohen, in ein Ungleichgewicht zwischen- und zueinander zu geraten (biologische versus soziale Eltern sowie Eltern bei denen das Kind seinen Hauptwohnsitz hat und jene, die es besuchen bzw. die es zeitweise besucht). Nicht zuletzt erfordert ein solches Modell von allen Beteiligten weitreichende Verlässlichkeit und erhöhten Aushandlungsbedarf. Vor dem was Jan Haffner als das beschreibt, was sie beide nicht wollen („dass wir nicht Papas sein wollen und das Kind ist nicht da“; „ich hatte dann auch so das Gefühl ich möchte nicht dass einer von uns ein Papa wird der andere wirts nicht“) zeichnet sich das Bild dessen ab, was gewünscht wird: eine gemeinsame und gleichwertige Elternschaft in der Lebensgemeinschaft der beiden Männer.

Die zweite Alternative, über die sich die Partner laut Jan Haffner schnell im Klaren waren, dass sie dem Wunschbild der Elternschaft nicht standhalten, bestand in einer möglichen Auslandsadoption:

Jan: [...] und es war auch schnell klar, dass wir keine Auslandsadoption oder sowas anstreben

Interviewer: Mhm.

Jan: als Einzelperson geht das ja, ehm. Es war auch klar dass wir jetzt nicht son abgeschlossenes System Familie-Kind sein wollen, also uns war klar, dass ein Pflegekindsystem auch bedeutet dass es noch leibliche Eltern gibt.

Interviewer: Mhm.

Jan: Und noch viel Verwandtschaft drum rum und dass wir auch da gerne mit-mit arbeiten, ne, dass das glaub ich ganz so gut ist auch für Kinder wenn das da ist und eben so diese Idee Adoption, und die Kinder kommen hier hin und dann sind alle anderen Türen für das Kind abgeschlossen, das war auch direkt klar, dass das nicht unsre Idee ist, so. [...][14 - 18]

Man könnte annehmen, dass jene Kriterien, die gegen eine geteilte Elternschaft mit einem Frauenpaar sprechen, nämlich der Wunsch gemeinsam Väter zu sein und Familie in der gemeinsamen Lebensgemeinschaft zu verwirklichen, eigentlich für eine Adoption im In- oder – wegen der geringen Wahrscheinlichkeit auf eine Adoption in Deutschland – Ausland sprechen sollten. Jan Haffner und Martin Winkler betonen stattdessen jedoch die Bedeutung der Herkunft eines Kindes, dass die Türen zu den Eltern nicht geschlossen werden dürften (Kontakte mit den Eltern durch die Adoption abreißen, was insbesondere für Auslandsadoptionen quasi vorprogrammiert ist), sondern die Möglichkeiten für die Kinder offen bleiben sollen, ihre Herkunftsfamilie kennenzulernen. Ein „abgeschlossenes System Familie-Kind“ wollen sie nicht sein, das entspräche nicht ihrer Vorstellung einer Elternschaft („nicht unsere Idee“). Wir können uns hier bereits fragen, ob sich diese Haltung mit Blick auf ihr Familienbild als Pflegefamilie und den Umgang mit den Herkunftseltern der Pflegekinder wiederfinden wird, sie sozusagen im Sinne Funckes (2010) eine zum familialen Umfeld hin offene Pflegefamilie sind. An dieser Stelle ist festzuhalten, dass vor den beiden Kontrastfolien Queer-Family und (Auslands) Adoption, einzig die Pflegschaft, als einerseits gemeinsame Elternverantwortung in der eigenen Wohnumgebung und andererseits gegenüber der Herkunft der Kinder nicht abgeschlossene Familie, den Wunschkriterien entspricht:

[...] Ja und dann blieb eigentlich nur so-so die Frage Pflegekind dann übrig dann, Dauerpflege [...] [18]

7.2.2 Ambivalenzen im Kinderwunsch des Paares

Mit der Favorisierung der Pflegschaft als Weg der Elternschaft, konkretisiert sich für das Paar die Familienplanung: Informationen werden eingeholt, Literatur gelesen und Kurse besucht. Vor den sich abzeichnenden Konturen, welche Aufgaben und Belastungen womöglich auch mit einer Pflegschaft verbunden sein können, brechen bestehende Zweifel von Jan Haffners Seite auf, die zu einem Konfliktfeld des Paares werden:

Jan: [...] wenn das so bisschen konkreter wurde gabs dann auch so in unserer Beziehung paar Spannungen, ehm, weil für mich diese Idee darüber schwieriger wurde, weil ich so merkte die eh- je mehr wir

drüber gelernt haben und so Kurse gemacht haben, halt diese-diese Abendkurse, dass das halt auch- auch das eigene Leben doch sehr eingeschränkt und ich bin halt im künstlerischen Bereich tätig und hab da sehr extro-extravagante Arbeitszeiten und-auch so viel Berufswechsel und irgendwie war das dann ne Zeit lang für mich so gar nicht mehr vorstellbar, dass – dass n´ Kind das irgendwie son bisschen blockiert und beim Martin wurd das eigentlich immer (..) immer intensiver der Wunsch nach Kindern, je mehr wir darüber so gelernt haben. Und wir waren dann auch in ner Paarberatung und haben uns dann gut coachen lassen, was was sehr gut war, also die Standpunkte klar zu machen und auch so das weitere Vorgehen (.)

Interviewer: Mhm.

Jan: öh so zu machen und deswegen sind wir jetzt auch doch so weit gekommen, dass jetzt die-die zwei Pflegekinder haben. [...] [8 - 10]

Die erst „gar nicht so absurde Idee“ von Martin Winkler wird mit der Vorbereitung und Perspektive auf eine Pflegschaft zunehmend realistischer – auch für Jan Haffner, der sich mit der Konkretisierung der Familienplanung nicht sicher ist, ob Kinder mit dem Leben und vor allem Arbeiten der beiden vereinbar sind. Martin Winklers Kinderwunsch festigt sich indes und die Ambivalenz seines Partners wird für sie zum Streitpunkt, der die beiden schließlich den Schritt in eine Paarberatung gehen lässt. Jan Haffner erzählt an dieser Interviewpassage weiter von ihrer Familiengründung und berichtet von den abgewogenen Alternativen (siehe oben) und schließlich der Bewerbungsphase. Martin Winkler greift jedoch die Frage des unterschiedlich gelagerten Kinderwunsches während der Familiengründungsphase später selbst nochmals auf und macht deutlich, dass die Frage „Kind-Ja-Nein“ für ihn mit zentralen Vorstellungen eines sinnvollen Lebens verbunden ist. Diese Gewichtung einerseits und die Ambivalenz Jan Haffners andererseits, lösen eine Beziehungskrise aus, welche die Fortführung der Beziehung zur Disposition stellte:

Martin: [...] Was ich noch zu Jan sagen-also zu dem sagen wollte was du (an Jan gerichtet) gesagt hast, in dieser Anfangsphase Kind-Ja-Nein, also für mich war immer die Frage, ehm (.) ich konnte mir nicht vorstellen mit 70 auf mein Leben zurück zu gucken und zu sagen: es gab kein Kind, ja, oder es gab nicht ne Phase in-meines Lebens, in der ich

mit nem Kind gelebt hab und hab versucht irgendwie das auf den Weg zu bringen. Und ehm, das Schöne ist dass wir nen sehr sehr großen Freundkreis haben, nen sehr stabilen Freundeskreis und auch sehr viele heterosexuelle- also ich würd sagen der Großteil ist nur heterosexuell (.) mit vielen Kindern, und das Tolle ist, dass ehm, die Fragen, die wir uns gestellt haben, oft ja gar nicht anders waren als die, die sich leibliche Eltern gestellt haben, ja, also so die Sinnfragen, warum denn überhaupt und warum auch nicht, ja, und Krisen. Also das ist echt irre, dass äh kurz vorm Zusammenbruch so ner Beziehung steht wie bei anderen auch, ne also?

[...]

Jan: Das hat mich wiederum entspannt zu sagen, okay die haben alle dieselbe Angst gehabt (Martin kurzes Auflachen) vor vor ihrem Leben und dann dacht ich dann äh, kann man sich da jetzt auch rein schmeißen, mal so.

Martin: Ja auch die Krise war gut, muss man echt sagen (Jan: Ja), also ich mein auch, dass wir an den Punkt waren zu fragen: bleiben wir weiter zusammen oder nicht, ne

Interviewer: Mhm.

Martin: Ich glaub, dass ist schon nicht schlecht, also es ist äh (.) sehr hilfreich. [...] [80 - 87]

Ein wichtiger Bezugsrahmen in der Krise des Paares waren für sie Freunde, insbesondere verschiedengeschlechtliche Paare, die in einer ähnlichen Lebensphase über eine Familiengründung nachdachten. Mit Hilfe dieser Orientierung konnten Jan Haffner und Martin Winkler ihren unterschiedlich gelagerten Kinderwunsch in ihrer Beziehung thematisieren und letztlich zu einer Aushandlung gelangen, die sie an späterer Stelle explizit benennen, wiederum in der Vergleichsperspektive zu verschiedengeschlechtlichen Paaren, die ebenfalls vor der Frage einer (relativ späten) Familiengründung standen.

Jan: Also dieses über Kind reden, obs passt, war da [im Freundeskreis; Anm. d.A.] schon etabliert. Und dann war der Markus [ein Patenkind; Anm. d.A.] da und dann (.) war eigentlich unsere Diskussion direkt anschließend, jetzt kriegen- passt es bei uns dann auch und so ne. Und mit denen konnten wir halt lange drüber reden eh was passiert

wenn und wie-wie ist es denn dann aber (.) ehm eigentlich von allen Seiten immer nur ne positive Unterstützung mach das und geht den Weg und die ham- also ich hab auch viel mit Vätern geredet und einer sagte „Du das zweite Kind hätt ich auch nicht gebraucht, aber sie wollte das und dann ham wir noch n zweites gekriegt“ (..) wo ich so dachte: okay das ist auch dann- weil war das war noch so ne Zeit wo der Wunsch so ungleichgewichtig war dann ne, wo ich dachte (..) hatten wir so ne 70:30-Regelung mal so im Wortlaut, ne

Martin: Das war- das war das Therapie-ziel -ende

Jan: Ja, Therapieende, ja-

Martin: -unserer Paarberatung so.

Jan: Also Martin übernimmt 70 Prozent der Verantwortung der Zeit und des Gefühls und ich (lacht leise auf) kann- 30 schaff ich so (lacht).

Martin: Aber das war- das war die einzige Chance zum „Ja“ zu kommen.

Interviewer: Mhm.

Jan: Ja.

Martin: Also das war doch wichtig.

Jan: Genau. Mittlerweile sind wir- (Martin dazwischen: nein das war ganz schnell) aber bei 100:100 (lacht). [527 - 536]

Einerseits bringt Martin Winkler und Jan Haffner die partnerschaftliche Norm der Egalität in eine Konfliktlage, dass ein unterschiedlich starker Wunsch nach Familie als Problem wahrgenommen wird, andererseits können sie ihre partnerschaftlichen Ressourcen auch dazu nutzen, den Konflikt offen zu thematisieren, mit Freunden in vergleichbarer Lebenssituation zu besprechen und die Hilfe einer Paarberatung hinzuziehen, um letztlich einen Kompromiss zu finden, der beide zu einem „Ja“ bringt. Interessanterweise relativiert Martin Winkler die von seinem Partner angeführte Perspektive auf den bei „anderen Vätern“ ggf. geringer ausgeprägten Kinderwunsch, in dem er das Beispiel einer Mutter aus dem Freundeskreis anführt, die – anders als ihr Mann – keinen Wunsch nach Kindern äußerte, das Ungleichgewicht prinzipiell also auch von weiblicher Seite her gegeben sein könne. Man kann hier die Vermutung wagen, dass – insbesondere in der Vergleichsperspektive zu verschiedengeschlechtlichen Paaren – eine Identifikation mit (scheinbar) geschlechtstypisch verteilten generativen Motiven durch Jan Haffner vorgenommen wurde, die

durch Martin Winklers Hinzufügung relativiert werden soll und dann als „auch ich hatte natürlich Zweifel“ oder „auch der andere Partner kann Zweifel haben“ von Jan Haffner gelesen werden soll.

7.2.3 Der Weg zur Pflegeelternschaft

Nach dem Abwägen der Alternativen mit dem Ergebnis Dauerpflege und der Bewältigung der Beziehungskrise hinsichtlich des Kinderwunsches mit dem (vorläufigen) Ergebnis „70:30“, beginnen Martin Winkler und Jan Haffner sich bei Jugendämtern zu bewerben, zunächst im Jugendamt ihres Wohnortes A-Großstadt. Die Reaktionen und der Umgang mit der Bewerbung beim Jugendamt bzw. dem Pflegekinderdienst von A-Großstadt sind für das Paar eine hoch enttäuschende Erfahrung. Jan Haffner und Martin Winkler schildern ihre Eindrücke innerhalb von zwei Erzählrahmen: zum einen im Zuge der Initialerzählung und zum anderen auf die Frage des Interviewers¹⁴³ zu womöglich diskriminierenden Erfahrungen als gleichgeschlechtlich orientierte Menschen und/oder besondere Familie. In der letzten Rahmung nimmt die Erfahrung mit dem A-Großstädter Pflegekinderdienst eine prominente Stellung ein und gilt Martin Winkler – von Bagatellen und Konflikten mit seiner Familie abgesehen – als einzige echte Diskriminierung in seinem Leben:

Martin: [...] Ich habe- und das ist vielleicht auch- das war meine erste Erfahrung bei dem Pflegekinderdienst, wo ich mich wirklich diskriminiert gefühlt habe vom ersten Telefonat an.

Jan: Mh.

Martin: Das war wirklich ein „Oh“. Weil das Telefonat fing super an, ne die war total begeistert die da- also ne die als Ansprechpartnerin. Wie

143 Interviewer: Ehm. Ja das tut mir ja schon fast leid weil ich da jetzt irgendwie nen Themenbruch mache (Martin: Ja los) von der der schönen Schule hin zu den eher strukturell diskriminierenden Erfahrungen, also ob es- Sie hatten das am Anfang mal erzählt dass das insbesondere für den A-Großstädter Pflegekinderdienst dass der sich da nicht unbedingt äh überschüttet hat mit ehm, ja, ner eher gleichberechtigten Herangehensweise und ehm haben Sie das Gefühl dass es noch irgendwo andere Erfahrungen gibt also jetzt nicht nur bezogen auf Ihre Elternschaft also auch in der in Ihrer biografischen Perspektive also dass Sie da, bestimmte Stellen hatten wo Sie Gefühl hatten ehm ja struktureller oder wirklich persönlicher Diskriminierung ausgesetzt zu sein wegen Ihrer Orientierung? [704]

toll und ne wollte uns sofort und so und dann als das einmal klar war es sind zwei Männer (.) (Interviewer: Mh) ist es abrupt abgebrochen das Gespräch. Und ab dem Moment war das echt, für mich das erste Mal- also ich fand das richtig erschütternd. Also das so zu erleben. Ja. [...][713 - 715]

Die Erfahrung wiegt für die beiden Männer schwer, nicht zuletzt weil sie von A-Großstadt eine andere Haltung erwartet haben und mit mehr Unterstützung für ihre gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft rechneteten.

Martin: Ich finde zwischen politischer eh Offenheit- scheinbarer Offenheit und wirklichem realen Bürokratie- äh Alltag. Das war schon sehr hart für uns. [38]

Martin Winkler und Jan Haffner wurden in die Kartei für Pflegeeltern von A-Großstadt zwar aufgenommen, hatten aber das Gefühl, dass man sie bewusst warten ließe und eine Belegung hinauszögerte, da sie als Männerpaar eher ungewünscht waren.

Jan: [...] Wir haben das Gefü- wir haben- werden da doch eher gebremst in unserem Streben, ehm, in den Kursen gabs dann nun gleichgeschlechtliche Paare, die viel früher schon den nächsten Schritt gegangen sind und bei uns hieß es dann sie müssen erst noch das und dann lesen wir das noch gemeinsam durch -

Martin (korrigierend dazwischen): nicht-gleichgeschlechtliche Paare.

Jan: Öhm, genau, heterosexuelle Paare. Wir haben dann nochmal nen Besprechungstermin und dann (.) ja und dann müssen sie nochmal Geduld haben und dann kommen sie erst mal in die Kartei und auf der anderen Seite war aber immer so die wir suchen ganz-ganz dringend Eltern, aber bei uns war immer dieses Tschück.¹⁴⁴ [...] [18 - 20]

Das Gefühl der Ungleichbehandlung durch den Pflegekinderdienst von A-Großstadt nimmt für die beiden vor dem Hintergrund sehr persönlicher Schilderungen der Lebensumstände auch verletzende Dimensionen an:

144 Vermutlich die Nachahmung des Geräusches, wenn man vor eine verschlossene Türe stößt.

Jan: Es gab son Moment wo dann son Lebensbericht über uns geschrieben worden ist und ich dachte mh wir ziehen uns da so aus und erzählen so viel von uns und gibt hier Hausbesuche und wir müssen da son Lebensbericht schreiben, wo man dann ja wirklich auch viel intimes dann ja reinschreibt und dann hieß es dieser Lebensbericht wird dann intern geprüft, aber wir haben den gar nicht mehr gesehen und dann haben wir von anderen Paaren gehört, der wird zumindest dann mal besprochen, ja.

Interviewer: Mhm, ja.

Jan: Vielleicht kriegt man den nicht vorliegend, aber man kann mit dem Jugendamt sitzen und sagen das haben wir über Sie geschrieben, sehen Sie sich denn so. Und bei uns war klar, dass bleibt absolut für uns unscheinbar, was in diesem Lebensbericht drin steht und das geht ja find ich irgendwie- da war sofort so ne emotionale (.) Sperre dann, wo ich denk ich möcht wissen was die über mich schreiben, ne.

Interviewer: Ja.

Jan: Und dann hieß es okay Sie-wir nehmen Sie jetzt in die Kartei auf als pflege-geeignete Eltern aber jetz dauerts. (kurzes Auflachen) Und dann saßen wir natürlich mit scharrenden Hufen so da, ne. Und dann haben wir irgendwann gesagt: komm, wir müssen jetzt wenn dann auch weiter gucken. [39 - 43]

Das Männerpaar ist insgesamt über anderthalb Jahre im Bewerbungsverfahren von A-Großstadt, bis sie sich schließlich die Erlaubnis holen, sich auch bei anderen Jugendämtern in der Region bewerben zu dürfen. Martin Winkler versucht dieser Zeit etwas Gutes für ihr heutiges Pflegeeltern-Sein abzugewinnen, wenngleich er nochmals deutlich die Belastungen durch die erlebte Ungleichbehandlung ausdrückt:

Martin: So, das fand ich sehr lang im Verhältnis dazu, dass es andere gibt, die nach drei Monaten noch nicht mal alle Kurse haben und plötzlich, ne, Pflegefamilie sind. Also es-es war schon sehr offensichtlich lang, ehm, aber trotzdem wars gut, wei-weil in vielen Situationen, glaub ich, in denen wir heute stecken (.) sind wir auch nicht so hilflos, wie wir es vielleicht sonst auch wären, ja, weil wir einfach doppelt und dreifach reflektieren mussten, überlegen mussten, also es hat auch ne Chance

Interviewer & Jan: Ja.

Martin: neben der Krise die es natürlich auch auslöst, also viel Verzweiflung find ich war das oft, ich war oft echt depressiv und und-und wütend und traurig, hab mich einfach so ausgegrenzt gefühlt, was ich noch nie als schwuler Mann hatte. Also ich hab mich noch nie so diskriminiert gefühlt [57 - 59]

In Martin Winklers Erzählung drückt sich ein Deutungsmuster aus, das ihn Hürden – wie zum Beispiel auch den zunächst ungleich gelagerten Kinderwunsch der Partner – nicht einzig als Belastung, sondern als Herausforderung betrachten lässt, die ebenso eine Lernerfahrung und Bereicherung für das spätere Leben bereit halten könne: Es war gut, dass wir als Paar uns gefragt haben, wollen wir noch zusammen bleiben und es war gut, dass wir die vielen Extrarunden in Kursen, Bücher lesen und Reflektieren, die uns durch die Verzögerungstaktik des Jugendamtes A-Großstadt auferlegt wurden, absolviert haben – beides habe die heutige Elternschaft gestärkt.

Martin: [...] Aber ich glaub das natürlich das Gute, dass wir zum einen genau diese harte Schule durchlebt haben und in vielerlei Hinsicht uns an Büchern, an Zeilen erinnern und an Gespräche und viel Reflexion aus Kursen [...] [76]

Dieses Umdeuten belastender Erfahrungen (Reframing) ermöglicht Martin Winkler und Jan Haffner, die erste Enttäuschung zu überwinden und weitere Suchbewegungen bei anderen Jugendämtern zu unternehmen:

Jan: [...] Martin war dann sehr fleißig und hat alle Jugendämter so um A-Großstadt rum-

Martin: 30 Jugendämter.

Jan: 30 Jugendämter angeschrieben.

Martin: 30 Regionen eh-ehm Bezirke.

Jan: Genau, und wir haben uns überall vorgestellt und äh eigentlich von da an nur noch positive Rückmeldungen gekriegt.

Interviewer: Mhm.

Jan: So, es war dann immer so dass es hieß: toll und wir passen gut und wir-

Martin: Ich finde um so kleiner die Kommune wurde-

Jan: Genau.

Martin: umso offener wurden die.

Interviewer: Ja (kurzes Auflachen).

Martin: und umso schwarzer sie geführt war, die Kommune, ich find das muss man schon auch sagen, umso mehr Empathie haben wir gespürt - für unsere Idee. Und das fand ich echt bemerkenswert. [22 - 33]

An die erste erfahrene Diskriminierung durch eine Institution schließen sich mit den Bewerbungen bei anderen Jugendämtern keine weiteren Enttäuschungen an. Nicht nur die Reaktionen sind offenbar positiv, es kommt auch in der Tat schnell zu einer Vermittlung durch das Jugendamt B-Stadt:

Jan: Genau, dann ging das in B-Stadt auch sehr schnell, B-Stadt weil ich da arbeite, haben wir da auch angerufen, ist jetzt bisschen weiter weg aber da hab ich eben son emotionalen Bezug zu der Stadt, und da haben wir uns gemeldet und das ging relativ zügig, dass hieß wir haben hier sogar ein Geschwisterpaar, weil wir immer gesagt haben ehm wir waren in dieser Liste, die man da so ankreuzen kann (kurzes Auflachen) sehr, sehr weit gefächert, ne, ham gesagt von eigentlich ham wir gesagt von drei- ab drei und dann kam irgendwann auch mal die Idee, wir können doch auch ein kleines Kind (.) weil ehm dann mein Patenkind Markus geboren ist, und hab ich dann so mit dem Wickeln das kriegen wir auch hin, net so, wenn das ein kleines Kind ist ist es halt ein kleines Kind, aber vom Gefühl war mir immer klar lieber eins das schon spricht, wo man irgendwie n bisschen intellektueller mit umgehen kann (Martin kurzes Auflachen), so, auf ne Art (beide lachen) und ehm, dann haben wir eben auch gesagt, wir können auch Kinder mit Behinderung, körperlich geistiger Behinderung vorstellen, weil der Martin ist ja Krankenpfleger, also wir sind auch da relativ (.) im Thema drin, sagen wir mal so. [88]

Im Zuge ihrer schlechten Erfahrungen mit dem Jugendamt aus A-Großstadt haben Martin Winkler und Jan Haffner ihre Vorstellungen, welche Pflegekinder sie prinzipiell aufzunehmen bereit sind, deutlich erweitert, dabei hat sich für sie eine Beratung mit einer Pflegekinderfachkraft als besonders hilfreich erwiesen, die ihnen andere Zugänge zu möglichen Wünschen und entsprechenden Fragekategorien eröffnet hat:

Jan: Ja so andere Kategorien, ne, und da haben wir uns auch nochmal viel klarer gemacht, welche Kinder eigentlich so für uns jetzt passen würden, sagen wir mal so, ne. Und das konnten wir dann in B-Stadt auch formulieren, zu sagen: lieber Kinder, die jetzt still sind, lieber abholen müssen, als welche die mir dauernd (.) äh rausschicken müssen, zum Toben dann.

[...]

Jan: - im Zivildienst war ein Mädchen, die hat jeden Abend ihr Kinderzimmer komplett auseinander genommen, und das meinte ich, wo ich nicht eh Schränke aufbauen muss am nächsten morgen, das sowas weißte, oder mit nem Messer ins Sofa schlitzen oder die Katzen hauen oder so, ne. Also in dieser Richtung (Martin kurzes Auflachen). [...]
[97 - 100]

Das Männerpaar erhält eine Anfrage des Jugendamtes in B-Stadt für die Aufnahme eines Geschwisterpaares. Die dreieinhalbjährige Lucy und der fünfjährige Nick sind zum Zeitpunkt der Anfrage seit einem halben Jahr in einer Bereitschaftspflege, die als zwischenzeitliche Unterbringung während eines Klinikaufenthaltes der Mutter die Kinder „verwahrt“ hat. Während der leibliche Vater der Kinder, der mittlerweile in einer neuen Partnerschaft lebt, seine beiden Kinder nicht zu sich nehmen wollte, war eine dauerhafte Unterbringung in einer Pflegefamilie für die Mutter eine zunächst ungewünschte Perspektive. Vor diesem Hintergrund, und ich würde vermuten auch wegen der Besonderheit eines gleichgeschlechtlichen Paares, kam es zuerst zu einem Kennenlernen zwischen den potentiellen Pflegevätern und den Eltern der Kinder:

Jan: [...] Und dann haben wir die Eltern kennengelernt.

Martin: Das war der erste Schritt.

Jan: Das war der erste Schritt. Und da war es erst so, dass die Mutter eigentlich die Kinder wieder haben wollte.

Interviewer: Mhm.

Jan: Und ehm, wir dann gesagt haben das ist keine Option für uns, und eh dann gabs dann nochmal Gespräche mit der Mutter und dem Jugendamt, um der Mutter nochmal klar zu machen, dass das sehr unwahrscheinlich ist, dass die Situation so wieder entsteht. Und sie hat uns nachher gesagt, die Mutter, dass sie eigentlich erst dadurch,

dass sie uns kennengelernt hat, uns erlebt hat, so gemerkt hat uns kann-könnt sie die Kinder auch geben.

Interviewer: Mhm.

Martin: Dass sie sie loslassen kann-

Jan: -dass sie loslassen kann.

Martin: Wir haben auch- das war toll eigentlich, ne, wei- weil wir dann auch zu ihr gesagt haben: äh also das wollen wir nicht, das passt nicht, aber das ist ja nicht schlimm (Jan: Mhm), so, dann sind wir nicht die richtigen, also es gab jetzt nicht son Druck direkt, das fand ich gut, und sie hat auch irgendwann einmal gesagt: „is schon gut, dass es keine andere Mama gibt“, so dass sie exklusiv die Mama bleibt, das hätts ihr auch leichter gemacht. [100 - 108]

Der persönliche Kontakt mit den potenziellen Pflegevätern, womöglich auch der Umstand „dass sie exklusiv die Mama bleibt“, haben es der Mutter erleichtert, das Geschwisterpaar bei Martin Winkler und Jan Haffner untergebracht zu wissen. Die beiden Pflegeeltern betonten hierbei ihre Offenheit, dass ihnen nur an einer Dauerpflege gelegen sei und dass sie vor dieser Perspektive nicht in Konflikt mit der Mutter treten wollten. Die Pflegschaft wird entsprechend auf Grundlage des Einverständnisses der Eltern getroffen und nicht im Hinwirken auf einen gerichtlichen Beschluss. Martin Winkler reflektiert hierbei jedoch die Risiken für eine mögliche Rückführung der Kinder:

Martin: Also es ist ne freiwillige Abgabe, ist kein richterlicher Beschluss, dass heißt im Grunde genommen ist alles rechtlich sehr sehr unklar, muss man schon sagen, also würden die Eltern beide sagen „Schluss, Ende, Aus die Kinder sollen zurück“ – klar gibts dann Regeln, ne, wissen wir natürlich auch mittlerweile, aber es macht jetzt nicht leichter weils eben kein Beschluss gibt. Ehm, das hat mich die ersten Wochen sehr beunruhigt, also immer wieder grad nach den ersten Kontakten, weil die alle vier Wochen sich sehen, also alle vier Wochen ein Tag bei Mama und ein Tag bei Papa sind, also das ist sehr intensiv.

Interviewer: Mhm.

Martin: Ehm, und das hat mich am Anfang echt nervös gemacht, dachte ich mir „oh Gott, wo führt das hin“ und ne, nachher sagen die doch mal, und komischerweise ist das gar nicht mehr so, also die Sorge

ehm, dass das sein könnte (.)

Jan: Weil wir von beiden Seiten auch (Martin unterbricht: ja, hab ich aber auch nicht mehr-) *expresis verbis* gesagt gekriegt haben dass sie es nicht tun werden, ne (.) Also in nächster Zeit, also die Mutter hat uns gesagt: sie will es nicht tun und ich denke, wenn jetzt in ein paar Jahren auf die Idee kommt, sind wir über Zeit schon auf der sicheren Seite, und der Vater hat sowieso gesagt er will das nicht. [122 - 115]

Zwar legen die beiden Pflegeväter Wert auf das Einverständnis der Eltern, sie wissen aber ebenso um die Bedeutung neuer Bindungen für die Frage eines möglichen Streitfalls und verlassen sich in dieser Hinsicht nicht einzig auf das Wort der Mutter. Nach der Einigung mit den Eltern lernen Jan Haffner und Martin Winkler das Geschwisterpaar in der Bereitschaftsfamilie kennen. Die Möglichkeit Geschwister aufzunehmen ist für die beiden erst später hinzugetreten, nicht zuletzt weil das Jugendamt in A-Großstadt diesbezüglich eine die Geschwister trennende Praxis favorisiert und mögliche gemeinsame Unterbringungen entsprechend weniger thematisiert hat. Martin Winkler will für sich und seinen Partner auf die Frage des Interviewers hin, ob der Umstand eine Rolle gespielt hat, dass es sich um Geschwister gehandelt habe, nicht ausschließen, dass eine alternativ drohende Trennung der Geschwister sie bei der Aufnahme beeinflusst haben könnte:

Martin: [...] ich weiß nicht obs uns unter Druck gesetzt hat, wir haben die kennengelernt und wussten diese Kinder sozusagen: wir suchen für die, wir brauchen dringend die müssen aus der Bereitschaft raus, ehm sonst müssen die getrennt werden. Das ist es kann schon sein dass uns das auch beeinflusst hat, ne also wir sie dann kennengelernt haben weil ich- also diese Vorstellung- (an Jan) stell dir vor damals die wären getrennt worden wie furchtbar. Also das find ich ganz schlimm. [854]

Weil die beiden Kinder bereits relativ lange in einer Bereitschaftspflege waren, wurde die Anbahnungsphase nach dem Eindruck von Martin Winkler sehr kurz gehalten, eine Erfahrung, die vor der langen Wartezeit in A-Großstadt kontrastiert, da nun alles sehr schnell gehen musste: Kontakte zu allen mussten gehalten und parallel zwei Kinderzimmer

eingrichtet werden, obendrein das Geschwisterpaar selbst schnell den Wunsch äußerte zu den beiden Pflegevätern zu kommen:

Martin: [...] weil das immer schnell ging, dass die schon gesagt haben „ja, wann schlafen wir denn endlich hier?“. [147]

Martin Winkler erinnert sich, während er die wachsende Bindung zwischen den Pflegevätern und dem Geschwisterpaar beschreibt, an die erste Begegnung mit Lucy und Nick:

Martin: Also der Schutz eh wird schon, also sie sehen uns als die Schutzpersonen, als die die für sie da sind (Jan dazu: die Versorger), also das ist sehr schnell gegangen, auch als wir sie das erste Mal kennengelernt haben, also sie sind aus ihrem- die waren bei der Bereitschaftsfamilie und guckten sozusagen von der Kellertreppe hoch als wir reinkamen und waren drei Sekunden später bei uns und haben uns zehn Minuten später an die Hand genommen mit hoch gezogen, in ihr Zimmer und haben mit uns gespielt, so, und das war ein total schöner Moment, weiß ich noch irgendwie (Jan: Mhm), das irgendwie so aufgeregt, ich hab noch in Erinnerung wie Lucy so ganz nah mit ihrem Mündchen an mir stand und hat gerochen, irgendwie so ganz süß ausm Mund gerochen (kurzes Auflachen) und so, das war schon sehr bewegend, und dann war eigentlich relativ schnell klar wir machen übermorgen n Ausflug mit denen, ja, und ehm tja war die Entscheidung irgendwie, also das ging sehr schnell, die sind glaub ich nach zweieinhalb Wochen hier eingezogen. [145]

Das mit der Pflegekinderfachkraft reflektierte Wunschmotiv, Kinder abholen zu müssen und sie zu fördern, drückt sich bereits in der Erinnerung Martin Winklers an das erste Kennenlernen aus, was an der Umschreibung „guckten sozusagen von der Kellertreppe hoch“ sowie der – an späterer Stelle getroffenen – Begriffswahl der „Bewahrung“ für die Bereitschaftspflege deutlich wird. Aus diesen Formulierungen ergibt sich ein Bild von Kindern, die auf die Chance Pflegefamilie gewartet haben, um sich entfalten zu können. Zu diesem Bild passen Pflegeeltern, die ihre Ressourcen umfangreich einsetzen, um ihren Pflegekindern eine entwicklungsfördernde Umgebung zu schaffen. Vor diesem Deutungsmuster des „Abholens“ können die Pflegeväter Entwicklungen der Pflegegeschwi-

ster besonders wahrnehmen. Entsprechend ist die Erzählung der beiden über Nick und Lucy von Beschreibungen über Entwicklungsschübe, die Überwindung anfänglicher Defizite sowie anstehender Entwicklungsaufgaben und dem Blick auf die besonderen Talente des jeweiligen Kindes geprägt. Die Begriffswahl „hier eingezogen“ verweist dabei aber auf die Eigenständigkeit der Kinder, ihren Willen Dinge zu lernen, ihr Wollen und Wünschen nach dem sich die Pflegeväter richten. Ich will diese Sicht an einigen Textpassagen über die Pflegekinder illustrieren:

Jan: Also ich hat so das Gefühl, der Nick der wartet, da war-der wart bis er so Ploppen kann, irgendwie, ne. Der war die ganze Zeit wollte der irgendwie sich entwickeln und es ging nicht und dann war der in der Bereitschaftspflege da, war glaub ich zu wenig Beachtung oder zu wenig Förderung auch, das war ne Bewahrung, die aber trotzdem nen halbes Jahr gedauert hat. [259]

Jan: [...] -ja, also der hat in sein Kleiderschrank kann der sagen: das und das ist von dem, das ist von dem, das ist von dem. Irre Gedächtnisleistung und so und (.) ja, da-das ist wie so (.) son Popcorn, der so aufknallt. [270]

Anschließend an die Beantwortung des Alters der Kinder:

Martin: Aber sie ist heute immer noch, man muss sagen, also sie ist körperlich weit (Jan dazwischen: körperlich ist sie wahnsinnig weit), sehr weit, aber sonst in ihren Entwicklungen (Jan zugleich: und intellektuell in vielen- manchen Bereichen en gutes zurück, und- während er altersgerecht ist, würd ich schon so sagen, ne, vielleicht äh körperlich dann nicht so ganz) - da ist er zurück - (Jan: fehlen son paar motorische Sachen)

Interviewer: Mhm.

Martin: Aber bei ihr (.) passiert grad viel- ich find echt, die macht grad unglaubliche Schübe (Jan: Ja), also im Moment- die erleb ich richtig, also ich merke richtig "boah jetzt ist wieder ne Etappe passiert" und da macht sie plötzlich Sachen, jetzt hat sie sich einfach im Kindergarten mit in die Vorschule reingesetzt, aufgrund- weil „Ich will das jetzt“ (Jan: Mh), ich will das jetzt tun und da hat sie hier abends irgendwie „a-b-c-d...“ und dann hat sie vorgesungen und das-das ist für Lucy echt erstaunlich (Jan: Ja.), das ist für (.) Lucy echt erstaunlich

(Jan: Ja), also wirklich, sehr erstaunlich. Aber bei Singen merken wir ist ihr Kanal (Jan: Ja.). Also wird das jetzt gefördert, sie (unverständlich) Musiker, das ist ganz gut. [254 - 256]

Martin: Aber in anderen Bereichen will sie sich weiterentwickeln. Also, die ist da einfach sehr auseinander-geklappt noch, ja, also ein Teil will das und ein Teil will das und eigentlich find ich geht das auch gut, da lassen wir sie ja auch, und (.) das wird jetzt irgendwie- das macht irgendwann nochmal nen Schub und dann kommt die mit den anderen Kram hinterher, bin ich mir ziemlich sicher. [...] [273]

Die Pflegeväter richten ihre Aufmerksamkeit – neben der sich verstärkenden emotionalen Bindung – stark auf die Entwicklung des Geschwisterpaares, dabei wollen sie, dass die Erfolge der Kinder auch von anderen gesehen und gewürdigt werden – auch vom Interviewer, dem wiederholt versichert wird, dass Lucy „erstaunliche“ Schritte mache. Referenzsysteme hierfür bilden die betreuenden Fachkräfte und die positiven Rückmeldungen der Mutter:

Jan: Aber beide sind auf nem guten Weg und die Mutter sagt ja auch, wenn se da zu Besuch waren, sie ist total- wie die sich so verändert haben, ne, und der Nick würd so schlaue Sachen fragen, da wüsst sie manchmal gar nicht, was sie dann sagen soll (Martin: das weiß ich aber auch nicht immer), der fragt dann so übers Weltall, über die Berliner Mauer, alles was so mitkriegt, was das dann so is, klar wie Kinder dann so sind. [...] [283]

Ich werde das Deutungsmuster der „abgeholten Pflegekinder“ an späterer Stelle, bei der Frage des Familien- und Erziehungsbildes der Pflegeväter, erneut aufgreifen. Für die ersten Erfahrungen mit den Kindern möchte ich hier jedoch einen Schritt zurück gehen und betrachten, wie die beiden Pflegeväter die Eingewöhnungsphase gestaltet und erlebt haben. Auf die Frage nach der Arbeitsteilung der Pflegeeltern erzählen Jan Haffner und Martin Winkler, wie sie die ersten Wochen mit den Kindern verbracht haben:

Jan: Die Kinder kamen ja ehm zu Beginn der Sommerferien und dann hatten wir sechs Wochen äh (.) ich hab sechs Wochen Sommerfe-

rien sowieso [bei der Arbeit¹⁴⁵] und Du hast dir sechs Wochen (.) Zeit genommen-

Martin: Ich hab mir einfach sechs oder acht Wochen Zeit genommen-

Jan: Acht Wochen Zeit genommen.

Martin: Acht Wochen hatte ich.

Jan: Das heißt wir hatten irgendwie sechs Wochen direkt (.) volle Kanne alle zusammen, was super war. [390 - 394]

Wie für die genaue Arbeitsteilung im Alltag der Pflegeeltern noch festzustellen ist, können diese seltener eine gesamtfamiliale Interaktion (Künzler, 1994) herstellen, weshalb sie zu Beginn der Pflege die Möglichkeit durch Urlaubszeiten für eine intensiv verbrachte gemeinsame Zeit nutzten, um eine familiäre Zusammengehörigkeit beider Pflegeväter mit den Geschwistern zu etablieren. An die oben zitierte Erinnerung Martin Winklers über das Kennenlernen der Geschwisterkinder, knüpft er den Eindruck – und das angeeignete Wissen – der beiden Pflegeväter über eine Phase der Angepasstheit der Pflegekinder:

Martin: Also sehr angepasst. Sie waren unglaublich schnell sehr angepasst.

[...]

Martin: Wir haben immer auf den Moment gewartet, weil wir wussten: aha, Kinder sind angepasst, ne, (Jan dazwischen: und irgendwann wirts sich drehen) theoretisch und dann irgendwann dreht sich das, so richtig den Moment des Drehens, ich weiß gar nicht, also ich glaub wir haben bei beiden den Moment längst durch-

Jan: Ja.

[...]

Martin: [...] und-und bei ihr gings relativ schnell los, also ich würd sagen letzte Jahr Weihnachten, sie sind ja seit Juli 2011 da, ach vorletztes Jahr Weihnachten, genau und ehm, das war ja schon, muss man sagen, emotional ne sehr harte Zeit, also es gab eben dann Phasen- die beiden sind relativ schnell in Therapie gegangen auch. [149 - 159]

145 Aus Anonymitätsgründen verändert.

Nach einer als relativ kurz wahrgenommen Phase des Angepasst-Seins der Geschwister, zeigen sich bei diesen Verhaltensauffälligkeiten (darunter insbesondere die „Regression“ der Pflege Tochter), was von den Pflegevätern als „Ankommen“ der Pflegekinder gedeutet wird. Diese erste schwierige Phase war für die Pflegeeltern mit Suchbewegungen nach möglichen Erklärungen für die Verhaltensauffälligkeiten und passenden Bewältigungsstrategien für diese verbunden. Mangels Unterstützung von ihrem betreuenden Dienst wenden die Pflegeväter sich an andere professionelle Hilfen, darunter Fachkräfte in einem SPZ (Sozialpädiatrisches Zentrum) und eine Therapeutin, die ihnen passende Orientierungshilfen anbieten:

Martin: [...] Jetzt sind sie in dieser Therapie was für uns n Glück ist, weil die Therapeutin super ist und uns auch in den Krisen dann hilft und berät, und ehm, da war ja schon relativ schnell war diese Phase als sie drei Wochen am Stück nur gebrüllt, nachts, also immer, weißt nicht jede halbe Stunde Stunde, Schreianfall gekriegt hat, also im Traum. Das war schwer, das war ne schwere-das war die Phase, wo wir das erste mal unseren Pflegekinderdienst gebraucht hätten und da kam eigentlich nichts. [163]

So folgt auf die Zeit des gemeinsamen Kennenlernens und des Angepasst-Seins der Pflegekinder, für die Pflegeeltern eine Phase der ersten Krisen durch Verhaltensauffälligkeiten und der Bewältigung dieser mit Hilfe professioneller Netzwerke, die sich das Paar passend aufbaut.

7.3 Die Sichtweisen und Reaktionen anderer auf die Pflegeelternschaft

Martin Winkler und Jan Haffner beschreiben ihre Erfahrungen in Bezug auf die Reaktionen anderer, dem weiten sozialen Netzwerk: über die eigene Herkunftsfamilie, die Freunde und Bekannten, professionelle Helfer und die Herkunftsfamilie der Pflegekinder, insgesamt als wohlwollend und unterstützend. Diese Erfahrungen kontrastiert Martin Winkler vor den ersten Enttäuschungen, welche die beiden mit dem Pflegekinderdienst

von A-Großstadt gemacht und die sie buchstäblich als Diskriminierung beschrieben haben:

Martin: Und das Schöne ist einfach, seitdem die Kinder da sind erleb ich das gar nicht so, weder im Kindergarten, in Malschulen nicht, egal wo wir hinkommen ich hab noch nie das Gespür- oder das Gefühl gehabt nicht bei Krankengymnasten, bei Ärzten, sonstwo ja, dass wir irgendwie komisch angeguckt werden, sondern dass es eigentlich eher Unterstützung ist.

Interviewer: Mhm.

Jan: Ja.

Martin: Also, dass dass wir sehr (.) gefördert werden find ich, ne, ist vielleicht doppelt oben drauf-

Jan: ja wobei, ein anderes schwules Paar die wir kennengelernt haben, die auch Pflegekinder haben, die haben gesagt sie haben doch so den Eindruck - das fand ich ganz spannend - dass, wenn zwei Männer kommen, dass dann anderen feinen Frauen denken (Martin kurzes Auflachen) „oh zwei Männer, denen müssen wir n' bisschen helfen“, ja, jetzt als-als Frauenpaar-

Martin: fehlt die Mammi.

Jan: Da fehlt die Mammi. Wua, das ist mutig, so ne (Martin kurzes Auflachen). Das so de-der Blick von Frauen auf Männerbeziehungen.

Martin: Ne aber das ist schon so ne, dass wir sehr viel Aufmerksamkeit bekommen.

Jan: Ja, ich find auch. [64 - 72]

Während Martin Winkler beschreibt, dass sie als Pflegeväterpaar praktisch ausschließlich positive Reaktionen und vielleicht sogar im besonderen Maße Unterstützung und Wohlwollen von Institutionen und Professionellen erfahren – wie sie es eigentlich auch vom Pflegekinderdienst in A-Großstadt erwartet hätten –, modifiziert Jan Haffner, aus dem geschilderten Eindruck eines befreundeten (anderen) Pflegeväterpaares die Lesart seines Partners: In dem Wohlwollen für das erzieherische Engagement von zwei Männern wird nicht einzig die Unterstützung und Anerkennung der besonderen Elternschaft vermittelt, sondern zum Teil auch die Sorge, dass Männer alleine potentiell mit der Erziehung von Kindern überfordert seien. Diese Sicht basiert nach Jan Haffners Schilderung auf der naturali-

sierten Annahme, dass das Fehlen einer Mutter für ein Kind prinzipiell als defizitär verstanden wird und dass in diesem Mutterbild denkende Frauen (die „feinen Frauen“) sich mit Blick auf die Pflegeelternschaft von zwei Männern aufgerufen fühlen, diese zu unterstützen. Jan Haffner wendet diese antizipierten Bedenken in seiner von Humor geprägten Erzählung positiv: „wua, das ist mutig“ – also „wua“ als Ausdruck dafür, dass eine besondere und unvorhergesehene Situation wahrgenommen wird und die positive Wertung „das ist mutig“ als Anerkennung für die besondere Herausforderung, welche die beiden Pflegeväter damit annehmen. Man kann diesen Ausruf vor einer möglichen kritischen Wendung kontrastieren: *wua, das ist aber riskant*. Mit dieser Wendung kann „Aufmerksamkeit“ auch als Kontrolle gelesen werden. Jan Haffner begegnet dieser Wahrnehmung ihrer Männer-Elternschaft durch den Blick von „feinen Frauen“ ironisierend: „Das so de-der Blick von Frauen auf Männerbeziehungen“, um ihren geschlechtsstereotypisierenden Gehalt von sich und seinem Partner zu weisen und damit ihre Pflegeelternschaft zwar als unterstützenswert, aber nicht hilfsbedürftig herauszustellen.

Neben diesem ambivalenten Deutungsmuster *engagierter Väter* für die Pflegeelternschaft der beiden Männer benennt Jan Haffner auf die Frage des Interviewers, ob der Status Pflegekind für die Wahrnehmung anderer auf die Familie eine Rolle spiele,¹⁴⁶ eine weitere – ebenfalls zweischneidige – kognitive Kategorie, die Außenstehende in ihre Sichtweise auf die besondere Familie einbringen:

Jan: Was ich spüre ist bei ganz vielen Leuten so ne (.) ehm (..) (Martin lacht leise auf) vor allen bei religiösen Leuten die- also ich hab da auch von religiösen Leuten so Gottes Segen gekriegt, die dann sagen das finden sie so (.) ehm (..) (Martin: hast noch nie erzählt, das ist ja spannend) großherzig ehm also so (Martin ironisch: Nächstenliebe). (Jan bestätigt) Nächstenliebe, ja so (.) dass man so viel gibt dann irgendwie ne. Das sagen mir ganz viele Leute, wie toll das für die Kinder is so ne

146 Interviewer (nach 4 - 5 Sekunden Pause): Spielte die ehm der Status Pflegekind irgendwie ne Rolle, also (.) Sie hatten das eben bisschen erwähnt mit der Angst ob es da ne Rückkehr geben kann, da sind die Kinder wieder weg ehm (.) aber so nach-nach dem Punkt, ehm haben Sie das Gefühl die werden eher wahrgenommen: dass sind jetzt Ihre Kinder, das ist- die quasi auch zur Familiengründung sozusagen eh bekommen haben und (.) oder spielt da dieser Status Pflegekind noch ne große Rolle im Gespräch mit anderen Leuten? [552]

Chance zu haben bei uns groß zu werden. Also, viele Leute sehen das, dass den Kindern was ganz Neues eröffnet wird auch so.

Interviewer: Mh.

Jan: Glaub das ist n' Unterschied zu zu leiblichen Kindern, wo man davon ausgeht, wenn die dann auf die Welt kommen, haben die ne tolle Kindheit, ne.

Interviewer: Mh.

Jan: Da wird das nicht so gewürdigt (Martin lacht auf: was ja nicht so is) nochmal, dass sie ne tolle Kindheit haben. Wenns-wenns denn so is. Und bei uns sieht man noch mal (.) eh die kriegen jetzt was Tolles. (Martin: Ja aber-) Was sie vorher vielleicht nicht hatten.

Martin: -das find ich aber schwierig, weil ich find nicht, dass die Leute das Gefühl haben sollen wir opfern uns sozusagen auf- (Jan: ne genau. Nene.) weil das is ja Quatsch. Ich mein wir kriegen ja was dafür (Jan: ja). Eh aber es hat auch ein Aspekt von Nächstenliebe, schon auch. (Jan: Ja aber die Kinder haben ja auch-) Also find ich war ja auch ne Motivation für mich.

Jan: -Die Kinder haben aber auch was verloren, also ne (Martin: Total). Die haben auch ne Mama verloren (Martin: sehen die aber nicht). Das-das sieht man dann eben nicht so, dass es nicht nur toll is für die Kinder hier zu sein, sondern es ist für die auch verdammt hart, ne. [600 - 606]

Dass Menschen fremde Kinder, die aus Not- und/oder Gefahrenlagen heraus nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen können, aufnehmen, ist keine Selbstverständlichkeit und kann deshalb als soziales Engagement der Pflegeeltern besondere Anerkennung und Wertschätzung erfahren. Eine anerkennende Deutungsform, wie sie in dieser Textpassage von den beiden Pflegevätern benannt wird, ist die *werktätige Nächstenliebe*. Die Pflegeeltern Jan Haffner und Martin Winkler sind in diesem Bild wohlthätige Menschen, die mit ihren Ressourcen Kindern neue Chancen eröffnen wollen und ihnen Teilhabe an wertvollen Sozialisationserfahrungen ermöglichen. Während Jan Haffner ein solches Handeln für leibliche Kinder als (normative) Selbstverständlichkeit einordnet, gibt der Status als Pflegekinder den Anstoß zur besonderen Anerkennung der Erziehungsleistungen. Martin Winkler, dem die Eindrücke seines Partners über die von ihm wahrgenommenen Sichtweisen auf ihre Pflegeeltern-

schaft offenbar neu sind, macht jedoch deutlich, dass ihre Beweggründe zur Pflegeelternschaft zwar zum Teil von sozialen Momenten beeinflusst sind, ihr Hauptmotiv: das Begründen einer Elternschaft und Familie, aber nicht als uneigennützig verstanden werden sollte („wir kriegen ja auch was dafür“). Das Risiko des Deutungsmusters Nächstenliebe liegt für die beiden Pflegeväter damit einerseits darin, dass ihr „eigennütziger“ Wunsch Eltern zu sein übersehen wird. Andererseits wird im Blick auf die Pflegekinder, die in der aufgezeigten Deutungsweise dankbar für die ihnen zuteilwerdenden Wohltaten sein müssten, nicht mehr erkennbar, dass die Inpflegegabe für sie ein – trotz ggf. noch so guter Sozialisationsumstände in der Pflegefamilie – nicht nur ungewöhnliches, sondern in vielerlei Hinsicht, wie dem Ausbalancieren der eigenen Normalität und der Erhaltung biografischer Kontinuität, ein Aufwachsen mit besonderen Aufgaben und Herausforderungen bedeutet. Jan Haffner benennt hierzu den Verlust der Mutter („Die haben auch ne Mama verloren“), die als tägliche Bezugs- und Bindungsperson nicht mehr für die Kinder präsent ist, er macht damit Gewinne und Verluste der Kinder in der Pflegschaft an Personen fest: einerseits gewinnen die Pflegekinder zwei Pflegeväter hinzu, verlieren andererseits aber die Mutter, mit der sie zuvor zusammen gelebt haben.

Nach diesen allgemeinen Eindrücken der Pflegeväter über Sichtweisen und Reaktionen anderer auf ihre Pflegeelternschaft, möchte ich im Folgenden die spezifischen Erfahrungen mit den verschiedenen Personengruppen, vom weiten sozialen Netzwerk, dem Freundes- und Bekanntenkreis bis hin zu den eigenen Familien der Pflegeväter und schließlich auch der Herkunftsfamilie der Pflegekinder genauer betrachten.

7.3.1 Das weite soziale Netzwerk: Institutionen, Nachbarn, andere Eltern

Unter Institutionen sollen hier das Helfernetzwerk der Pflegeeltern, dem ich den betreuenden Pflegekinderdienst (ein freier Träger) zuordne, alle Erziehungs- und Bildungsinstitutionen (insbesondere Kindergärten und Schulen) sowie andere Professionen (z.B. Ärzte) verstanden werden. Zudem rechne ich zum weiten sozialen Netzwerk der Pflegeeltern die eher peripheren Beziehungen zu Nachbarn und anderen Eltern in Kindergarten und Schule.

Während, wie beschrieben, die Reaktionen des Jugendamtes im Wohnort der beiden Männer reservierter waren, Martin Winkler gar von diskriminierenden Erfahrungen spricht, waren die darauf folgenden Eindrücke für die beiden Pflegeväter deutlich positiv, so auch vom Jugendamt B-Stadt, das die beiden schließlich mit dem Geschwisterpaar Nick und Lucy belegt hat. Die Betreuung der Pflegefamilie wird von einem freien Träger übernommen, der die Ressourcen und die Arbeit der beiden Pflegeväter sehr anerkennt, ihren Status als „Traumfamilie“ aber zum Anlass und zur Ausflucht nimmt, die Kontakte auf verhältnismäßig niedrigem Niveau zu belassen:

Martin: Es gab natürlich auch Krisen mit den Kindern [...] wo man schon auch sagen muss unser jetziger- die Betreuerin des Pflegekinderdienstes in B-Stadt ist n freier Träger, die das machen, die waren am Anfang super, die sagt immer wir sind ihre Traumfamilie, bei uns läuft ja alles wir ja sind immer ihr-ihre V-Vorzeigefamilie, von uns würd sie immer berichten, aber leider heißt das auch in der Umkehr, dass sie eigentlich keine Zeit für uns hat, dass wir eigentlich kaum Besuche haben und wenn es dann Krisen gab, war sie eigentlich nicht da, so.

Interviewer: Mhm.

Jan: Mit dem Argument sie kennt die Kinder ja nicht so gut-

Martin (kurzes Auflachen): Jaja, gut, aber da muss sie ja natürlich selber eigentlich für sorgen die Kinder zu kennen, wenn sie uns eigentlich betreuen soll, ne. Aber ich glaub das natürlich das Gute, dass wir zum einen genau diese harte Schule durchlebt haben und in vielerlei Hinsicht uns an Büchern, an Zeilen erinnern und an Gespräche und viel Reflexion aus Kursen (Jan: Mh), ehm und dass wir uns einfach schnell auch ein Netzwerk aufgebaut haben, ja, also dass wir eben auch dieses andere schwule Paar kennen, ja so die uns einfach sehr hilfreich oft auch sind bei Fragen, ehm, aber dass (.) ja dass wir einfach im SPZ sind, also in diesem [...] sozialpädiatrisches Zentrum, genau. Und da ist ja auch so ne Offenheit muss man einfach sagen [...] [73 - 76]

In Ermangelung bei ihrem betreuenden Dienst nötige Hilfestellungen zu bekommen, machen die Pflegeväter frühzeitig Suchbewegungen nach passenden Helfern und Hilfen und erarbeiten sich ein privates und professionelles Netzwerk, aus dem sie Orientierung beziehen können. Neben

einem anderen Pflegeväterpaar, zu dem auch mit Blick auf die Sozialisationserfahrungen des Geschwisterpaares Kontakt gehalten wird, spielen professionelle Helfer aus einem SPZ sowie die Therapeutin der Kinder eine zentrale Rolle. Gemeinsam mit den eigenen Kompetenzen findet das Männerpaar in seinem Helfernetzwerk ausreichend Unterstützung und kompensiert so aus ihrer Sicht die fehlende Betreuung. Die weitreichende Abwesenheit des betreuenden Pflegekinderdienstes und die damit den Pflegeeltern zugleich zugestandene Freiheit wird in bestimmten Bereichen, insbesondere im Kontakt mit den Herkunftseltern, jedoch als problematisch wahrgenommen. Termine für Besuchskontakte werden von den Pflegeeltern unmittelbar jeweils mit der Mutter und dem Vater der Kinder koordiniert. Die Besuchskontakte finden sämtlich unbegleitet statt und werden aus Sicht der Pflegeväter nicht ausreichend vor- oder nachbereitet, so dass hier von Martin Winkler und Jan Haffner eigentlich Handlungsbedarf und Aufgaben für den Dienst gesehen werden:

Jan: Und wir haben- also schon nachm zweiten Besuchskontakt eigentlich gesagt beim Papa passiert nichts, die gucken da nur Fernsehen und dann war sagt das Jugendamt vielleicht müssen mit dem Vater mal reden wie man mit Kindern spielt, das ist anderthalb Jahre her-

Martin: -wie er das gestaltet, ne.

Jan: Ich denke ja, ihr müsst mit dem Papa mal reden wie man mit Kindern spielt, sonst gehen die da irgendwann nicht mehr hin. Und vielleicht kann er das auch wirklich nicht, und vielleicht weiß er das auch wirklich nicht. Aber äh das möchte ich jetzt nicht auch noch machen, ne

Interviewer: Mhm.

Jan: Wir haben schon den Versuch gemacht und haben ja Puzzles mitgegeben (schmunzeln) und Autos und alles, ne (Jan: Mh). Die sind nicht ausgepackt worden. (.) Aber das ist auch nicht dann wieder mein Job zu sagen: hör mal Papa (.) der Nick malt schön, hier ist Papier und Stift.

Interviewer: Mhm.

Jan: Also na dann find ich würde dann auch das Jugendamt mal gucken, das find ich dann diese Betreuung ist dann da find ich nicht so (.) super optimal. [368 - 374]

Wo die ressourcenreich ausgestatteten Pflegeeltern die mangelnde Betreuung über eigene Bewegungen quasi ausgleichen können, fehlen den leiblichen Eltern der Kinder solche Möglichkeiten bzw. der Hilfebedarf wird nicht als solcher (an)erkannt.

An die bereits im Zusammenhang auf die Erlebnisse mit dem Jugendamt des Wohnortes A-Großstadt zitierte Frage des Interviewers zu Diskriminierungserfahrungen, antworten beide Pflegeväter spontan mit „Ich nicht“ (also: ich habe keine solchen Erfahrungen gemacht). Im Folgenden dann verweisen sie auf die Erfahrungen mit dem A-Großstädter Jugendamt und Martin Winkler zudem auf anfängliche Konflikte in seiner Familie. Martin Winkler und Jan Haffner stellen im Erzählstrang heraus, der einer grundsätzlichen Verneinung der Interviewerfrage folgt, dass sie sich als gleichgeschlechtlich orientierte Männer die Kontexte für die Offenlegung ihrer Orientierung bzw. Lebensform aussuchen konnten oder vermieden haben, diese ungefragt vor anderen Menschen zu thematisieren:

Martin: Also- oder sagen wir mal so: es gibt bestimmte Bereiche wo ichs natürlich auch vermieden habe es zu thematisieren aber jetzt nicht aus Angst sondern weil ich einfach denke es ist auch nich- es muss auch nicht immer n Thema sein (Jan: Mh), also ich war nie so der Schwule, würde ich mal von mir behaupten der immer sozusagen dieses Schwule Schild vor sich hergetragen hat und meinte er muss dann die Welt bekennen und alle müssen sich mit seiner Sexualität beschäftigen. [711]

Jan: Ne aber so- also (Martin: [...]) schwuler Mann hat ich bisher immer natürlich auch die Möglichkeit mir den Kontext auszusuchen wo ich bin. [740]

Eben jene Erfahrung, die Freiheit sich den Kontext aussuchen zu können bzw. selbst über die Thematisierung der Orientierung zu entscheiden, unterscheidet Jan Haffner vor der neuen Situation der Elternschaft, wo solche Optionen nur bedingt bestehen:

Jan: also des gerade auch beruflich is es bei mir natürlich auch noch weniger n Problem.¹⁴⁷ Wo ich so gespannt war war jetzt eben äh (.) wenn wir jetzt mit Eltern zu tun haben, im Kindergarten (Martin: Kinder-

147 Jan: Ich arbeite im künstlerischen Bereich da ist das üblich. [708]

garten) und weitergehend mit Schule (Martin: Ja) äh (.) wo wir es uns jetzt nicht raussuchen können ne, und es gibt im Kindergarten auch muslimische Eltern wo wir schon einmal so das Gefühl hatten am Anfang aber das hat sich auch nicht bestätigt-

Martin: Echt?

Jan: Doch am Anfang hast du mal gesagt du hast das Gefühl dass die vielleicht nicht wollen weil wir schwule Männer sind. So.

Martin: Echt?

Jan: Kann natürlich sein dass die (.) dass es da auch Eltern gibt die da ein bisschen reservierter mit umgehen aber-

Martin: Im Gegenteil die suchten- das ja lustig weil die suchen eigentlich viel mehr Kontakt.

Jan: Ja jetzt suchen die mehr Kontakt ja.

Martin: Also eher ist es so.

Jan: Ja. Ehm (längere Pause) ja aber auch- also mir ist in der Nachbarschaft sind dann junge Eltern eingezogen und überall wohnten das ist- eigentlich hat keiner ein Problem damit. So. [742 - 750]

Institutionen wie der Kindergarten als auch die Schulen (darunter eine Malschule, die vom Pflegesohn besucht wird sowie die Grundschule, in die Nick zum Sommer eingeschult wird) werden als wohlwollend von den Pflegeeltern wahrgenommen oder sogar als besonders unterstützend, wie an den Beispielen in Martin Winklers zum Beginn zitierten Aufzählung deutlich wird, in welcher er neben den erwähnten Bildungsinstitutionen auch medizinische Institutionen fasst (Krankengymnasten und Ärzte). Jan Haffner weitet dies auf andere Eltern, einem Personenkreis dem sich die beiden Pflegeväter selbst neu zuordnen müssen, und Nachbarn aus. Der Gebrauch des Wortes „eigentlich“ verweist aber bereits darauf, dass es von Kleinigkeiten oder anfänglichen Eindrücken abgesehen (wie zum Beispiel bei den muslimischen Eltern) eigentlich keine Probleme gibt. Eine solche Kleinigkeit greift Martin Winkler in seiner anschließenden – eigentlich positiv bilanzierenden – Erzählung auf:

Martin: Ja auch die Älteren hier das war so cool (Jan im Hintergrund weiter: die älteren Leute hier auch nicht) gegenüber hat eine 85jährige Frau gewohnt ne und als wir hier eingezogen sind stand die plötzlich da und hat dann gefragt und dann gings um die Frage (unverständ-

lich) Frau, und dann hab ich gesagt: ne ich hab halt n Mann, also wir sind zwei Männer. Und dann hat sie irgendwie nur gesagt: öh n Homo wie schön. So.

Interviewer: Mhm.

Martin: Also ich muss da echt sagen das ist schon wirklich beeindruckend ne, natürlich gibts Leute also die zwei Häuser weiter die war erst geschockt und wir haben jetzt mittlerweile ne Weihnachtskarte von ihr gekriegt, also ich glaube einfach (.) wir bieten jetzt nicht son Angriffsbild, glaub ich. [752 - 754]

Andere Eltern und Nachbarn bilden eine Gruppe von Menschen, zu denen, im Gegensatz zu institutionellen Rollenträgern, diffusere Beziehungen bestehen, die in ihrer Bedrohlichkeit deshalb schwieriger einzuschätzen sind. Jan Haffner und Martin Winkler greifen in ihren jeweiligen Erzählungen daher auf Schablonen zurück, um mögliche Vorurteile gegen ihre Lebensform zu antizipieren bzw. zu plausibilisieren. „Muslimische Eltern“ und „die Älteren“, Personengruppen, bei denen man wohl gemeinhin eine eher „reservierte“ Haltung gegenüber gleichgeschlechtlich orientierten Menschen erwartet, werden in diesem Sinne von Martin Winkler positiv gewendet: die muslimischen Eltern suchen sogar mehr Kontakt und die 85-jährige Nachbarin ist beeindruckend in ihrer Offenheit. Martin Winkler erklärt sich das Ausbleiben der – als möglich angenommenen – Anfeindung mit der Außenwirkung der beiden Väter, die anderen kein „Angriffsbild“ bieten. Ich will das Bild, das Martin Winkler hier in der Fremdwahrnehmung andeutet, an späterer Stelle, zur Frage der Selbstverortung der Eltern, erneut aufgreifen und eingehender beschreiben. Für die Peripherie des sozialen Netzwerkes der Pflegeväter kann hier eine insgesamt positive, zum Teil für sie unerwartet positive Wahrnehmung festgehalten werden.

7.3.2 Der Freundes- und Bekanntenkreis

Die Bedeutung ihrer Freunde, darunter insbesondere verschieden-geschlechtlicher Elternpaare, als Orientierungsmittel und Unterstützung während der ambivalenten Phase der Familiengründung, wurde für die Pflegeväter bereits erörtert. Besonders Jan Haffner betont die Freund-

schaft zu einem Paar, das nach langer Zeit erfolgloser Zeugungsversuche schließlich doch im ungefähr gleichen Alter Eltern wird, wie Jan Haffner und Martin Winkler eine Pflegeelternschaft planen, so dass sie mit diesem Paar besondere Kommunikationsmöglichkeiten über ein (spätes) Elternwerden nutzen konnten. Die Gleichgeschlechtlichkeit der Eltern spielte in den Gesprächen mit Freunden und Bekannten (Arbeitskollegen/innen) anscheinend kein Dispositionsmoment für eine Elternschaft, eher drehen und drehen sich Fragen, insofern die Erfahrungen des Elternseins sich überhaupt unterscheiden, um Aspekte der Pflegesituation, wie es Jan Haffner und Martin Winkler, auf die Frage des Interviewers [552] nach der Bedeutung des Status Pflegekind für die Wahrnehmung als Familie, festhalten:

Jan: Und dann hab ich das Gefühl das ist jetzt genau son Gespräch wie wie jeder mit jedem dann führt wer Kinder hat (Martin: Mh). Dann ist das natürlich dann kein Thema. Eh aber generell (..) fragen die Leute bei mir schon nach wie ist das denn dann mit den Eltern und rechtliche Situation und (.). Wobei es da eher um die Pflegesituation geht und nicht dass wir zwei Männer sind.

Interviewer: Mh.

Jan: Das ist dann nicht so die Frage.

Martin: Ja aber ich glaub die uns kennen trauen uns das einfach zu.

Jan: Mh.

Martin: Ne? Also ich glaub die (.) haben nicht so Fragezeichen im Kopf.
[594 - 599]

Während der enge Freundeskreis unterstützend und mit gewissen Selbstverständlichkeiten („trauen uns das einfach zu“) hinter dem Projekt Familie von Martin Winkler und Jan Haffner stehen, evoziert die gleichgeschlechtliche Pflegeelternschaft bei Bekannten im stärkeren Maße Nachfragen – mit zum Teil auch skeptischeren Momenten:

Jan: Man wird natürlich so überhaupt zum bunten Hund, ne, also wenn ich jetzt gefragt werde, also wenn ich erzähl ich bin Pflegevater geworden, gleich zwei und dann, das ist natürlich, egal wo man is, immer n' riesen Gesprächsthema, ne

Interviewer: Mhm.

Jan: Was manchmal find ichs auch n bisschen anstrengend, halt (Martin:

ja ich finds auch anstreng-) Ist dann nicht einfach: „herzlichen Glückwunsch, bist Papa geworden, ne, „freut mich für dich“, sondern „nein, und ihr, und dann zwei und so, wie schafft ihr das denn“, ja ich denke andere schaffen das auch, eben Alleinerziehende schaffen das auch. Sicherlich öh ist so ne Pflegekindsituation dann nochmal anders, aber (.) [204 - 206]

Das „Schaffen“, die Bewältigung des familialen Alltags mit zwei Pflegekindern, wird von anderen hinterfragt, die hinter einer Pflegerschaft, zumal für gleich zwei Kinder, vermehrt Erziehungsarbeit vermuten und den beiden Vätern nicht „einfach zutrauen“, dass diese zusätzlichen Aufgaben ohne Belastungen neben ihrer beiderseitigen Berufstätigkeit leicht zu bewältigen sind – daher Jan Haffners Vergleich zu Alleinerziehenden, die ebenfalls Beruf und Familie ausbalancieren müssen. Man könnte zudem die oben aufgeführten Deutungsmuster (engagierte Väter; Nächstenliebe), die in der Sichtweise anderer auf die Pflegefamilie angelegt werden, mit dem Begriff des „bunten Hundes“ ergänzen – auch wenn es sich dabei streng genommen nicht um ein Schema handelt, das bestimmte Sinnlemente in Zusammenhang bringt, sondern um eine Redewendung, die zum Ausdruck bringt, dass jemand bekannt weil auffällig ist wie ein bunter Hund. Jan Haffner will damit ausdrücken, dass die Tatsache ihrer ungewöhnlichen Elternschaft, sowohl durch die Konstellation zweier Väter als auch durch den Status des Kindes als Pflegekind, im hohen Maße Aufmerksamkeit auf sich zieht („immer n' riesen Gesprächsthema“). Allerdings lenkt diese Buntheit vom eigentlichen Wunsch, einfach Eltern zu sein („herzlichen Glückwunsch, bist Papa geworden“), ab und erschwert so die Wahrnehmung als Familie, was Jan Haffner und Martin Winkler als belastend („anstrengend“) empfinden.

7.3.3 Die Herkunftsfamilien der Pflegeeltern

Martin Winkler thematisiert die Rolle seiner eigenen Eltern erstmals im Zusammenhang mit der Arbeitsteilung der Partner und der mit der Unterstützung seiner Eltern möglichen Entlastungen für die Familie. Ich werde diesen Aspekt an späterer Stelle mit Blick auf eben jene Fragen der Aufgabenteilung in der Pflegefamilie aufgreifen. Im Folgenden beziehe

ich mich auf Narrationen der beiden Pflegeväter, die geschlossen und in einer Abfolge auf die Frage des Interviewers,¹⁴⁸ nach den Reaktionen der eigenen Herkunftseltern, bezogen sind. Hierbei beginnt zunächst Martin Winkler, da er vom Interviewer direkt mit der Frage angesprochen wurde. Er leitet dann die Frage an seinen Partner mit Blick auf dessen Eltern und ihre Reaktionen weiter und beendet nach dessen Ausführungen wiederum die Beantwortung der impulsgebenden Interviewerfrage mit einem Vergleich zwischen den jeweiligen Herkunftseltern und ihrer alltäglichen Bedeutung für die Pflegekinder, die ich hier ebenfalls aufnehmen möchte.

Martin: Wir haben das irgendwann äh mitgeteilt, dass-dass dass wir das tun wollen ehm. Also bei meiner Familie war es so, dass s (.) erst mal ein Fragezeichen gab.

Interviewer: Mhm.

Martin: Die konnten sich das nicht so richtig vorstellen, also, und ob das denn gut ist, und das- das sind ja nicht die eigenen- also meine Mutter hatte- grad meine Mutter hatte so emotionale Vorbehalte: das ist ja ein Unterschied, weil es sind ja nicht die eigenen (Interviewer: Mhm). Also sie hat da sehr starkes- sehr starken Gefühlsunterschied gemacht. Also das auch stark bewertet. (.) Ehm, so. Als die Kinder das erste mal da waren

Interviewer: Mhm.

Martin: (..) war die gleich hin und weg, muss man sagen, irgendwie. Also das war- ich glaub das is-das is was so passiert dieser Moment man sieht die und denkt „das isses“. Und ehm (.) sie hat am Anfang immer starke Angst gehabt - und hat mich damit auch ständig belächelt – was ist denn wenn jetzt plötzlich die Kinder wieder zurück sollen.

Interviewer: Mhm.

Martin: Das war ihre Angst, viel stärker, ja, dass ich irgendwann gesagt „jetzt ist schluss“, ich diskutier jetzt nicht mehr darüber, das ist deine Angst nicht meine und ich möchte nicht damit immer ständig ne, so.

148 Interviewer (an Martin gerichtet): Sie hatten das eben am Rande ein bisschen erwähnt, dass Ihnen auch Ihre Mutter aushilft sozusagen, so dass Sie sozusagen als Oma Pflegeoma (unverständlich) zur Seite steht. Ehm, wie war das generell für Ihre Herkunftsfamilie, für Ihr soziales Netz sozusagen zu erleben dass Sie Eltern werden? Wie waren da die Reaktionen, haben Sie das allen vorher gesagt mit allen drüber gesprochen oder? [488]

(..) Und man muss sagen mittlerweile, also die sagen, also es ist ihre Oma, ne. [489 - 495]

An Martin Winklers Eröffnung sind die möglichen Irritationen seiner Eltern, die dann tatsächlich auf den Wunsch ihres Sohnes mit seinem Partner Pflegekinder aufzunehmen folgen, bereits antizipiert. Der Kinderwunsch und seine Umsetzung durch eine Pflegschaft wurde ihnen „irgendwann mitgeteilt“, das heißt eben nicht „zuvor“ oder „direkt“ oder „während“ der Planung, sondern eben irgendwann als der Entschluss der beiden schon feststand („dass wir das tun wollen“). Martin Winklers Herkunftsfamilie reagiert auf das Vorhaben der beiden – wie erwartet – skeptisch, mit einem „Fragezeichen“. Die Fragen, die von Martin Winklers Mutter vor dieses Fragezeichen gestellt werden, verweisen darauf, dass die Aufnahme der Pflegekinder in die Deutung einer Familiengründung gesetzt wird, also sowohl vom Pflegevater als auch seinen Eltern. Vor der Folie der biografischen Norm einer Familiengründung, stößt sich besonders Martin Winklers Mutter („grad meine Mutter ...“) am Bruch mit der Leiblichkeit zu den (Enkel)Kindern („sind ja nicht die eigenen“). Sie macht hier einen „emotionalen Unterschied“, der erst durch den persönlichen Kontakt mit den Pflegekindern aufgehoben wird, in welchem sie die Aufnahme der Pflegekinder durch ihren Sohn und seinen Partner Jan Haffner quasi als Aufnahme von Enkelkindern repliziert („dieser Moment man sieht die und denkt „das isses.“). Die Zweifel ob „das denn gut geht“, dass nicht-leibliche Kinder denn zu Kindern für ihren Sohn und für sie als Enkel werden, sind damit aufgehoben. An die Hoffnung auf Enkelkinder schließt sich jedoch nunmehr die Angst einer möglichen Rückführung an, von der sich Martin Winkler abzugrenzen versucht („das ist deine Angst nicht meine“). Man kann an seiner Zurückweisung solcher Ängste aber Zweifel haben, so ließe sich die Distanzierung von den Bedenken seiner Mutter ebenso als den Versuch verstehen, einer Konfrontation mit einer möglichen Rückführung und darin begründeten Ängsten aus dem Weg zu gehen.¹⁴⁹ Auch wenn seine heutige Haltung – nicht zuletzt wegen der

149 Man könnte Martin Winklers Satz in diesem Sinne zu Ende sprechen: „[...] ich diskutier jetzt nicht mehr darüber, das ist deine Angst nicht meine und ich möchte nicht damit immer ständig [konfrontiert werden]“.

Dauer der Pflege und der daraus entstandenen Bindungen – beruhigt scheint, so bleibt das Risiko einer Rückkehr für die, unter den Vorzeichen einer Familiengründung angestrebte, Dauerpflege, nichtsdestotrotz eine strukturelle Bedrohung.

Jan Haffner ergänzt die Perspektive auf die Mutter seines Partners und plausibilisiert ihre anfänglichen Bedenken vor dem Hintergrund, dass die Pflegekinder der beiden ihre ersten und wahrscheinlich wohl auch einzigen Enkelkinder sind bzw. sein werden:

Jan: Ja bei deiner Mutter wars ja auch so- also Martin hat noch nen Bruder, der aus anderen Gründen keine Kinder wahrscheinlich kriegen wird und als schwuler Mann hätts Du auch keine- also sie wär nie Oma geworden.

Interviewer: Mhm.

Martin: Achso ja.

Jan: Und das hat die glaub ich schon sehr belastet. Und dann so die Idee, dass wir jetzt Pflegekinder kriegen (.) warn dann eben nicht die Enkelkinder die sie sich eigentlich gewünscht hätte, das war schon äh (.) schwierig.

Martin: Aus einem Guss sozusagen. Leibliche.

Interviewer: Mhm.

Jan: Das ist nicht so wie es eigentlich so hätte sein müssen, ne in-in Familien. Und das war glaub ich schon schwierig für sie, dass sie jetzt eigentlich doch Oma wird (leises auflachen), aber nich so wie si- wie sie das eigentlich braucht, ne. Und äh aber sie ist jetzt so ne richtische Hundert- Hundertzehnprozent Oma. [498 - 504]

Jan Haffner deutet hier einen Kontrast zur Einbettung der Pflegekinder als weitere Enkel an, wie dies in seiner Familie geschehen ist (seine beiden Geschwister hatten bereits leibliche Kinder) und hebt die besondere biografische Situation in Martin Winklers Familie hervor, für welche die Pflegekinder die Enkel sind, somit Ansprüche an Normalitätsvorstellungen der familialen Generativität für Martins Winklers Mutter unerfüllt bleiben (Oma-Sein „wie sie das eigentlich braucht“). Zugleich schließt die Irritation der Generativitätsvorstellung an Normalitätskonflikten an, die zwischen Martin Winkler und seiner Familie (darunter auch mit dem Bruder) bereits während seines Coming-Outs und erneut aufbrechend

bei seiner Verpartnerung mit Jan Haffner zu Tage getreten sind.¹⁵⁰ Wie bei der Verpartnerung der beiden Männer jedoch, löst die besondere Familiengründung schließlich eine Annäherung zwischen Martin Winkler und seinen Eltern aus, die das Verhältnis „entspannt“ [497].

Martin: [...] Joa und mittlerweile ehm (.) ist das sehr offen, ich find meine Eltern zeigen uns auch. So die laden uns auch zu Familienfesten oder zu Feiern ein, wo Freunde und so von denen sind. Das war auch früher schon so, im Kontext mit uns. Äh aber auch mit den Kindern. Also die sind da eher sogar stolz. Also die zeigen die Kinder auch gerne als ihre Enkelkinder. Muss man schon sagen. Also meine Mutter lässt keine Gelegenheit aus ihren Freundinnen (Jan: Ja), äh die beiden zu zeigen, ne, und sie- die müssen dann auch (.) bestimmte Anforderungen erfüllen, so optisch, ne. Das ist ganz lustig, ich merk das meiner Mutter an, wenn Lucy dann kein Kleidchen an hat

Interviewer: Mh.

Martin: -also zum Beispiel, also die denkt da sehr in Klischees. Ich find-mach mir da manchmal auch nen Spaß draus (lacht) und ist sie eigentlich nicht begeistert davon. Aber ich finds dann gut, weil ich so denke so (.) kleiner Kampf zwischen Mama und Sohn (lacht). [...] [505 - 507]

Im Verhältnis Martin Winklers zu seinen Eltern, insbesondere seiner Mutter, mit der er sich allgemein bezüglich Erziehungsfragen und Streitthemen stärker auseinandersetzt, zeigt sich eine Dynamik von erneuten Irritationen und einer anschließenden Normalisierung der Beziehung zwischen Mutter und Sohn. Zwar entsprechen die Enkel als Pflegekinder zunächst nicht den Vorstellungen seiner Mutter, doch ändert sich diese Haltung schnell, sie werden im Kontakt unvermittelt als Enkel akzeptiert

150 Martin: [...]. Trotzdem haben die- also meine Eltern haben halt bis zu unserer Verpartnerung daran geknabbert. Haben wir echt gemerkt als wir gesagt haben wir lassen uns verpartnern ist meine Mutter fast umgekippt.

Jan: Mh. (beide lachen)

Martin: Da ging nochmal alles auf. Und ehm die waren aber die letzten Gäste dann ne.

Jan: Mh.

Martin: Die waren am längsten hier, die haben das glaub ich echt total genossen zu erleben: das ist gar nicht so schlimm. Also die waren echt super eigentlich, find ich an dem Tach. Also es war echt äh sehr beeindruckend. [782 - 787]

und stolz dem Umfeld der Eltern vorgezeigt. Die Kinder entspannen das Verhältnis zu der Mutter. Es ist anzunehmen, dass sie als Brücke im Sinne geteilter Verantwortung zwischen ihnen fungieren, hierbei versöhnt einerseits Martin Winklers eigene Erfahrung von Elternschaft¹⁵¹ ihn mit seiner Mutter und andererseits seine Mutter die – vor dem Hintergrund eines abweichenden Lebensentwurfs Martin Winklers – unerwartete Großelternschaft mit ihrem gleichgeschlechtlich orientierten Sohn. Der Konflikt zwischen der aus Martin Winklers Sicht „sehr in Klischees“ denkenden Mutter und ihrem abweichenden Sohn ist damit nicht aufgelöst, er kann sich aber entspannen und gewissermaßen auf Meinungsverschiedenheiten in Erziehungsfragen verlagern. Nicht grundlos führt Martin Winkler ausgerechnet den Dissens im Geschlechterthema zwischen sich und seiner Mutter an, wie sich ein Mädchen (richtig) zu verhalten und zu kleiden habe.¹⁵² Martin Winkler kann diese Meinungsverschiedenheit sichtlich genießen, weil es ein „kleiner Kampf“ ist und weil er zwischen „Mama und Sohn“ und nicht gegeneinander geführt wird, also in einem grundsätzlichen, womöglich durch die Kinder bzw. Enkelkinder neu gewonnenem Einverständnis.

Jan Haffner stellt in der Folge die Reaktionen seiner Eltern vergleichend zu Martin Winklers Eltern dar, wobei er zwei Unterscheidungsebenen anführt: Zum einen seien die „Enkelkinder“ anders in die Familie eingebettet, da seine Mutter bereits fünf Enkel von den Geschwistern Jan Haffners hat, das Thema Enkelkinder somit weniger Gewicht für die eigene Identität als Großeltern hatte und zum anderen bringt Jan Haffners Mutter andere persönliche Voraussetzungen mit, da sie – anders als zunächst Martin Winklers Mutter – keine grundsätzlichen Bedenken gegenüber

151 Martin: [...]. Also, ich glaub das ist auch das was eh Verhältnis zwischen meinen Eltern und mir entspannt, dass ich sozusagen auch (..) ehm verzeihe. Ne, so innerlich, weil ich selber mich ertappe. [...] [620]

152 An anderer Stelle, auf die Frage des Interviewers zu der Besonderheit als Männerpaar ein Mädchen zu erziehen, taucht eine ähnliche Stelle auf: Martin: Ja. Also als wir Karnevalskostüme gucken waren mit meiner Mutter, wollt meine Mutter sie ständig irgendwie (.) mit Prinzessinkostüm und ne, und Lucy hat dann immer (..) zu Wikingersachen und so gegriffen ja, oder Cowboy und so, ja und ich dachte dann ist das halt so und meine Mutter (ahmt die Stimme nach): „ihr wollt immer dass das Kind“ ne, so, das sind so die Konfliktchen, also süß, ne. Sie macht ihr eigenes Ding. Dafür trägt sie aber auch echt gerne Rosa Lila Pink. Und Kleidchen jetzt auch mittlerweile unglaublich gerne. [917]

Pflegekindern äußerte, sondern vielmehr mit der (zumindest kurzzeitigen) Inpflegegabe von Kindern bereits selbst Erfahrungen als Pflegemutter gemacht hat:

Martin: [...] und be-bei Dir haben wir es Weihnachten gesagt, ne. [2 -2010].

Jan: Jaa. Meine Mutter die hat immer Angst, dass wir Kinder uns zu viel Arbeit machen. Also generell, meine Geschwister und ich. Und die eine einzige Sorge war schafft ihr das denn zeitlich. Die hat aber schon fünf Enkelkinder. Also die, meine Geschwister haben leibliche Kinder bekommen. Für die war jetzt das Thema Enkelkind nicht so, aber die hat sich total gefreut, dass wir auch (.) das machen. Meine Mutter selber hat früher äh Pflegekinder gehabt, aber nicht in Dauerpflege, sondern so Bereitschaftspflegekinder. Ab-Aber nicht- das waren nicht so soziale Fälle, ich weiß nicht welche (.) Institutionen die vermittelt hat, das warn dann so, wo die Mutter ins Krankenhaus gekommen is

Interviewer: Mhm.

Jan: und die Kinder untergebracht wurden. [...] Also, das war mir auch gar nicht mehr so bewusst, aber die hatte da schon son bisschen Gefühl für das Thema und-

[...]

Martin: Und dein Vater hat gesagt ehm ehm (.) ehm ja ob wir jetzt fünf Enkelkinder haben oder noch n sechstes dazu ist doch schön. [507 - 513]

Der Status der Enkel als Pflegekinder stößt auf den beiden genannten Ebenen nicht auf Irritationen von Erwartungen oder eine Ablehnung von Seiten Jan Haffners Eltern, beide (Pflege)Großeltern freuen sich über die zusätzlichen Enkel, einzig Bedenken hinsichtlich eines möglichen Überfordert-Seins ihres Sohnes werden angesichts der hohen Arbeitsbelastung der Männer geäußert. Ebenfalls für Jan Haffner können Parallelen zwischen den Reaktionen seiner Eltern auf sein Coming-Out, seinen Lebensentwurf als gleichgeschlechtlich orientierter Mann, und seiner Familiengründung gezogen werden: in beiden Situationen begegnen die Eltern ihm mit Offenheit, seinen Weg selbst zu wählen und unterstützen ihn bei seinem Lebensentwurf. An der Datierung der Bekanntmachung ist aber auch bei Jan Haffners Eltern zu sehen, dass diese nicht in den Diskussionsprozess einbezogen worden sind, sondern der Entschluss ihnen – wie

Martin Winklers Eltern – mitgeteilt wurde. Damit ist die Familiengründung der Pflegeväter stärker noch als individuelle bzw. partnerschaftliche Entscheidung bedingt.¹⁵³ Nichtsdestotrotz nehmen die Unterstützung und die Anerkennung beider Herkunftsfamilien eine wichtige Rolle für sie und für das Aufwachsen ihrer beiden Pflegekinder, in Form unterschiedlicher Sozialisationserfahrungen, ein:

Martin: [...]die beiden haben auch zu-zu deinen Eltern äh (..) ein mindestens genauso gut emotionalen Draht wie zu meinen, die sie aber eigentlich permanent sehen, weil Jans Eltern wohnen 300 Kilometer entfernt oder 280 und meine Eltern wohnen näher, also fuffzich Kilometer, die sehen sie auch häufiger. Und trotzdem ist die Verbindung (..) manchmal sogar zu deinen Eltern glaub ich noch stärker, also die freuen sich da sehr drüber also die sprechen aber auch Kinder anders an, so

[...]

Martin: Machen mit denen Musik, malen mit denen und meine Eltern machen eher so ganz praktische Dinge, ne also. [519 - 523]

7.3.4 Die Herkunftsfamilie der Pflegekinder

Auf die aus der Erzählung der Pflegeväter rekonstruierten Sichtweisen und Reaktionen der Herkunftsfamilie, darunter zuvorderst von der Mutter des Geschwisterpaares, wurde im Zusammenhang mit der Anbahnung der Inpflegegabe bereits zum Teil eingegangen. Hierbei spielte die Konstellation zweier Pflegeväter („is schon gut, dass es keine andere Mama gibt“) und der persönliche Kontakt mit diesen („erst dadurch, dass sie uns kennengelernt hat, uns erlebt hat, so gemerkt hat uns kann-könnt sie die Kinder auch geben“), für die Mutter eine wichtige Rolle die Kinder „loszulassen“ und einer Inpflegegabe zuzustimmen, da aus Sicht des Jugendamtes weder davon auszugehen war, dass sich das Sozialisations-

153 Dies fällt erst durch den Kontrast zu anderen Pflegefamilien deutlich auf, die häufig ihre Eltern und Verwandten in die Absichtsfindung ein Pflegekind aufzunehmen im Vorfeld einbeziehen (Jespersen, 2011), indessen bei Normalfamilien das (Ehe)Paar häufiger diese Entscheidung unabhängig von den Eltern trifft und diese erst mit einer Schwangerschaft über ihre Großelternschaft informiert. Insofern verhalten Jan Haffner und Martin Winkler sich eher im Muster einer konventionellen Familiengründung.

umfeld bei der Mutter insoweit stabilisieren würde, dass die Geschwister aus der Bereitschaftspflege hätten zurückkehren können, noch hatte der getrennt lebende Vater der Kinder einer Aufnahme bei sich und seiner neuen Partnerin zugestimmt. Bis auf diese Nicht-Alternative für das Aufwachsen der Kinder findet der Vater zunächst keine weitere Erwähnung mehr in der Initialerzählung, erst auf die explizite Nachfrage des Interviewers¹⁵⁴ beginnen die Pflegeväter, dann aber sehr weiträumig, ihr Verhältnis und ihre Erfahrungen mit dem Vater zu diskutieren. Dabei kristallisieren sich unterschiedliche Haltungen zwischen Martin Winkler und Jan Haffner gegenüber dem Vater der Kinder heraus. Zu beiden Herkunftseltern entsteht so jeweils ein differenziertes Gefühls- und Wahrnehmungsbild der Pflegeväter. Ich will diese Eindrücke der Pflegeväter hier jedoch nicht vertiefen, da sie m.E. keine Spezifik aufweisen und es sich vielmehr um Sichtweisen und Reaktionen der Pflegeväter auf die Herkunftseltern handelt als umgekehrt. Wiedergegebene Sichtweisen des Vaters auf die Pflegeeltern sind demgegenüber selten. So kommt eine wiedergegebene Reaktion des Vaters „über die Rückseite Jugendamt“ und wird von den beiden Männern unterschiedlich rezipiert:

Martin: Ja. Der is halt sehr wortkarg (..) ehm der hat eigentlich (.) in dem Gespräch (.) glaub ich nichts gesagt, also zwei drei Sätze -also wenn überhaupt der redet sehr wenig.

Jan: Mh.

Martin: Ja.

Jan: Wir wissen auch nur über die Rückseite Jugendamt (lacht leise auf) wie er das ja wohl gesagt hat dass er sich vorstellen kann, dass zwei Männer (.) (Martin: ach stimmt) sich sogar noch besser um die Kinder kümmern würden als (Interviewer: Mhm) (Martin: als seine Frau) als (..) (an Martin gerichtet) als primär gleichgeschlechtliches Paar, so hab ich das verstanden. [329 - 332]

Während Jan Haffner die über das Jugendamt erhaltene Information positiv als Anerkennung der besonderen Pflegefamilie deutet, ähnlich der Reaktion der Mutter, setzt Martin Winkler diese in einen anderen Inter-

154 Interviewer: Wie haben Sie den leiblichen Vater kennengelernt, war das dann im Kontext mit der Mutter (Beide: Mh) oder- [326]

pretationsrahmen, nämlich den Konflikt zwischen den beiden Herkunftseltern, die häufig in Konkurrenz zueinander stünden, wie es die beiden im weiteren Gesprächsverlauf ausführen. Das Begehren des Vaters, zum Beispiel ebenso häufige und lange Besuchskontakte eingeräumt zu bekommen wie der Mutter der Kinder, wird im Folgenden unter dieser Deutung von den Pflegeeltern betrachtet, weshalb es für die Darstellung in diesem Rahmen schwierig ist aus den weiteren Erzählungen, die Sichtweise des Vaters zu rekonstruieren. Mangels einer genaueren Analyse will ich deshalb lediglich die wesentlichen Reaktionen der Herkunftseltern aus Sicht der Pflegeeltern hervorheben: beide Eltern seien mit einer Pflegschaft einverstanden, bei beiden löse die Gleichgeschlechtlichkeit der Pflegeeltern keine Probleme aus, sie werde womöglich sogar positiv betrachtet, beide sind um regelmäßige Kontakte zu ihren Kindern bemüht und wollen weiterhin eine Rolle in deren Leben spielen.

7.4 Die Ausgestaltung der Pflegeelternschaft

Unter der Perspektive, wie die Pflegeväter ihre Familie und Elternschaft ausbilden, werden verschiedene Themenkomplexe zusammengefasst, die in ihren Sinnbezügen ineinandergreifen. Neben den Selbstverortungen der Familie Winkler und Haffner, über ein Familienbild und die damit verbundenen Bedeutungszuschreibungen für die Gleichgeschlechtlichkeit und die Pflegschaft, werden zudem das Erziehungsmodell und die Arbeitsteilung der Pflegeeltern analysiert.

7.4.1 Das Familienbild: Die nicht-normale Normalfamilie

An anderer Stelle – mit Blick auf die Fremdwahrnehmung durch Nachbarn und andere Eltern aus dem Kindergarten – wurde Martin Winklers Annahme, dass sie, also sowohl die beiden Männer als gleichgeschlechtliches Paar sowie sie als Regenbogenfamilie, für andere kein „Angriffsbild“ darstellten, bereits aufgegriffen. Martin Winkler erklärt sich mit dieser Annahme, dass auch möglicherweise gegenüber Homosexualität reservierte Personengruppen dem Paar und der Familie trotzdem wohlwollend begegnen, da sie diesen keinen Anlass zur Provokation böten:

Martin: [...] wir bieten jetzt nicht son Angriffsbild, glaub ich.

Jan: Ja, glaub ich- ja.

Martin: Wir versuchen einfach wie normale Menschen uns zu verhalten ne, is glaub ich wichtiger und nicht irgendwie die Regenbogenfahne sozusagen ans Haus zu hängen, also ich glaub dieses nicht-provokante was wir haben ne.

Jan: Mh.

Martin: Ehm aber trotzdem direkte, so

Jan: Ja, ja.

Martin: im Gespräch sich dem auch nicht zu verweigern und [...] dann auch den Mut zu haben in so Situationen zu sagen: Stop. [754 - 760]

Martin Winkler und Jan Haffner orientieren sich in ihrer Selbstwahrnehmung am Ideal der Kleinfamilie. Ihr Projekt Pflegefamilie drückt sich in diesem Sinne als privater Wunsch mit Kindern zusammenzuleben aus, mit eben jener Deutung von Privatheit, die charakteristisch für das Bild der Normalfamilie ist. Weder sich selbst als gleichgeschlechtlich orientierte Menschen, noch ihre Familie als eine Art Regenbogenfamilie greifen sie als politisches Statement auf. Zu seiner Orientierung und Familienform zu stehen, heißt für sie nicht Farbe zu zeigen („nicht irgendwie die Regenbogenfahne sozusagen ans Haus zu hängen“), sondern eben sich – der gesellschaftlichen Norm zum Trotz – „einfach wie normale Menschen“ zu verhalten. Die Gleichgeschlechtlichkeit des Paares oder der Status der Kinder als Pflegekinder, wird damit aus ihrer Sicht nicht tabuisiert, da sie „den Mut haben in so Situationen zu sagen: Stop“ – sich also Gesprächen und der Thematisierung ihrer besonderen Familie nicht verweigern. Zugleich wünschen sie, dass diese Besonderheit nicht immer ein „riesen Gesprächsthema“ wird und empfinden es „anstrengend“ als „bunter Hund“ von anderen wahrgenommen zu werden [204 - 206]. Diese Ambiguität in ihrem Familienbild, auf der einen Seite eine Familie zu sein wie alle anderen auch, mit denselben alltäglichen Sorgen und Freuden, und auf der anderen Seite mit der gleichgeschlechtlichen Konstellation der Eltern und der Aufnahme von Pflegekindern wiederum aus dem Rahmen der Normalfamilie zu fallen, bringt Jan Haffner auf die Frage des Interviewers [552], ob der Umstand, dass es sich um Pflegekinder handele für die

Wahrnehmung als Familie eine Rolle spiele, in folgender Passage explizit zum Ausdruck:

Jan: Das ist halt ehm auf der einen Seite würden wir gern normale Eltern sein, aber dadurch dass wir zwei Männer sind und zwei Pflegekinder haben, wir sind einfach nicht normal, das ist nicht das was alle anderen so habn.

Martin: Das ist die Norm nicht. Genau.

Jan: Das ist nicht die Norm. Von daher fällt man natürlich immer wieder raus, wobei ich- als jetzt in meinem Job mi-mit-mit Müttern dann rede. Und wir reden dann über „wie machst du das denn wenn die so und so is“, ne.

Interviewer: Mh.

Jan: Und dann hab ich das Gefühl das ist jetzt genau son Gespräch wie wie jeder mit jedem dann führt wer Kinder hat (Martin: Mh). [...] [590 - 594]

Für den Alltag der Familie versuchen Jan Haffner und Martin Winkler Selbstverständlichkeit zu erzeugen und bemühen sich um Vergleichsmomente zum Alltag anderer Familien, so bemerkt Martin Winkler bereits in der Initialerzählung mit Blick auf das stressige und allmorgendliche Prozedere des Sich-für-den-Kindergarten-fertig-Machens, dass sie dem Klischee von Familien entsprächen:

Martin: [...]. Glaub wir sind so ne Familie wie ne Familie ist, so.

Jan: Ja.

[...]

Martin: Ich glaub wir machen- erfüllen da alle Klischees (leises Auflachen), die alle Familien haben. [225 - 229]

Dieses Klischee-Erfüllen und Familie-Sein, so wie es andere Familien auch sind, erfährt von beiden Pflegevätern also eine positive Deutung, denn genau das wollen sie gerne sein: „normale Eltern“. Diesem Wunsch könnten unter anderen Vorzeichen weitere Normalitätsstrategien folgen, welche die Herkunft der Kinder und die nicht vorhandene Abstammungslinie der Pflegeeltern zu ihnen zu verschleiern suchen, um das Bild der normalen Familie nach außen ungebrochen erhalten zu können. Vor den Umständen ihrer besonderen Elternschaft, der Gleichgeschlechtlichkeit

einerseits und der nicht-biologischen Herkunft der Kinder andererseits, anerkennt Jan Haffner demgegenüber, dass sie keine normale Familie sind („wir sind einfach nicht normal, das ist nicht das was alle anderen so habn.“) und dass sie dieses Bild nach außen nicht aufrechterhalten können („Das ist nicht die Norm. Von daher fällt man natürlich immer wieder raus“). Man kann sich hier der Lesart von Funcke anschließen: die besondere Konstellation imprägniert die Pflegeväter geradezu vor dem Ausschluss der Herkunft ihrer Pflegekinder (2010, 362). „Natürlich“ fallen sie aus dem Bild der Normalfamilie raus. Ich will in Anlehnung an die ambigüere Haltung der Pflegeväter zur Normalität von Familie, diese Sichtweise als das Familienbild einer nicht-normalen Normalfamilie bezeichnen, eine Bewältigungsstrategie für Familiarität, die eine äußerliche Sonderstellung anerkennt, sich im inneren jedoch wie eine typische Kleinfamilie verstehen will.

Mit der Akzeptanz dieser Umstände ergeben sich für die Pflegeväter Konsequenzen für das Aufwachsen ihrer Pflegekinder. Sie wägen die Chancen und Risiken ihrer besonderen Familienkonstellation als Sozialisationsfeld ab und sorgen intendiert für sowohl Lernmodelle von Normalität, wie den Eltern von Martin Winkler, zu denen die Pflegekinder häufigen Kontakt haben, als auch für Beispiele von einem ähnlichen Aufwachsen anderer Kinder, die ebenfalls bei zwei Vätern groß werden:

Martin: Omakontakt mit Opa wo auch (..) Oma und Opa zusammenleben und nicht getrennt sind und irgendwie son normales (Jan: Mh) Familienbild scheinbar ist- is natürlich auch nicht alles „normal“, ne, aber so für die Kinder wirkt das alles so. [...] [422]

Martin: [...] wir haben ja den Kontakt mit dem anderen Schwulenpaar mit zwei Kindern und das merken wir das ist gut, ne weil wir es einfach schön finden dass die auch sehen es gibt andere Pflegekinder, also die auch- (Interviewer: Mh) und vor allen Dingen gibts auch andere Kinder, die mit zwei Papas leben, weil das ist uns schon wichtig, die da stark zu machen, ne also zu zeigen das ist nichts schlimmes, ja und trotzdem kanns aber eben sein dass andere Leute das komisch finden und (.) das find ich ist die Aufgabe dass wir sie da stark machen, dass sie dann sagen (.) können und sich trauen: das ist so. [318]

Während den Großelternkontakten die Ressource Normalität zugesprochen wird, zumindest auf Ebene einer vollständigen verschiedengeschlechtlichen Besetzung der Elternrollen, sehen die Pflegeväter in der Erfahrung, andere Kinder zu erleben, die bei zwei Vätern aufwachsen, die Chance, dass ihre Pflegekinder sich nicht als Sonderfall betrachten und sie so „stark zu machen“ gegenüber möglichen Anfeindungen. Diese Kontakte treten neben jene, mehrheitlich verschiedengeschlechtlichen, Eltern im Freundes- und Bekanntenkreis und sorgen für eine gesellschaftliche Einbettung der Familie, die zwar sensibel für die Sozialisationserfahrungen der Pflegekinder, aber nicht eigens in ein alternatives Milieu von Regenbogenfamilien integriert ist. Das Ideal der Kleinfamilie schließt sich für die Pflegeväter mit ihrer besonderen Familie somit nicht aus, vielmehr entwickeln sie für ihre Kinder ein differenziertes Bild familialer Wirklichkeiten, deren Zentrum gelebte Familiarität, deren Ausgestaltungsformen jedoch unterschiedliche Besetzungskonstellationen umfassen:

Jan: Das war so von (..) Vorherein, dass wir auch so immer (..) das Gefühl hatten, die Kinder können bei uns groß werden, in ner nicht normalen Beziehung, bei zwei Männern, aber es ist eh nicht normal, die sind nicht bei Mama und Papa, ne, und ob sie dann zu anderen Mamas und Papas kommen jetzt sind sie halt Pflegekinder und so, und das versuch ich immer wieder so auch den (..) nicht so klar zu machen aber immer so zu sagen: das ist ein Weg, der Lukas¹⁵⁵ wird so groß, die werden so groß, jeder wird irgendwie groß, und ihr werdet jetzt halt so groß. [906]

Der Umstand, dass eine Pflegschaft ohnehin nicht normal ist, verschafft der gleichgeschlechtlichen Elternschaft weniger Rechtfertigungszwänge („es ist eh nicht normal“). Zugleich kann die Pflegschaft mit der Anerkennung der Nicht-Normalität, und gerade dem „natürlichen“ Ausbleiben von Versuchen, diese mit harten Normalitätsstrategien zu verschleiern, sich für äußere Sozialisationsressourcen öffnen – nicht zuletzt auch für die Herkunftsfamilie, worauf ich nachfolgend noch genauer eingehen werde. Für die wechselseitige Deutung von Gleichgeschlechtlichkeit

155 Der beste Freund des Pflegesohnes Nick aus dem Kindergarten, dessen Mutter allein-erziehend ist und der seinen Vater praktisch nicht kennengelernt habe.

und Pflegerschaft kann also angenommen werden, dass ihre gegenseitige Nicht-Normalität das Deutungssystem in beide Richtungen stabilisiert. Die Gleichgeschlechtlichkeit stellt keinen harten Bruch zur ohnehin unvorhergesehenen Pflegesituation dar und die Pflegerschaft kann vor der impliziten Thematisierung der Herkunft der Kinder durch die Geschlechts-homogenität der Pflegeeltern nicht geleugnet werden. Geschlechterbilder und -körper spielen in diesem Deutungszusammenhang für die beiden Pflegeväter auf mehreren Ebenen eine zentrale Rolle.

7.4.2 Zwei Männer als Eltern: Über das „Ausfüllen der weiblichen Seite“

Die impulsgebende Frage für die anschließende Diskussion der Pflegeväter, über fehlende oder „kompensierende“ Erfahrungen von Weiblichkeit, wird vom Interviewer auf die Geschlechterfrage bereits fokussiert. Der Interviewer fragt besonders nach der Bedeutung der Erziehungsverantwortung für ein Mädchen zu haben, vor dem Hintergrund, dass die Pflegeväter Martin Winkler und Jan Haffner das erste interviewte gleichgeschlechtliche Paar sind, das sich in solch einer Geschlechterkonstellation befindet – die bis dato interviewten Paare lebten alle mit ihrem Geschlecht zugehörigen Pflegekind(ern) zusammen, ein Umstand hinter dem eine Praxisvorgabe und/oder, vielleicht zum Teil aus der womöglich antizipierten Frage der Geschlechtssozialisation, Wunschkriterien der Pflegeeltern stehen können. Jan Haffner eröffnet in seiner Antwort auf die Fragestellung des Interviewers den Dissens zwischen seinen Bedenken und der eher von Kompensationsmöglichkeiten überzeugten Position seines Partners Martin Winkler. In dieser Positionierung und der wechselseitigen Übernahme der jeweiligen Argumente des Partners während der darauffolgenden Diskussion wird deutlich, dass das Thema der Geschlechtersozialisation von den Partnern stark reflektiert wird und zwischen ihnen eine eingespielte aber auch fortbestehende Frage bleibt:

Interviewer: [...]. Aber ehm, hat das für Sie ne Rolle gespielt, also dass es nochmal ne Herausforderung ist: okay da kommt n Mädchen ich bin jetzt- hier ist jetzt keine Frau im Haushalt, wir haben jetzt keine Sozialisationserfahrungen, wie Mädchen aufwachsen soll ehm da müssen wir uns noch Frauen zur Verstärkung dazu holen oder

Jan: Also mein-mein (Martin: irgendwie ..) - für dich nicht so, aber für

mich ist das schon schon bisschen nach wie vor auch so ne Frage: kriegt Lucy genug Frau ab. Auch so konkret- wir gehen ja zum Beispiel im Schwimmbad auch oft in die Männerdusche, weil sie nicht alleine duscht ja.

Interviewer: Mhm.

Jan: Kriegt sie da- sieht sie auch genug nackte Frauen ihren Körper so mal zum Beispiel zu- oder kann sie genug mit Frauen kuscheln. Aber das Problem hat ja Nick auch als Junge, ja ich hab ja meine Mutter auch im Bad gesehen, er sieht ja auch keine nackte Frau, also nicht nur Lucy hat die Frau nicht da ne, der Nick hat die Frau auch nicht deswegen find ichs auch quatsch, dass Nick dann zu-

Martin (unterbricht): Gut aber bei Mädchen ist die Identität natürlich ne andere Frage.

Jan: Die Identitätsfrage halt. Ja aber auf der anderen Seite ist es eben so dass in unserem Freundeskreis auch sehr viele Frauen sind und- und ehm, man sagt ja eben- auch eben die Kindergärtnerinnen sind Frauen.

Martin: Grundschule sind fast nur Lehrerinnen und so.

Jan: Grundschule sind dann die ganzen Lehrerinnen. Es ist jetzt vielleicht nicht so die Frau hier, da, aber da die Mama ja noch da ist als auch- nicht Bezugsperson aber als-als ehm (..) [875 - 882]

Sowohl die Frage des Interviewers und ebenso die darauf antwortenden Beiträge der Pflegeväter spielen sich vor einem heteronormativen Geschlechterbild ab, in welchem zwei Geschlechter, Mann und Frau, einander komplementär gegenübergestellt werden. Erst die Konstruktion der Differenz thematisiert die Frage der Geschlechterbesetzung auf der Elternebene, da in diesem Bild zwei verschiedengeschlechtliche Elternteile vorgesehen sind, eine „Doppelbesetzung“ einer Position (des Vaters) entsprechend zur Vorstellung einer unbesetzten weiblichen Position führt. Die in diesem Bild entstehende „Lücke“ weist jedoch unterschiedliche Dimensionen von Geschlechtlichkeit auf. Während der Interviewer die Frage aufwirft, wie Männer, die seiner Vorstellung nach aus ihrer eigenen Biografie über keine passenden Wissensbestände verfügten, ein Mädchen aufziehen können, und deshalb wohl mit entsprechenden Sozialisierungserfahrungen ausgestattetes Personal zur Erziehung von Töch-

tern hinzuziehen müssten, beziehen Jan Haffner und Martin Winkler in ihrer Antwort zunächst andere Aspekte der Geschlechtskonstruktion ein. Jan Haffners Bedenken für seine Pfliegerochter Lucy richten sich auf die konkrete Erfahrbarkeit des weiblichen Körpers. „Konkret“ bedeutet für ihn, dass Kinder beide Geschlechtskörper nackt gesehen haben sollten, ob im häuslichen Umfeld oder wie in seinem Beispiel der Umkleidesituation in einem Schwimmbad. Der nackte Frauenkörper wird somit zur fehlenden Lernerfahrung, nicht nur für die Pfliegerochter, sondern in diesem Sinne gleichfalls für den Pflegesohn. Jan Haffner möchte an dieser Ausweitung der Fragestellung auf beide Geschwisterkinder, die Engführung in der Debatte kritisieren („deswegen find ichs auch quatsch, dass Nick dann zu-“), er wird von seinem Partner allerdings unterbrochen, der die Sozialisierungserfahrung von Weiblichkeit mit dem Blick auf die Frage der (Geschlechts)Identität für die Pfliegerochter betont. Jan Haffner greift diesen Aspekt von Geschlechtlichkeit, der Frage von Geschlechtsrollenvorbildern für die Herausbildung einer Identität, auf und benennt die diesbezüglich leicht zu machenden Sozialisierungserfahrungen, da Frauen sowohl im Freundeskreis, in pädagogischen Institutionen und nicht zuletzt durch die Herkunftsmutter im Umfeld der Kinder präsent seien. In diesem Sinne könnte man Jan Haffners unvollendeten Satz („aber da die Mama ja noch da ist als auch- nicht Bezugsperson aber als-als eh“) mit [als Geschlechtsrollenvorbild] abschließen. Die Herkunftsfamilie bzw. genauer gesagt: die „weibliche Seite“ der Herkunftsfamilie, wird so zu einer ergänzenden Ressource. Damit kommt das Arrangement der Pflegevaterschaft nicht nur der Herkunftsmutter entgegen, die konkurrenzlos und „exklusiv die Mama bleibt“,¹⁵⁶ sondern es wiegt womöglich sogar mehr, dass die Pflegeeltern vor dem Hintergrund der Geschlechterbesetzung keine Konkurrenz aufbauen. So stellen Jan Haffner und Martin Winkler bereits in der Initialerzählung heraus, dass sie kein Konkurrenzgefühl mit der Mutter haben und das Vorhandensein der „weiblichen Seite“ begrüßen:

Jan: [...] Und ich hab auch gar kein Konkurrenzgefühl zu der Mama, und auch-da gibts noch ne Oma, die auch sehr wichtig ist.

156 Martin: [...]und sie hat auch irgendwann einmal gesagt "is schon gut, dass es keine andere Mama gibt", so dass sie exklusiv die Mama bleibt, das hätt's ihr auch leichter gemacht [108]

Interviewer: Mhm.

Martin (fast flüsternd): die ist total super.

Jan: Ich find es total okay, dass da so ehm so (.) eh die weibliche Seite sag ich jetzt mal, da noch da ist, so [...] [135 - 138]

Während die weibliche Seite unter dem Blick von Sozialisationsressourcen besondere Wertschätzung erfahren kann, birgt eine solche Sinnkonstruktion offenkundig Risiken für die männliche Seite der Herkunftsfamilie. Allerdings rührt die stärkere Sympathie und das Mitgefühl für die Herkunftsmutter („Martin: [...] Also ich empfinde sehr viel- sehr viel Gefühl auch für die Mutter [...]“ [287]) wohl nicht nur von geschlechtsspezifischen Dimensionen her, sondern begründet sich ebenso an anderen Umständen, wie dem Alter, so ist die Mutter sehr jung indessen der Vater im ungefähr selben Alter ist wie die Pflegeväter, und vor allem der Tatsache, dass der Vater es abgelehnt hat die Kinder aufzunehmen, dagegen die Mutter dieses aus einer Krankheit heraus nicht mehr zu leisten vermocht hat.

Martin Winkler setzt die oben angefangene Diskussion der beiden Pflegeeltern, zur Bedeutung der Geschlechterbesetzung für die Pflegekinder, fort und greift dabei auf ein flexibleres Bild von Weiblichkeit zurück:

Martin: Ach manchmal denk ich ja die Frage ist doch was muss emotional gefüllt werden, das war das was sozusagen (Jan: Ja) an diesem SPZ so entscheidend war (Interviewer: Mhm), also ich musste mich darauf einlassen zu sagen: ich übernehme eine bestimmte- ich bin jetzt einfach Mama, das ist gut. [...] [883]

Martin Winkler trennt in seiner Antwort, auf die Interviewerfrage und die von seinem Partner zuvor über die Körperlichkeit von Geschlechtern aufgeworfenen Aspekte, zunächst das, was an „Weiblichkeit“ zu füllen ist vom Geschlechtskörper der Frau. Es gehe vielmehr darum, das Emotionale einer Mutter bei den Kindern zu füllen, was im Sinne des komplementär gedachten Geschlechtermodells gegenüber dem strukturgebenden Vater die affektiv-versorgende Rolle der Mutter ist, die für Kinder in ihrer Bindung an die Eltern in der Regel zur Hauptbezugsperson wird. Martin Winkler nimmt hier Bezug auf eine für ihn als wichtig im

Eltern-Sein erlebte Erfahrung, die er innerhalb der Initialerzählung dem Interviewer schildert:

Martin: [...]Und das ist ja auch so ne Offenheit [im SPZ, Anm. d. A.] muss man einfach sagen, die uns zum Beispiel auch geholfen so ne Mutterrolle auch zu füllen, also reinzugehen und zu sagen: da braucht ein Kind auch noch was anderes, ja, und das ist auch okay da einfach sozusagen spielerisch „Mama“ sein zu können, wo ich mich als schwuler Mann zum Beispiel immer gegen gewehrt hab, früher ja, als es kein Kind gab zu sagen diese klassischen Muster Mann - Frau wer ist das denn in so ner schwulen Beziehung, ist ja so die Klassikerfrage, die ich zumindest erlebe.

Interviewer: Mhm.

Martin: Und das find ich total cool, dass in diesem Prozess Kind ich plötzlich mich dafür öffnen kann zu sagen: dann bin ich jetzt fürn Moment einfach deine Mama wenn du das brauchst.

Interviewer: Mhm.

Martin: Also, natürlich übertragen. [...] [76 - 80]

Martin Winkler beschreibt die Hilfe durch ein Sozialpädiatrisches Zentrum, bei einer schwierigen Phase mit der Pflgetochter, die sich in einer Regression befunden habe und verstärkt emotionale Nähe von ihrem Pflegevater gesucht hat. Auf der Elternebene will er somit selbst das Füllen können, was im Bild des heteronormativen Geschlechtermodells von Müttern für Kinder ausgeht: den emotionalen Halt. Das „Mama-Sein“ bedeutet für die Beziehung zur Pflgetochter im Konkreten ein Mehr an Körperlichkeit, so zum Beispiel langes Kuscheln vor dem Einschlafen. Martin Winkler kann diese „weibliche Seite“ der Elternrolle Mutter in sein eigenes Geschlechtsbild als Mann integrieren, was er für sich als persönliche Bereicherung im Eltern-Sein beschreibt. Zugleich macht er deutlich, dass er zwar die Funktion für das Kind übernimmt („bin ich jetzt fürn Moment einfach deine Mama wenn du das brauchst“) jedoch nicht in die Rolle einer Frau im Sinne des „klassischen Musters Mann – Frau“ im Kontext der Partnerschaft gebracht werden möchte („wo ich mich als schwuler Mann zum Beispiel immer gegen gewehrt hab“). Mit dem eigenen Ausfüllen, der für ihn essentiellen Bedeutung von Mutterschaft auf der

Ebene der Emotionalität, nimmt Martin Winkler dem scheinbaren Fehlen einer Frau auf der Elternebene die Spitze. Zwar macht er im Folgenden Zugeständnisse, dass es „schön“ sei „wenn die auch n weiblichen Körper spüren“, aber er sieht diese Dinge ausreichend „gefüllt“ von Frauen im Umfeld der Kinder, zu denen er auch seine eigene Mutter zählt:

Martin: Und meine Mutter füllt glaub ich viel so diese Mädchennummern ne. [889]

Martin Winklers Eltern eröffnen aus der Sichtweise damit gleich zwei Normalitätsressourcen: das Bild einer Normalfamilie (Mann und Frau leben zusammen) und das weibliche Geschlechtsrollenvorbild mit samt geschlechtsrollenstereotyper Aktivitäten (Nagellack machen [887]) durch die Pflegeoma. Zugleich kann eine Auseinandersetzung mit der Mutter bzw. Pflegeoma über diese Geschlechtsbilder stattfinden, in der die Pflegeväter ihrer Pflegetochter stärker Freiräume in ihrem Auftreten als Mädchen zugestehen („Sie macht ihr eigenes Ding“ [917]). Man kann Martin Winklers Position zu der Geschlechtssozialisation der Pflegekinder damit auf zwei Ebenen anordnen:

- > Die Emotionalität einer Mutter, die affektiv-versorgende Rolle im Bild des heteronormativen Geschlechtermodells, kann von ihm ausgefüllt werden. Dieser Aspekt sei unabhängig vom Geschlechtskörper, auch ein Vater könne für seine Kinder emotional eine „Mama“ sein – „natürlich übertragen“, also ohne dass diese Funktionsübernahme weitere Weiblichkeitszuschreibungen für ihn nach sich zöge. Die Heteronormativität der Geschlechter wird vordergründig damit anerkannt, Vater-Sein und Mutter-Sein differieren in Martin Winklers Darstellung, doch kann sie insofern aufgeweicht werden als dass Martin Winkler in seine Elternschaft Elemente des „Mutter-Seins“ integrieren kann und somit die vorher skizzierte Geschlechterdifferenz transzendiert und vom Geschlechtskörper löst.
- > Für geschlechtsrollenkonforme Aktivitäten und Bekleidungen, Erfahrungen auf die Martin Winkler aus seiner Sozialisation nur eingeschränkt zurückgreifen kann, können andere Frauen im Umfeld der Kinder zur (korrigierenden) Hilfe genommen werden. Hilfen, die von den Pflegevätern gerne angenommen werden, wie an einer Erzählung von Martin Winkler über einen gescheiterten Versuch seiner Pflege-

tochter Zöpfe zu flechten deutlich wird.¹⁵⁷ Zugleich versucht er seine Pflegetochter gegen eine Vereinnahmung durch stereotype Bilder zu schützen und relativiert deren Bedeutung für ihr eher „jungenhaftes“ Auftreten [915] (Toben, Klettern). Die Ausbildung ihrer Identität als Mädchen soll sich nach ihren Wünschen richten, zu denen Wikingerkostüme an Karneval ebenso gehören können wie Kleidchen und ein rosa Kinderzimmer.

Martin Winklers Partner, Jan Haffner, nähert sich dieser Position zwar an, kann sich bezüglich des Fehlens von Frauen für beide Pflegekinder „entspannen“, er betont allerdings weiterhin die Nicht-Normalität und rückt deshalb das Fehlen einer Frau in den Kontext gesellschaftlicher Vielfalt und unterschiedlichen Aufwachsens:

Jan: Da- Ich entspanne mich da zusehens-

Martin: Joa

Jan: -da hat ich am Anfang son bisschen Sorge dass

Interviewer: Mhm.

Jan: Aber eben nicht nur für Lucy sondern auch für für Nick ne dass (..) was Frau sein so heißt. Aber der beste Freund von Nick da ist die Mutter alleinerziehend der hat seinen Vater im Leben noch nicht gesehen weil die wohl sehr früh getrennt waren. Da fehlt der Papa, und ich merke dass wenn ich im Kindergarten mit der fängt mit mir sofort an irgendwie so (..) eh die Kämpfspielchen zu spielen, zu gucken wer hat Kraft, dem fehlt das ganze Männliche der sieht immer nur Frau, ne.

Interviewer: Mhm.

Jan: Und, wo ich denke es gibt so viele Konstellationen, wahrscheinlich fehlt vielleicht was aber es ist dann jetzt eben so, ne. [895 - 901]

Die Vergleichsebene zu Ein-Eltern-Familien, die ggf. vor einem ähnlichen – aus Perspektive der Heteronormativität – Strukturproblem stehen,

157 Martin: Ja und wenn es so weibliche Aspekte ehm- als-als ich versucht hab der Lucy das erste Mal Zöpfe zu machen, das ging halt irgendwie alles schief.

Interviewer: Mhm (lacht leise auf).

Martin: Bei uns- als wir morgens in den Kindergarten gekommen sind, im-im äh Umkleideraum ähso in diesem (..) Garderobenbereich ne, hat dann (lacht) so zwei Mütter gesagt: das ist süß, sollen wir ma n Wochenende üben?

Jan (lacht, dann lachen beide)

Martin: Das find ich total nett, irgendwie. [909 - 913]

dass für die Kinder beim alltäglichen Erleben der Eltern bzw. des Elters eine Geschlechterposition unbesetzt ist, wird von Jan Haffner im Interview wiederholt angeführt – so zum Beispiel mit Blick auf die beiderseitige vollzeitliche Berufstätigkeit der Pflegeväter. Gleichgeschlechtliche Elternschaft reiht sich in dieser Sichtweise zu anderen, von der Normalfamilie abweichenden Familienformen ein, die zwar nicht die Norm so doch aber für viele Kinder nicht seltene Konstellationen des Aufwachsens bedeuten. „Es ist eben so“: nicht alle Kinder wachsen in Normalfamilien auf. Mit diesem Punkt verbindet Jan Haffner den zuvor zitierten Legitimationszusammenhang zur Pflegschaft („es ist eh nicht normal“). Jan Haffner löst das heteronormative Strukturproblem gleichgeschlechtlicher Elternschaft also nicht damit auf, dass er wie sein Partner die fehlende Position primär durch andere Frauen und die Integration von Mutter-Sein in das Eltern-Sein der Väter integriert sieht, sondern er anerkennt die Nicht-Normalität und nimmt sie als eine besondere Konstellation ihrer Familie an, die durch den ohnehin stattfindenden Normalitätsbruch einer Pflegschaft an Schärfe verliert.

7.4.3 Die Pflegevaterschaft: ein offenes Familiensystem

Martin Winkler und Jan Haffner entwickeln bereits innerhalb der Initialerzählung, auf den ersten Frageimpuls des Interviewers hin, ein konturenreiches Wunschbild ihres angestrebten Familiensystems. Die Pflegschaft erscheint im Abwägungsprozess der Familiengründungsphase gerade wegen ihrer strukturellen Widersprüche und der besonderen Verbindung zur Herkunftsfamilie der Kinder, gegenüber den Alternativen einer Adoption oder einer Queer-Familie, als passendes Gegenstück zu den Strukturwidersprüchen einer Elternschaft zweier Männer. Die Passung bringt Jan Haffner zu Beginn im Bild eines offenen Familiensystems zum Ausdruck:

Jan: [...]. Es war auch klar dass wir jetzt nicht son abgeschlossenes System Familie-Kind sein wollen, also uns war klar, dass ein Pflegekindsystem auch bedeutet dass es noch leibliche Eltern gibt. [16]

Im Kontrast zur bezüglich der Herkunft „Türen schließenden“ Adoption, wollen Jan Haffner und Martin Winkler kein abgeschlossenes System bilden. Die Wahl fiel deshalb nicht trotz des fortbestehenden Vor-

handenseins der leiblichen Eltern auf eine Pflugschaft, sondern diese Strukturbesonderheit war von Anfang an „klar“ und geradezu gewollt. Die Wertschätzung der Herkunft ist wiederum vor dem Hintergrund einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft eingebettet. Wie an den zuvor benannten Textpassagen zum „Ausfüllen“ der Mutterposition und zur Erfahrbarkeit weiblicher Geschlechtsrollenvorbilder deutlich wurde, wird von den Pflegevätern besonders in der Mutter-Kind-Dyade ein unauflöslicher Baustein von Familie gesehen, den es im Sinne des Aufwachsens der Kinder zu erhalten gilt. Zugleich wollen die beiden Männer ein kleinfamiliales Elternpaar bilden, wie sie an der Ablehnung einer möglichen geteilten Elternschaft mit einem Frauenpaar (Queer-Familie) zu erkennen geben: sie wollen die primären Elternpersonen in einem gemeinsamen Haushalt für Kinder sein. Der Baustein Mutter ist damit folgerichtig außerhalb der Lebensgemeinschaft der Familie positioniert. Das Konstrukt einer Pflugschaft ist somit nicht eine zweitbeste Lösung, des sich vor dem heteronormativen Geschlechtermodells und der Unmöglichkeit gemeinsamer Zeugung stellenden Strukturproblems doppelter Vaterschaft, sondern kristallisiert sich für die beiden Männer als favorisierte Variante deutlich heraus („dann blieb eigentlich nur so-so die Frage Pflegekind dann übrig“ [18]). Die oben zitierte Passage ist insofern als doppeltes Zugeständnis zu lesen: zum einen an die Besonderheit einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft zweier Männer und zum anderen an die Besonderheit einer Pflegesituation. In der Passung der beiden Strukturbesonderheiten liegt die wechselseitige Chance die Nicht-Normalität des jeweils anderen Systems zu stabilisieren, obgleich der alltägliche Rahmen – wie beschrieben – durch das bürgerliche Bild der Normalfamilie bestimmt ist. Die gegenseitige Bezogenheit der beiden Sinnzusammenhänge, gleichgeschlechtliche Elternschaft und Pflugschaft, findet besonderen Niederschlag auf der Ebene der Geschlechterbilder. So stehen dem Grundbaustein der Mutter-Kind-Beziehung als passende Ergänzung die „offenen“ Beziehungen zu den Pflegevätern gegenüber. Dieses Bild ihrer Vaterschaft kontrastiert Martin Winkler gegenüber dem Bild „vereinnahmender Mütter“, was er an einer Erfahrung während eines Vorbereitungskurses auf die Pflugschaft zu illustrieren versucht:

Martin: [...]. Und ich glaube, als ich-ich ich eh also ich bin jetzt nicht eigentlich jemand der gerne Schubladen aufmacht, aber das fand ich

sehr bezeichnend ehm vieles von diesem Weiblichen, ja, wo-wo wir oft das Gefühl haben jetzt kommen Frauen, die meinen sie müssten was füllen bei uns, ja

Interviewer: Mhm.

Martin: oder müssten dem Kind was füllen, ehm (...) das wir das so, also in Konkurrenz zum Beispiel auch zur Mutter nicht haben, das find ich echt toll. Es gab in diesem Vorbereitungskurs ein Rollenspiel, das wir hatten

Interviewer: Mhm.

Martin: da wurd so ne Aufstellung gemacht: leibliche Eltern, Pflegeeltern, Kind.

Interviewer: Mhm.

Martin: und wie das natürlich immer so bei Aufstellungen ist, ne, die Dynamik passiert ja sofort, ob man sozusagen sein Kopf das zulassen will oder nicht, das passiert einfach. Und das war ganz spannend, weil ich war Pflegevater und hatte eine total intelligente Frau als Pflegemutter neben mir, die Professorin ist irgendwoher, also die eigentlich sozusagen die reflektiert anders da ran gehen kann, aber emotional sofort da drin war, dass das Kind- wollts an sich reißen und volle Liebe dieses Kindes haben, und das Kind konnte aber eigentlich nicht von den Eltern weg. Und das Spannende, was ich fand war, dass ich das gar nicht so empfunden hab, ja, ich stand da als Pflegevater und hatte die ganze Zeit das Gefühl: Ich fänd das jetzt schön, natürlich, also ich würde mich total freuen auch (.) Liebe zu entwickeln, aber- und das Kind soll bitte auch mich lieben können, aber ich habs offen gelassen, ne (Jan: mh), dem Kind zu sagen: wann kommst du zu mir, und das find ich haben wir mit beiden auch so gemacht (Jan: ja), also wir sind da reingegangen, genauso wie in diesem Elternvorgespräch, ja, sind wir eigentlich genau so bei den Kindern reingegangen und haben ihnen alles offen gelassen, so

Interviewer: Mhm.

Martin: zu sagen: ihr müsst das nicht, ihr habt die- also die Wahl. Und das glaube ich zieht sich auch durch, ne (Jan: mh), das zieht sich jetzt auch durch (Jan: ja). [...] das find ich gut, dass wir in vielen Situationen auch wenn sie wütend werden und auch sagen, ne, „Ich hasse dich“ und „ich find das blöd bei dir“ und „ich will eigentlich bei der Mama sein“,

dass wir in so nem Moment überhaupt nicht dieses Konkurrenzding aufmachen (Jan: mh), sondern einfach sagen: „ist alles gut, du darfst jetzt sauer sein, darfst jetzt böse sein, darfst das denken, aber trotzdem hab ich dich lieb und ich bin da“. Und das entspannt sie immer wieder, ne, und ich glaub-

Jan: -Ja, aber wir empfinden das auch so-

Martin (gleichzeitig): Und ich glaub das ist ein Unterschied zu Müttern.

Jan: - also wir sagen das nicht nur, es ist wirklich so, dass wir denken-
[...]

Martin: also für viele Mütter, die wir kennen ist das überhaupt nicht ertragbar, wenn ein Kind sozusagen das sagt. Ich find das ja auch nicht schön, aber ich weiß eben, da passiert ja was anderes, ja, das das stimmt ja auch nicht. [...]. Das ist n großer großer Unterschied wie ich finde (Jan: mh). Dafür fehlt dann vielleicht mal hier natürlich (.) das (leise auflachend:) warme Brustkuscheln mit dem Geruch, das ist so. Holen sich das aber auch anders. [...] [207 - 221]

Das Nicht-Ausfüllen der Mutterposition, mit Blick auf die Sozialisations-erfahrungen zuvor als Lücke beschrieben, die zuvorderst von anderen Frauen ausgefüllt werden muss, erscheint im Kontext der Pflegeerschaft nun als Ressource offener Beziehungsangebote für die Pflegekinder. Wie ein Puzzleteil erhält diese Lücke die Funktion, eine Passung zu einem anderen Teil, der Herkunftsfamilie, zu gewährleisten. Insbesondere die Mutterrolle kann so weiterhin konkurrenzlos gefüllt werden, eben weil es auf Seite der Pflegeeltern keine – im Bild Martin Winklers – vereinnahmende Mutterposition gibt, sondern zwei beziehungsoffene Väter. Der Gewinn, eine strukturelle Spannung zwischen Pflegeeltern und leiblicher Mutter zu vermeiden, wird vor allem mit Blick für die Pflegekinder gesehen, denen es helfe „sich zu entspannen“. Ihnen wird im ähnlichen Maße eine Offenheit angeboten, wie im Prozess der Inpflegegabe der Mutter („also es gab jetzt nicht son Druck direkt, das fand ich gut“ [108]). Jan Haffner insistiert zwischen der Erzählung seines Partners darauf, dass es sich bei dieser Haltung nicht etwa nur um die Übernahme einer hilfreichen Lehrbuchmeinung handelt, sondern sie tatsächlich so empfänden („also wir sagen das nicht nur, es ist wirklich so“). Zum Ausdruck bringen die beiden Pflegeväter ihre Offenheit in einer nicht-tabuisierten Kommuni-

kation sowohl gegenüber den Herkunftseltern sowie im Umgang mit den Pflegekindern:

Martin: Ist auch ein Teil glaub ich dieser Vorbereitung gewesen, was wir für uns entschieden haben war immer (..) also ohne jetzt die Kinder quälen zu wollen ja, aber so weit wie möglich sehr sehr offen mit ihnen reden, sehr ehrlich sein, ehm nicht tabuisieren, und eh so. [125]

Mit der Vermeidung des „Quälens“ meint Martin Winkler für die Kinder belastende Themen, wie zum Beispiel Aspekte der Krankheit der Mutter oder die Verweigerung des Vaters die Kinder aufzunehmen („Bereiche da schützen wir die natürlich auch“ [127]). Neben der in dieser Art freien Kommunikation, stellen die Pflegeväter ihre beziehungsoffene Haltung besonders an der Entscheidungsfreiheit der Kinder heraus, was an einigen Formulierungen der beiden deutlich zu rekonstruieren ist, so zum Beispiel bei der Anbahnungs- und Aufnahmesituation: „also das ging sehr schnell, die sind glaub ich nach zweieinhalb Wochen hier eingezogen“ [145]. Die Begriffswahl des „Einziehens“ suggeriert ein Maximum an Autonomie der Kinder im Unterschied zu alternativen Formulierungen wie einem Aufnehmen, Mitnehmen usw. – die Kinder wurden nicht genommen, sie haben entschieden zu kommen und sind bei den Pflegevätern eingezogen. Selbstredend werden die Pflegekinder in dem Entscheidungsprozess, um die Inpflegegabe bei dem Männerpaar, nicht im selben Maße über Orientierungs- und Machtmittel verfügen wie die anderen Akteure (ASD, Pflegekinderdienst), von einer Augenhöhe und absoluter Autonomie kann also nicht ausgegangen werden, jedoch kommt in dieser Sichtweise der Pflegeväter die Haltung offener Beziehungsangebote fühlbar zum Ausdruck. Dass sich diese Haltung ebenso innerhalb der Pflugschaft „durchzieht“, wird an vielen Narrationen der Pflegeväter über den gemeinsamen Alltag und die Entwicklungen der Pflegekinder erkennbar: So entscheidet zum Beispiel die Pflgetochter selbst zu welchem Zeitpunkt sie in einem eigenen Zimmer – ohne den Bruder – schlafen möchte,¹⁵⁸ ebenso entscheiden die Geschwister selbst, wann sie die Windeln weg lassen wol-

158 „[...] und irgendwann hat die Lucy aber entschieden sie will jetzt in ihrem Zimmer schlafen [...]“ [168]

len.¹⁵⁹ Gleichzeitig betont Martin Winkler einen „starken Rahmen“ [628], den besonders er den Kindern – im Gegensatz zu den wenig strukturierten Erfahrungen im Haushalt der leiblichen Mutter – für ihr Aufwachsen bieten möchte. Ich werde auf das Ausbalancieren dieser Aspekte mit Blick auf das Erziehungsmodell der Pflegeväter nochmals genauer eingehen. An den zitierten Textpassagen sollte die grundsätzliche, beziehungs-offene Sichtweise und ihre Vermischung mit Geschlechterbildern herausgearbeitet werden: Beiden Geschlechtsbildern wird in Komplementarität zueinander und vor dem Hintergrund der Pflegesituation bzw. der Gleichgeschlechtlichkeit des Pflegeelternpaares, ein besonderer Mehrwert für das Aufwachsen der Pflegekinder beigemessen. Positiv eingeschätzte Codes der Pflegekinderhilfe, Vermeidung von Loyalitätskonflikten und Zugänglichkeit zur Herkunftsfamilie, erhalten von den Pflegevätern geschlechtsbezogene Konnotationen.

Diese derart verstandene „Offenheit“ des Familiensystems der Pflegeväter gegenüber der Herkunftsfamilie, bietet für die Pflegekinder besondere Chancen, birgt gleichwohl aber das Risiko, dass die Mitglieder der Herkunftsfamilie von dieser Struktur allzu sehr Gebrauch machen und aufgrund eigener emotionaler Bedürfnisse selbst Familiarität in der Pflegefamilie suchen:

Martin: [...] wir merken aber auch, dass die sich eigentlich auch mehr an uns docken. Also, wir sind manchmal, glaub ich für die, auch wenn sie könnten würden sie vielmehr zu uns kommen, die Eltern, und wollen viel mehr Familie sein, so.

Interviewer: Mhm.

Martin: Das mussten wir jetzt aber auch lernen, uns da abzugrenzen, sagen: „nein, das ist jetzt hier geschützter Raum und da habt ihr nichts zu suchen“. [129 - 131]

159 Jan: Die sind beide noch- also Lucy hatte durchgehend Windel an, ne, und Nick nachts ne Windel und das ehm (Martin: Stimmt, ja) haben die dann relativ schnell ehm (.) hat Lucy die Windel tagsüber weg gelassen, ne (Martin: nach zwei Wochen), nach zwei Wochen schon und irgendwann war auch klar, wir wollen die Windel nachts nicht mehr anziehen und (.) eigentlich bei Lucy war noch nie was und Nick hat dann am Anfang manchmal wenn er Alpträume hatte, dann eingenässt (Interviewer: Mhm). Aber (.) also das haben die auch so gesagt „wir lassen die jetzt weg“, wollen se nicht mehr (Martin: Ja das war auch wieder so frei, mh) -freie Entscheidung. [257]

Sich abzugrenzen fällt den Pflegevätern dabei nicht unbedingt leicht, strahlt doch beispielsweise das Bild eines großfamilialen Familienfestes aus Pflege- und Herkunftseltern im besonderen Maße Familiarität aus:

Jan: Das war die Frage, ob wir zum Beispiel den ersten Geburtstag von Lucy, ob wir den- ob wir alle hier hin einladen. Und mein Instinkt war so zu sagen „ich möchte das nicht“-

Martin: -und ich wollte das unbedingt, ne.

Jan: Ich möchte nicht, dass wir hier sitzen. Martin wollt unbedingt, dass wir hier ne Familienfeier machen. Und ich dachte dann irgendwie, wenn die hier sitzen, das- dann kann man nicht sagen: „so, jetzt aber auch Schluss“ und, ne, wie kriegen wir das hin- ich wollte die hier nicht haben. Dann haben wir dann auch einen neutralen Ort gefunden, wo wir uns dann alle getroffen haben (Martin schmunzelt), und eigentlich war das im Nachhinein total gut. Und es war jetzt so, dass der Papa einmal hier zu Besuch war und die Mama und die Oma, und die dürfen auch nächstes Jahr nochmal fürn Kaffee vorbeikommen, so, aber fürn Kaffee und dann ist auch jut, so ne. [288 - 290]

Es übernimmt in dieser Situation schließlich Jan Haffner, gegen den Wunsch seines Partners, eine Abgrenzung zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie herzustellen und einen „neutralen Ort“ zu finden, an dem für die Pflégetochter ein großfamiliales Geburtstagsfest inszeniert werden kann. Die Offenheit gegenüber der Herkunft kann so genutzt werden, ohne dass der Schutzraum der Pflegefamilie berührt wird.

Vor dem Bild nicht vereinnahmender Eltern stellt eine Mitgliedschaftsherstellung für die Pflegekinder zur Familie der Pflegeväter die Pflegeeltern zudem vor besondere Schwierigkeiten Familiarität im Sinne einer Kleinfamilie zu erzeugen. Entsprechend antwortet Martin Winkler auf die Frage des Interviewers, nach der Bedeutung des Status Pflegekinder für die Wahrnehmung als Familie [552], mit seinem anfänglichen Problem das Geschwisterpaar als seine Kinder zu bezeichnen:

Martin: [...]. Also ich- ich hab den Eindruck, dass mir eigentlich eher signalisiert wird: „ne klar das sind eure Kinder“. Also das is (.) also die gehören zu euch, (Jan: Ja ja) das ist so emotional klar. Das sind emotional eure Kinder.

Jan: Ja.

Martin: Und das sieht man. Das erlebt man so. (atmet hörbar ein) Ich hab da oft n Problem mit gehabt. Ich weiß dass ich am Anfang es schwer über die Lippen gebracht zu sagen: (.) wer ist das, so und eigentlich haben die Kinder mir die Freigabe dazu gemacht, es gab vorn paar Wochen die Situation hier am Tisch morgens, als wir hier saßen oder abends, hab ich ehm- also Lucy saß da (zeigt dabei auf die entsprechenden Plätze am Tisch) und Nick saß da und wir beide so und dann gabs die Situation, dass ich gesagt hab, also zu Lucy: „höh wer bistn du ehm ich kenn dich ja ga- ehm du bist doch die - weiß ich nicht - Liselotte oder so, ne“ und dann hat sie total entsetzt gesagt „nein, ich bin doch dein Kind“. Und-und dann er- hat so Nick gesagt: „frag mich auch bitte mal“ und hat sofort gesagt ne und dann hab ich gefragt na du bist doch der mhmmh „nein, ich bin doch dein Kind“. Und das-das fand ich eigentlich für mich den Moment zu sagen: ja das ist auch so. Ich trau mich das jetzt.

Jan: Mh.

Martin: So. Ich fand das vorher schwer.

Interviewer: Mhm.

Martin: Weil ich find das so besitzergreifend eigentlich, also ich will nicht einfach sagen (einzeln betont:) „du bist mein Kind“. Is mir schon schwerer gefallen

Jan: Mh.

Martin: und ich hab das oft umgegangen (leises Auflachen). Die leben bei uns seit- also ich hab das immer so komisch beschrieben. Und jetzt ist das aber eigentlich klar: das ist mein Kind. Und äh das finden beide auch toll. (zu Jan) Das war nämlich gestern abend mit dem Liebhaben auch bei Nick nochmal Thema „ich bin doch dein Kind“.

Interviewer: Mhm.

Martin: Und da haben wir auch darüber gesprochen wie es ist wenn er später groß is, irgendwie. Und dann wollt er so Beispiele wieder haben. Und ich sag: „vielleicht kommst du dann zu mir und sagst ich hab jetzt meine Freundin wir wollen zusammen ziehen aber wir müssen hier Streichen du musst helfen“. Sowas alles, ne.

Interviewer: Mh.

Martin: Also das klar ist: ich bin immer für ihn da. [556 - 568]

Auch wenn die Pflegeeltern und ihre Pflegekinder in Alltagssituationen aus der beschriebenen Außenwahrnehmung als Familie durchgehen („die gehören zu euch“; „Und das sieht man. Das erlebt man so“), möchte Martin Winkler die aus seiner Sicht besitzergreifende Kategorisierung der Pflegekinder als seine Kinder („du bist mein Kind“) nicht einfach übernehmen, obwohl deutlich wird, dass dies seinem Wunsch nach Familie klar entspricht. Eine solche Handlung käme aus ihrer Sichtweise einem Einverleiben der Kinder gleich und widerspricht der beziehungs-offenen Haltung der Pflegeeltern. Folgerichtig muss die Initiative und Entscheidung von den Pflegekindern selbst ausgehen, sich als Kinder der beiden Pflegeväter sehen zu wollen. Eben in diesem Sinne erzählt Martin Winkler eine abendliche Situation nach, in der die Kinder die Bezeichnung als seine Kinder („nein, ich bin doch dein Kind“) von ihm eingefordert haben und durch diese Form der Erlaubnis die Problematik für ihn aufgelöst haben („eigentlich haben die Kinder mir die Freigabe dazu gemacht“). Das Wort „eigentlich“ verweist hier darauf, dass es im Grunde Martin Winklers inniger Wunsch ist, die beiden Geschwister als seine Kinder sehen zu dürfen, die Erlaubnis hierzu aber von den Kindern selbst gekommen ist. In einer spielerischen Situation definieren Pflegekinder und Pflegeväter eine elementare Frage ihrer Beziehung zueinander. Der Definition als Kinder der beiden Väter folgen weitere Einforderungen der Beziehungs- und Perspektivklärung durch die Pflegekinder, in welcher Martin Winkler seinem Pflegesohn an Beispielen zu illustrieren versucht, welche Bedeutung diese „Freigabe“ für ihn als Elternteil nach sich zieht: nämlich eine Zusammengehörigkeit fürs Leben und über das konkrete Aufwachsen bei den Pflegevätern hinaus. Den Wunsch ihren Pflegekindern eine Familie fürs Leben zu sein, gleichsam „Papap zu bleiben“, bekräftigt das Paar auf die Frage des Interviewers¹⁶⁰ nach ihren Zukunftsplänen:

Jan: [...] Ich würd mir halt wünschen dass wir schon, auch wenn die 18 sind wir dann aus der rechtlichen Situation raus sind (lacht leise auf) dass die emotionale (.: atmet hörbar ein) dass wir emotional trotzdem so

160 Interviewer: [...] -vielleicht noch die Frage was für Zukunftspläne Sie in Bezug auf Familienplanung- also bei manchen Paaren hab ich das gefragt die hatten bisher ein Pflegekind da hab ich gefragt ob sie noch eins haben wollen, könnt ich natürlich auch Sie fragen: möchten Sie noch n drittes Pflegekind haben oder, is es das jetzt so wie Sie sich das vorgestellt haben und wie stellen Sie sich dann die Zukunft vor? [796]

zusammengewachsen sind dass wir dann Papas bleiben, wobei ich im Moment so davon ausgehe dass das so ist ne (unverständlich)

Martin: Ja, ich seh den Schnitt auch nicht mit 18 ich seh den halt dann- also ich glaube

Jan: Jaja.

Martin: ich glaube der wird sich irgendwie stellen der Schnitt vielleicht auch mit 13, keine Ahnung, ja wissen wir alles nicht, bei den Kindern.

Da hab ich- also ich freu mich sogar darauf wenn die ausm Haus gehen jetzt nicht weil sie dann weg sind sondern weil ich eigentlich ist das ja auch so die Grundidee also diese Freude darauf zu gucken, dass die dann was machen selber

Jan: Mh.

Martin: dass die irgendwie (.) ihr Leben selber in die Hand nehmen und sagen: so, das ist es jetzt. Da freu ich mich total drauf. [...]

Die Figur des Nicht-Besitzergreifens bei einer gleichzeitig dauerhaften Verantwortungsübernahme für die Kinder mit dem Wunsch für diese Elternpersonen zu bleiben („Papas bleiben“), findet dialektisch Niederschlag in der Antizipation, dass Pflegekinder („bei den Kindern“) in der Adoleszenz sich vielleicht für andere Wege im Leben entscheiden können, etwa womöglich wieder bei der Mutter leben zu wollen, das aber unabhängig davon, wie sie ihren Weg gehen wollen, das Beziehungsangebot zu ihren Pflegevätern offen und erhalten bleibt und dass sie auf diese immer zurückgreifen können und sei es als Umzugs- und Renovierungshilfe für eine eigene Wohnung. Die Offenheit des Beziehungsangebotes reicht also über die Kindheitsphase hinaus, daneben verpflichtet es aber die Pflegekinder nicht auf ihre Pflegeeltern.

Die Spannung zwischen der alltäglichen Herstellung von Familie und ihren strukturellen Besonderheiten bleibt für die Pflegeeltern dennoch erhalten, so macht Martin Winkler in der Folge darauf aufmerksam, dass er gerne auf Erklärungszusätze bezüglich der Kinder hinsichtlich ihres Pflegekinderstatus verzichten würde („Ich finds auch nicht mehr-ich möchts eigentlich auch nicht mehr so erklären [...]“ [584]), woraufhin sein Partner Jan Haffner auf die gewünschte Normalität jedoch mit der bereits zitierten Passage, über die Nicht-Normalität einer gleich-

geschlechtlichen Pflegefamilie [796], einlenkt und damit anerkennt, dass sie „natürlich immer wieder raus“ fallen.

Ich will nun noch eine letzte Perspektive auf das Familienbild der Pflegeväter werfen, indem ich das, was Martin Winkler hier als „Grundidee“ ihres Elternseins beschreibt (dass die Kinder selber was machen und ihren Weg gehen), mit der Frage ihres Erziehungsbildes und -modelles, den Wertvorstellungen, Vorbildern und Gegenmodellen ihrer Elternschaft, verbinde.

7.4.4 Das Erziehungsmodell:

Regeln im Alltag und Freiheit zur Entwicklung

Im – von den beiden Pflegevätern häufig gewählten – Vergleich zu anderen Eltern im Freundeskreis, skizziert Martin Winkler bereits innerhalb der Initialerzählung das Modell, nach dem er und sein Partner die Erziehung der Pflegekinder gestalten wollen:

Martin: [...] ich glaub, dass wir schon auch sehr klare Regeln geben, also bei uns findet viel Erziehung über Struktur und Halt und sehr starke Regeln statt. Ist aber super.

Jan: Ja, weil das genau das war, was-was bisher nicht da war.

Martin: Genau, und das ist ehm es gibt den Kindern auch unglaublich viel Halt [...]. Also wir geben den ganz viel- versuchen den ganz viel Stabilität und Halt zu geben. Und lassen sie auch ihre Entwicklung eigentlich frei gestalten, also wir versuchen wenig zu erzwingen, also zum Beispiel Lucys Entscheidung „ich schlaf in meinem Bett“ kam von ihr, und das war auch genau richtig, ne, Schnuller haben wir son- war n Zufall, ja, (kurzes Auflachen von Jan) dass der plötzlich weg war, also es gibt so ganz viele Momente- aber das find ich cool, eigentlich ehm so, da gibts ne sehr große Freiheit, also wie entwickelst du dich und im Alltag gibts aber die Regel dazu, und ich glaub, dass dieses Fundament Regel ihnen sehr hilft sich entwickeln und frei sein zu können. Und die machen hier totale Entwicklungsschübe, wo alle ganz begeistert sind, also sind unglaublich kreativ, also Nick geht jetzt in so ne Malschule, also der hatte bis zu seinem fünften Geburtstag keinen Stift in der Hand, ja, muss man sich echt vorstellen. [173 - 175]

Die Pflegeväter betonen in ihrem Erziehungsmodell zum einen ihre Aufgabe, den Pflegekindern Entwicklungsräume zu öffnen, wobei den Geschwistern weitgehend Autonomie zugesprochen wird, selbst zu entscheiden, wann sie welchen Schritt als nächstes gehen wollen. Dieser Aspekt steht in Verbindung mit den anfangs benannten Wunschkriterien der Pflegeeltern, Kinder abholen und fördern zu wollen. Zum anderen betont Martin Winkler die hohe Bedeutung struktur- und haltgebender Regeln, welche den Rahmen für freie Entwicklungen ausmachten („ich glaub, dass dieses Fundament Regel ihnen sehr hilft sich entwickeln und frei sein zu können“). Jan Haffner kontrastiert die Wichtigkeit eines geregelten Alltags zudem vor der Erfahrung eines unstrukturierten Erziehungsfeldes bei der Mutter („weil das genau das war, was-was bisher nicht da war“), die durch ihre Krankheit sich hat häufiger zurückziehen und die Kinder sich selbst überlassen müssen.

Weitere Aspekte zur Erziehung der Kinder erzählen die Pflegeväter besonders auf die Frage des Interviewers¹⁶¹ hin, inwiefern man sich mit dem Erziehungsmodell der eigenen Eltern identifiziere. Beide bemerken hierzu, dass sie ihr eigenes Eltern-Sein reflektierter erleben, nicht zuletzt wegen der längeren Vorbereitung auf die Elternrolle, den anderen Umständen der Elternschaft, auch den anderen persönlichen Umständen, die mehr Reflexion erforderten. Zugleich „ertappen“ sie sich dabei, in bestimmten Situationen so zu sein wie ihre eigenen Eltern:

Martin: (atmet ein) Also, ich will natürlich nicht so sein wie meine Eltern, ich glaub so wie das jeder nicht sein will. Ehm, ich finde trotzdem dass ich mich in vielen Situationen ertappe wo ich genauso bin. [618]

Jan: [...] der Papa ist in mir drin den kann ich gar nicht vermeiden, so, und es gibt auch jetzt Situationen (Martin lacht leise auf) wo ich bin wie mein Vater damals und ich dachte: so wollste eigentlich nicht sein. [650]

161 Interviewer: [...]. Ehm nochmal vielleicht zu den (.) Ihren Eltern, wenn Sie überlegen ehm und sich jetzt Ihre Familie anschauen, was fürn Familienmodell verbinden Sie damit. Haben Sie dann die Idee: wir machen das so ähnlich wie unsere Eltern eigentlich auch, nur in ner anderen Konstellation, ich möchte der Vater sein wie mein Vater auch war oder haben Sie eher die Idee: ich möcht da schon ne Art Gegenmodell auch zu sein (.) und n anderer Vater sein als jetzt äh als ich das erlebt habe. Also was für- wie verstehen Sie Ihre Elternrollen? [617]

Diese Erfahrungen werden aber als wertvoll gedeutet, vor allem Martin Winkler betont, dass sich durch sein eigenes Eltern-Sein die Beziehung zu seinen Eltern verändert habe und man heute versöhnlicher mit vielem umgehe. Auch Jan Haffner macht die veränderte Beziehung zu seinem Vater deutlich („Ja. Also ich würd auch nicht so sein wollen wie mein Vater früher war aber so wie er jetzt ist.“). Statt also einer Identifikation mit einem Vorbild oder einer Negativ-Identifikation mit einem Gegenmodell, bilanzieren die beiden Pflegeväter vielmehr, was sie an ihrer Kindheit geschätzt haben und was sie davon ihren Kindern mitgeben möchten:

Martin: [...]. Ehm, ich glaube eher dass es manchmal sogar so ist dass ich viele Vorbildsachen (.) also dass ich viele Dinge aus meiner Kindheit die ich selber geschätzt und gewürdigt hab die mir wichtig warn, eher von meinen Großeltern zum Beispiel, dass mir die heute wichtiger als Werte sind. Auch wenn die streng sind, ne also, ich bin auch sicherlich eher der strengere ne bei uns und der irgendwie konsequentere und klarere (atmet ein) (..) So aber das ehm (..) ja das ist mir eher wichtig. [622]

Jan: Also was mir irgendwie wichtig ist was aber auch noch von meiner Oma is wobei ich auch die ersten drei Jahre bei meiner Oma groß geworden bin, sind eben so Sachen wie (.) sowas handwerkliches auch zu können, das man eben auch Putzen kann und (Martin: Mh) ich fang (Martin: Stricken) jetzt wieder so an Handarbeiten (Martin: Ja) was ich von meiner Oma gelernt hab, das und. Weil ich will dass Lucy oder vielleicht auch Nick äh Sticken oder Stricken lernen und mit der Nähmaschine umgehen können. Oder dass man weiß wie man wie man was kocht, also ich finds ganz wichtig dass wir zusammen kochen, das wir eben nicht immer nur (.) äh ne Dose aufmachen sondern- (Martin: Das will er ja übrigens auch), das finden sie ja auch alle toll, und Kartoffel schneiden und was Schälen und (.) den frischen Brokkoli dann so zu machen oder dass wir dass dass sie mir im Garten helfen, was graben oder ne Blumenzwiebel vergraben ich hab n bisschen Salat angepflanzt und so, ne.

Interviewer: Mhm.

Jan: Also so auch so zu ehm (..) (atmet ein) dass man für sein Leben wenn man was Schönes haben möchte und dass das dann auch was Schö-

nes ist wenn man sowas da raus zieht, son Mörchen da, dass das nen Wert haben kann, das will ich den gerne vermitteln.[...] [635 - 637]

An den Textpassagen wird klar, dass Martin Winkler und Jan Haffner die als wertvoll erachteten Erfahrungen ihrer Kindheit nicht nur auf das Erleben ihrer Eltern, sondern besonders auch ihrer Großeltern ausweiten. Vor diesem Hintergrund schätzen sie die biografische Bedeutung von Großeltern für ihre Pflegekinder, die Rolle in der sich nun ihre Eltern für das Geschwisterpaar wiederfinden, ebenfalls hoch und halten zu diesen – je nach Entfernung – häufigen Kontakt. Bemerkenswert an Jan Haffners Erzählung ist zudem, dass er die als von ihm wertvoll empfundenen Tätigkeiten nicht geschlechtsspezifisch begrenzt, beide Kinder sollen Handwerkliches, Kochen ebenso wie Stricken (hier weitet er es sogar bewusst auf den Jungen aus: „vielleicht auch Nick“) lernen können. Martin Winkler unterstützt ihn dabei und schildert, dass es auch von Nick gewünscht sei, diese Dinge mit seinem Pflegevater zu tun („Das will er ja übrigens auch“), was er an einer nachfolgenden Episode hervorhebt:

Martin: Ich hab übrigens gestern Abend- gesagt er will Stricken lernen und dir das zurück zu stricken.

Jan: Ach wie süß (lacht).

Martin: Weil er hat ihm Affen gestrickt.

Interviewer: Mhm.

Martin: Ist total süß heut Morgen war das ein großes Hallo im Kindergarten übrigens, der Affe

Jan: Ja?

Martin: Mh. Die Erzieherinnen haben sich alle drauf gestürzt (Jan lacht).

Hat er irgendwann gesagt: „kann ich den wieder zurück haben?“ (lachen beide). Ist echt so cool. Ja echt groß. [639 - 645]

Nicht alle Wertvorstellungen ergeben sich aus positiven Übernahmen von Kindheitserfahrungen. So stellt Martin Winkler an mehreren Stellen heraus, dass er das Leistungsprinzip seiner Eltern – gegenüber der Offenheit aus der Familie seines Partners: seinen Weg wählen und finden zu müssen – für seine Kinder keinesfalls übernehmen will. Seine „Strenge“ bezieht er auf die zuvor benannten Regeln im Alltag, die er als Rahmen

wichtig findet, was die Entwicklung und Entfaltung der Kinder angeht, will er für diese jedoch keinen Druck und keine aufgezwungene Richtung:

Martin: [...] also dieses Prinzip ehm also dieses stark (.) leistungsorientierte Prinzip: du bist nur wer wenn du was geleistet hast, (Jan: das haben wir bei uns nicht) das is (.) wirklich weg. Ich merk das in Diskussionen mit Kindergarteneltern, die reden alle heute vom Abi und vom Studium jetzt schon, da sind die Kinder noch nicht mal in der Grundschule (Jan: Mh). Das versuchen wir total zu vermeiden. Also für mich ist der- das-das (.) das-das Mindestziel: die Kinder können sich ernähren (Jan: Mh). So später. Das ist mein Mindestziel und das find ich viel entspannter, weil ich das- ich will diesen Druck nicht für die Kinder den ich sozusagen immer gespürt hab ja, das ich in ne Richtung sollte (Jan: Mh, ja) und mich immer wehren musste gegen Richtungen, und meinen Weg gehen wollte, ja. [...] [634]

An der letzten Sequenz wird der biografische Eigenbezug von Martin Winklers Haltung erkennbar, der beschreibt wie er sich selbst immer gegen Richtungen wehren musste – eine Richtung, die aus seinen biografischen Daten zu ersehen ist und der ein Richtungswechsel mit einer persönlichen und beruflichen Neuorientierung im jungen Erwachsenenalter folgt. In dem „Mindestziel“ für die Pflegekinder wird nicht eine mögliche Enttäuschung durch ggf. mangelnde Entwicklungspotenziale der Pflegekinder antizipiert und zu vermeiden gesucht, das Mindestziel soll, die biografisch begründet als wichtig erachtete, persönliche Entfaltung der Kinder gewährleisten und ihnen die Autonomie zugestehen, ihren eigenen Weg zu gehen. Man kann an dieser und den zuvor zitierten Passagen ferner erkennen, dass Martin Winkler und Jan Haffner zwar über eine hohe Bildungsnähe verfügen, diese aber nicht mit einem Leistungsprinzip („du bist nur wer wenn du was geleistet hast“) verbinden wollen. Gegen eine solche Erfahrung wollen sie postmaterialistische Werte setzen, dass „wenn man was Schönes haben möchte, [man sich darum sorgt]“. In diesem Wertesystem erhalten Menschen ihren Selbstbezug nicht durch Leistung, sondern Entfaltung; Dingen wird ihr Wert nicht am Preis bemessen, sondern anhand ihrer symbolisierten Zuwendung, wie im Beispiel des für den Pflegesohn gestrickten Affens.

Mit Blick auf ihre eigenen Sozialisationserfahrungen und die Frage, ob ihre Eltern ihnen Vorbilder oder Gegenmodelle seien, bilanziert Jan Haffner abschließend:

Jan: Aber (.) es ist so und ich bin auch ein Teil von meiner Mama und ich bin Teil von meinen Großeltern und aber (.) das ist eben natürlich so und

Martin: Aber das ist auch das schöne.

Jan: -ich kann drüber nachdenken, es gibt- ja. Ja. (.) Von daher (.) (Martin lacht leise auf) bin ich jetzt nicht gegen das Modell meiner Eltern, ich würd sagen ich hab das (.) drüber nachgedacht und versuche das weiter zu entwickeln, sagen wir mal so. [652 - 654]

7.4.5 Die Arbeitsteilung:

Das Zeitmanagement zweier vollberufstätiger Väter

Nach einer gemeinsam intensiv verbrachten Anfangsphase mit den Pflegekindern im Juli und August 2011, für die sich die beiden Pflegeväter sechs bzw. acht Wochen Urlaub genommen haben, eine Phase die sie vor allem für Familienaktivitäten genutzt haben („jeden Tag im Schwimmbad waren“), organisierten sie eine Zeitplanung nach der beide Väter weiterhin – praktisch vollzeitlich – ihrer Arbeit nachgehen. Sowohl Jan Haffner als auch Martin Winkler sind beruflich hoch etabliert (beide in Leitungspositionen) und wollen ihre Berufstätigkeit als Eltern nicht aufgeben:

Jan: Also für mich war aber klar, dass ich eh arbeiten will, weil ich bin [in leitender Position im künstlerischen Bereich] ich kann nicht reduzieren, ich bin da alleine. Und eh ich mach meinen Beruf auch aus Leidenschaft und mir- also es war klar, wenn Kinder- wenn n Kind kommt, kann ich nicht äh weniger machen, weil es vom System her nicht geht und ich auch meinen Job unbedingt machen will. Und weil Du selbstständig bist, war ja klar, Du kannst das ein bisschen freier (.) gestalten dann, ne (Martin: hm). [427]

Diese Interessenlage war für Jan Haffner einer der Beweggründe eines ambivalenten Kinderwunsches, desgleichen fanden sich in den beschriebenen Sichtweisen und Reaktionen anderer (Jan Haffners

Eltern, Bekannte) auf der Vereinbarkeit von Beruf und Familie der beiden begründete Bedenken gegenüber ihrer geplanten Elternschaft. Der gefundene Kompromiss zwischen den Partnern einer ungleichgewichteten Verantwortungsübernahme für die Familiengründung („70:30“) findet – wenngleich er für die emotionale Verantwortung ausgesetzt wurde („beide 100:100“) – im Zeitmanagement faktischen Niederschlag, denn es ist Martin Winkler von dem, vor der Erklärung seine Arbeitszeiten als Freiberufler stärker selbst bestimmen zu können, erwartet wird, dass er seine Berufstätigkeit entsprechend reduziert. Für beide Männer ist ihr getroffenes Zeitmanagement jedoch mit hohem Organisationsaufwand verbunden, der zuweilen von ihnen als belastend erlebt wird. So taucht das Thema Arbeitsteilung vor allem als Stressfaktor in bilanzierenden Narrationen über die Erfahrungen als Eltern auf:

Jan: Für uns heißt das aber schon, also wir- uns hat sich diese Elternschaft ist doch jetzt sehr stressig so, ne, den-das letzte Jahr war-also wir haben Silvester gesagt: „Puh“ und irgendwie denk ich muss sich was ändern, und gestern zehnter Januar, saß ich gestern im Auto und dachte „nä, muss sich was ändern“ (kurzes Auflachen), so. Wir beide arbeiten eigentlich vollberuflich, so

Interviewer: Mhm.

Jan: ehm und wir haben so Arbeitszeiten, die sich son bisschen gut überschneiden, ich kann Nachmittags hier sein, aber wir geben uns eigentlich so die Klinke in die Hand [...] [180 - 182]

Martin: Das ist schon alles sehr durchgetaktet, also (.) das ist finde ich der unangenehmste Part (Jan: Ja). [426]

Ein genaues Bild des „durchgetakteten“ Alltags der Pflegefamilie zeichnen die Pflegeeltern auf die Nachfragen des Interviewers¹⁶² zu deren Arbeitsteilung. Die folgende Passage hierzu illustriert den hohen Organisationsgrad und Aufwand der getroffenen Zeitstruktur:

162 Interviewer: Dann vielleicht ein ganz anderes Thema ehm bisschen bekomme ich das ja mit, n bisschen haben Sie davon ja schon erzählt: die Arbeitsteilung. Wie haben Sie das Anfangs gemacht und wie machen Sie das jetzt, also? (Martin schmunzelt, Jan setzt an) wer- [389]

Interviewer: Was machen Sie beide beruflich genau? [397]

Jan: Ich arbeite [im künstlerischen Bereich] in B-Stadt. Bin da [in einer Leitungsfunktion] und meine Arbeitszeiten sind vormittags drei Stunden und abends drei Stunden. Das heißt ich kann na- ab Eins nach A-Großstadt fahren.

Interviewer: Mhm.

Jan: Und dann kann ich hier nachmittags sein. Und abends wieder nach B-Stadt fahren. Wobei ich dann manche Nachmittage in B-Stadt auch noch sein muss. Und Martin ist selbstständig mit nem [Dienst] und kann seine Zeit im Prinzip frei einteilen, wobei er natürlich auch arbeiten muss. Äh das heißt die Idee ist eigentlich ehm, wir haben die Tage son bisschen aufgeteilt: Montags hab ich generell frei. Bin ich den ganzen Tag da. Dienstag, Mittwoch holt Martin sie ab vom Kindergarten, ist den Rest des Tages da. Donnerstags hol ich sie vom Kindergarten ab, bin da bis Abends. Und freitags variabel.

Martin: Und Wochenende je nachdem (leise)-

Jan: Und Wochenende muss ich manchmal auch arbeiten. So (.) Abends nochmal nach B-Stadt fahren, aber dann ist ja eigentlich Martin da (Martin: mh). Also wir haben- es geht dadurch dass ich auch nicht- dass ich nachmittags oft frei machen kann, geht das dann. Die Kinder können bis (.) Viertel vor Fünf im Kindergarten bleiben, wenn Du lange Dienst machen musst, ich auch nicht da sein kann.

Martin: Also es war eigentlich die grundsätzliche Idee am Anfang war ehm, dass ich- also ich mein die Entscheidung für Kinder hat für mich auch bedeutet, dass ich reduzieren wollte. Und auch getan hab. Also ich arbeite ja auch deutlich weniger im Büro. Dafür dann abends halt hier mehr, wenn die schlafen. [...] [398 - 403]

Strukturgebendes Merkmal des Zeitmanagement ist die Betreuungszeit der Geschwister in Institutionen – hier vor allem dem Kindergarten, an anderen Stellen tauchen jedoch weitere Aktivitäten auf – und die Organisation der Arbeitszeiten der Väter um diese herum. Mit der Entscheidung Elternschaft verbindet Martin Winkler, gegenüber seinem Partner, eine Reduktion der Arbeitszeit, was im Kontrast zu seiner zuvor weitreichenden freiberuflichen Tätigkeit auch deutlich wird („[...] vorher nur gearbeitet haben, ne (an Jan) nur nur nur“ [441]). Nichtsdestotrotz kann man von Martin Winklers Arbeitstätigkeit von nichts anderem als einer

Vollzeitbeschäftigung sprechen, die er jedoch von Bürozeiten auf Abendstunden („wenn die schlafen“) verlagert.

Martin: So und- ich mein dass ich dann trotzdem nicht so hinkomme, dass ich abends trotzdem oft am Computer sitzen muss und am Wochenende das ist halt so. [433]

Betrachten wir das Familiensystem als Ganzes, mit Blick auf die zentralen Subsysteme partnerschaftlicher und gesamtfamilialer Interaktion sowie die durch zwei Kinder zahlreichen dyadischen und triadischen Subsysteme (Künzler 1994, 116), so zeigt sich in dem Zeitmanagement der Pflegeväter, dass sie die meiste Zeit mit ihren Pflegekindern in Triaden, also einer der Pflegeväter mit beiden Geschwistern, verbringen, und, wenn möglich, der gesamtfamilialen Interaktion den Vorzug vor Partnerschaften geben, das heißt ihre Zeitstruktur zuvorderst auf Kosten der Partnerschaft geht. In einem bilanzierenden Blick auf die Veränderungen durch ihre Elternschaft, hinsichtlich bestimmter Belastungen und daraus zu ziehender „Lernerfahrungen“,¹⁶³ bringt Martin Winkler diese Verlagerung – unter anderem – zum Ausdruck:

Martin: Andererseits gibts auch n gutes Gespür jetzt- ich mein das ist auch wieder ne Lernerfahrung dafür: was machen Alleinerziehende (Jan: Mhm), also wir kennen eben auch Alleinerziehende und dann frag ich immer, als ich hier mit vierzig Fieber lag, ja, und die trotzdem was brauchten, also es ist eigentlich- auch das ist wieder gut fürs Leben. Und, ja die Beziehung hat schon stark verändert, ne (Jan: Mhm), muss man echt sagen, also wir wir haben weniger miteinander noch, noch weniger, also es-es bedeutet, finde ich, große Einbußen, muss man schon auch sagen. Oder? Also, wir haben glaub ich in der Zeit, seit dem die da sind, seit anderthalb Jahren, dreimal (Jan: (unverständlich, aber zustimmend)) abends was zusammen gemacht, ne, also das find ich nicht viel, so, dass- jedes halbe Jahr was zu machen

163 In diesen Versuchen belastende Elemente der Elternschaft als bereichernde Erfahrungen umzudeuten, kommt erneut ein grundlegendes Bewältigungsmuster Martin Winklers zum Vorschein, das bereits mit Blick auf den Konflikt des ungleich verteilten Kinderwunsches zwischen den Partnern und die Enttäuschungen durch die Reaktionen des Pflegekinderdienstes aus A-Großstadt, aufgegriffen wurde. An dieser Stelle, mit der schwieriger positiv zu rahmenden Aufwendungen durch die hohe Arbeitsauslastung, gerät die Bewältigungsstrategie allerdings deutlich an Grenzen.

und natürlich gibts immer die Vorsätze zusagen wir müssen auch für uns was tun und so, das passt aber per se zeitlich schon nicht gut und wenn wir dann mal Zeit zusammen haben (Jan: (leise, unverstänglich, aber zustimmend)), dann wollen wir die auch eben mit den Kindern haben, so zu viert.

Jan: Ja oder wir sind halt auch gerne abends einfach auf dem Sofa, weils einfach- (Martin: ja sind platt (leichtes Auflachen)) müde sind und angestrengt und so. [197 - 198]

Bemerkenswert ist der erneute Vergleich mit alleinerziehenden Eltern, der hier nicht wegen einer Geschlechtshomogenität auf der Elternebene, sondern wegen des ähnlichen Strukturproblems, eine vollzeitige Berufstätigkeit mit Familie zu vereinbaren, gewählt wurde. In diesem zunächst widersprüchlichen Bild sind Martin Winkler und Jan Haffner zwei alleinerziehende Väter, verdeutlicht durch das in den Hintergrundrücken ihrer Partnerschaft. Bezeichnend hierfür ist ebenfalls die Wahrnehmung der Pflegeväter über das Interview, die in der gemeinsamen – von außen induzierten – Gesprächszeit den Nebengewinn sehen, sich über viele (Erziehungs)Themen austauschen zu können („Ja jetzt sitzen wir endlich mal zusammen am Tisch“ [248 - 249]).

Eine Restrukturierung des gesamten Zeithaushaltes ist mit der Geburt oder Aufnahme von Kindern für alle Eltern notwendig. Künzler bezeichnet diesen Übergang im Familienzyklus deshalb als einen „Übergang von relativem Zeitüberfluss zu chronischer und drastischer Zeitknappheit“ (1994, 117). Ein Blick auf das „andere Leben“ ohne Kinder macht allerdings deutlich, dass die beiden Männer zwar flexibler in ihren Zeitstrukturen waren, ihre jeweilige Berufstätigkeit sie aber bereits zuvor stark vereinnahmt hat:

Martin: Ja aber wir haben auch viel gearbeitet, also mein Unternehmen ist ziemlich groß muss man sagen und ich war eigentlich früher fast permanent lange weg und viel weg (..) so. Und wenn wir uns dann gesehen haben, sind wir einfach essen gegangen und so, also wir hatten ja eine viel größere Flexibilität auch zu sagen ne früher sind wir ja fast jeden Abend, als wir noch in der Stadt gewohnt haben, auch jeden Abend essen gegangen. So das, ne (Jan: Mh). Das war einfach ein anderes Leben.[...] [444]

Aus diesem Grund haben Martin Winkler und Jan Haffner sich früher schon eine Haushaltshilfe „geleistet“, auf die sie der Interviewer jedoch erst hinweist, da diese während des Interviews in den oberen Räumen des Hauses geputzt hat. Das Outsourcing bestimmter Haushaltstätigkeiten hat für die Pflegeväter insofern bereits vor der Elternschaft eine gewisse Selbstverständlichkeit:

Interviewer: Und Sie haben ne Haushaltshilfe noch, wenn ich das jetzt (leises Auflachen) richtig mitbekommen hab.

Martin: Genau, die einmal die Woche kommt. Aber das hatten wir auch vorher schon. Weil wir einfach vorher nur gearbeitet haben, ne (an Jan) nur nur

Jan: Ja das war- haben wir ziemlich früh schon gesagt (.) das Thema Putzen, Aufräumen, also Putzen konkret und Betten, Bügeln und so -obwohl Bügeln tut Martin ja, das wir uns das leisten, dass das jemand macht. [440 - 442]

Über die Organisation der Kindergartenzeiten hinaus, ergeben sich für die Pflegeeltern zunehmend weitere Termine,¹⁶⁴ die, neben längeren berufsbedingten Abwesenheiten von Martin Winkler,¹⁶⁵ das Zeitmanagement der Pflegeväter an Grenzen bringt, was für sie unerwünschte stressgeladene Situationen produziert:

Martin: Und wir hatten auch schon Situationen, dass wir auf der Autobahn Übergaben gemacht, ja. Also das wollten wir vermeiden, weil wir sagen das geht einfach nicht, also, ich war dann so gestresst weil

164 Martin: Andererseits gibts jetzt aber auch einfach Terminstress, so. Ich überleg jetzt seit nem halben Jahr, hab ich das Gefühl eh- also wir haben immer Montags Therapie mit den Kindern vormittags, das geht jetzt noch. Weil eben Schule noch kein Thema is. Äh die Lucy geht einmal die Woche zum Singen und der Nick zur Malschule und dann hatten sie eigentlich noch Sport, und noch Schwimmen, ja. Das finde ich schon sehr anstrengend. Jetzt kommt noch gerade Krankengymnastik dazu. (.) Ehm, das find ich nervig, ehrlich gesagt. Das ist natürlich der Nachteil bei zwei Kindern, ja, dass dann einfach doppelte Terminanzahl immer noch dazu kommt. [407]

165 Martin: [...] ich bin halt beruflich manchmal Nachmittag weg. Also ich-ich ehm bin zwei drei Mal im Monat, ne, ungefähr noch weg. Und muss halt dann auch Übernachten. Ich versuch sonst auch alles mit hin-und-her-fahren am Tag zu machen, aber manchmal ist das einfach auch zu viel. Und da brauchen wir einfach ne Flexibilität, weil klar ist der Jan muss dann arbeiten, ne. [418]

ich 14-Kilometer Stau stand, ja und dachte (holt tief Luft) so und da
brauchten wir ne Entlastung [...] [420]

Als Konsequenz weiten die Pflegeväter die Betreuungsmöglichkeiten für ihre Pflegekinder auf zusätzliche Personen aus, wie zum einen Martin Winklers Eltern, bei denen das Geschwisterpaar auch für ein Wochenende verbleiben kann, und zum anderen auf ein Kindermädchen:

Jan: [...] nach nem Jahr haben wir ja dann ein Kindermäd- [...]. Nach nem Jahr ungefähr haben wir dann die Nelly, ne. Ein Kindermädchen, da haben wir gesagt jetzt is glaub ich- da kann mans mal wagen.

[...]

Martin: Ne, nene. An Weihnachten, vor Weihnachten war die da. Also nach nem halben Jahr.

[...]

Jan: Stimmt war früh. Um die Kennenzulernen, das haben wir dann auch behutsam eingeführt, weil (.) klar war, das wird wahrscheinlich schwierig, wenn wir beide abends- und die erste male da wars auch nicht ganz leicht. Aber die ist (Martin: die ist super) irgendwie auch total cool. Und die (.) war Gott sei Dank auch bereit- wir haben mit der son festen Zwanzig-Stundenvertrag im Monat und die is (.) sehr abrufbar, das find ich super, auch spontan so ne. Weil wir gesagt haben wir wollen jetzt nich-nicht mi-mit ner Liste arbeiten, mit Vielen, sondern (Martin: hm) für die Kinder ist es gut, wenn da jetzt erst mal eine ist. Und vielleicht muss jetzt mal irgendwann noch ne Zweite dazu (Martin: glaube schon), dass wir da flexibler werden. Aber bisher haben wir es mit der Nelly ganz gut geschafft und das geht auch gut, die macht mit den Kindern schöne Sachen und die kann sie auch ins Bett bringen, das funktioniert.

Aus der Vollzeitberufstätigkeit der Pflegeväter folgt ein Zeitmanagement, dass zusätzliches Personal für die Familie erforderlich macht, zugleich legen Martin Winkler und Jan Haffner an diesen Ausweitungen der Betreuung Wert darauf, dass ihre Pflegekinder diese nicht als Zumutung, sondern als Bereicherung erleben. So beschreibt Martin Winkler, dass die Kinder die Zeit im Kindergarten sehr genießen, dort gerne länger verblieben, vor dem Hintergrund, dass sie solche Erfahrungen in der

Herkunftsfamilie nicht machen konnten, da sie auf den Haushalt der Mutter beschränkt waren und nur wenige Außenkontakte gehabt hätten. Ebenso werden die Wochenenden bei den Großeltern (Martin Winklers Eltern) als Ressource beschrieben, die als Normalfamilie und zugewandte Bezugspersonen von den Kindern geliebt würden. In diesem Sinne wird ebenfalls das Kindermädchen mit Bedacht auf die Kinder eingeführt („um die Kennenzulernen, das haben wir dann auch behutsam eingeführt“; „wir wollen jetzt nicht mit ner Liste arbeiten, mit Vielen, sondern für die Kinder ist es gut, wenn da jetzt erst mal eine ist“). Trotz dieser Bemühungen sehen Jan Haffner und Martin Winkler Kostenseiten ihrer Organisation. Eine umfangreiche Fremdbetreuung der Pflegekinder, kann beispielsweise als Unterlaufen des eigentlichen Elternwunsches gedeutet werden und so zentrale Sinnbezüge in Frage stellen:

Martin: [...]. Also ich-ich weiß nicht, manchmal hab ich auch n schlechtes Gewissen gehabt am Anfang und dachte- auch jetzt wieder die Frage nach offener Ganztagschule, ne, ehm (.). jaa dann entscheidet man sich für Kinder und dann is man is man trotzdem eigentlich arbeiten und so. Dann hab ich aber gedacht, das ist auch ein Teil von Normalität, ja in der Gesellschaft, also wenn Nick jetzt nicht in die offene Ganztagschule geht aber eigentlich Lukas, n Freund von ihm ausm Kindergarten, geht mit ihm zusammen in eine Klasse jetzt. Ja, ich fänds dann auch komisch irgendwie als, ne. Warum sollte er das nicht tun und mit mir den Nachmittag verbringen (.). aus so nem Konstrukt heraus weil ich dann eigentlich die Zeit mit ihm hab. Also ich glaube wir haben viel Zeit, so.

Interviewer: Mhm.

Martin: Und die die wir haben wird einfach intensiv genutzt. [...] [435 - 437]

Martin Winkler kann durch den Vergleich zu anderen Familien, deren Kinder ebenso lange im Kindergarten sind und die ebenfalls eine ganztägige Schulbetreuung anstreben, für sich den möglichen Vorwurf entkräften, zu wenig Zeit mit seinen Pflegekindern zu verbringen, er enthüllt diesen damit von seiner Allgemeingültigkeit und zeigt dessen gesellschaftliche Konstruiertheit auf („aus so nem Konstrukt heraus“). Wichtiger sei es ihm die Zeit mit den Kindern intensiv zu nutzen. Wie auch bei ihrem Erzie-

hungsmodell lassen sich die Pflegeväter in dieser Betrachtungsweise einem postmaterialistischen Werte-Milieu zuordnen (Merkle & Wippermann, 2008).

Jan Haffner benennt eine andere Kostenseite, die mit der Auslagerung vieler basaler Haushaltstätigkeiten an Dritte einhergeht: Für ihn entfalten sich mit solch einer Struktur wichtige Lernerfahrungen aus der Alltagswelt der Kinder:

Jan: (...) Na ich find das ist auch n Teil von Familie, dass man einkaufen- ich find das so schon doof das- die Lucy staubsaugt gern (Martin lacht leise auf) und ich mein ich bin groß geworden, dass wir alle Samstags eh die Fenster aufgemacht haben und jeder hat sein Zimmer geputzt und nass gewischt und so. Und irgendwie das müssen die ja auch lernen, dass man sauber machen muss und jetzt staubsaugen wir schon mal ab und zu son paar Krümel weg, aber dass man auch mal so richtig das Klo mi-mit nem Lappen sauber macht (Martin zugleich: ja doch machen wir ja auch wenn sie nicht da sind, so) -das muss man ja auch mal kennenlernen. [455]

Als zentrales Problem betrachten die Pflegeväter jedoch die mangelnden Zeitressourcen für sich selbst („Muss einfach trotzdem weniger arbeiten, das ist der Punkt, so, ne find ich. Und dann einfach Zeit alleine haben. Ist nämlich auch wichtig um nicht gestresst zu sein“ [437 - 439]) und ihre Partnerschaft, und daraus resultierende Schieflagen:

[...] und und haben wenig Zeit so (.) Sachen zu besprechen, für uns und ehm (.) es passiert dann auch, dass wir dann wir zwei ne Diskussion manchmal haben mit den Kindern, was natürlich nicht gut ist, aber dann (Martin: passiert, ne) es gibt wenig Möglichkeiten, dass ich zu ihm sagen kann "das find ich doof, wie du dich verhalten hast" oder umgekehrt, ne. Dass wir das mal in Ruhe besprechen oder so. [182]

Gleichwohl solche Unstimmigkeiten, der Stress eines hohen Organisationsaufwandes und engen Zeithaushaltes, das Bild der Pflegeelternschaft an manchen Stellen etwas trüben – beide hierin „Optimierungsbedarf“ sehen – und in der Tat ist wohl eine Veränderung der Zeitstruktur zu erwarten, stellen die Pflegeväter die Zufriedenheit mit ihrer Entscheidung Pflegeeltern zu werden insgesamt heraus und beschreiben zahlreich

emotionale Erfahrungen ihrer Elternschaft, für welche die folgende Passage nur beispielhaft steht:

Jan: Ja. Aber ich glaub, dass wir beide trotzdem sehr glücklich sind (Martin: total, ja) und ehm (Martin: niemals anders, ne (kurzes Auflachen)) so die-die (.) also ich mein unsere Beziehung war nicht unsinnhaft (kurzes Auflachen), aber die war das bereichert uns beide sehr, jetzt so Papas zu sein. Und für mich persönlich gibts nochmal ganz viel emotionales dazu- also für dich (an Martin) auch, ne, wir haben jetzt-es gab so Situationen wie Heiligabend dann bei meinen Eltern, meine Mutter macht den ganzen Zauber mit Weihnachtsbaum heimlich schmücken, war dann das Christkind da, und ich muss dann jedes Mal hab ich Pipi in den Augen, weil ich das so schön finde wie die Kleinen sich da so drüber freuen. Und Silvester schießen sie zum ersten mal ein Feuerwerk und ich denk immer dran, wie ich als Kind zum ersten mal ein Feuerwerk gesehen hab und- Sankt Martin singen (Martin: Sankt Martin) hab ich immer Sankt-Martins-Feuer und ich guck die anderen haben auch die Tränen in den Augen (Martin: das war echt-). Und irgendwie berührt das auch so ganz viele Sachen von- also bei mir von wie ich kleines Kind war erinnere ich mich dran und gleichzeitig denk ich dran (.) wie ich mich so freue für die, dass sie das erleben dürfen, ne, weil sie hättens glaub ich bei der Mama (.) äh auch so eben diese Ritualsachen, die glaub ich für Kinder einfach so schön sind, ne auch (Martin überschneidend: hätt's nicht leisten können). Die nicht die hättens da nicht mitgekriegt, ne. [...] [188]

8 Die Pflegemütter Annika und Britta Selter

8.1 Paar- und Familienporträt

Britta Selter (geb. Huber) wird 1973 in einer Stadt in Bayern geboren. Ihre Mutter (*1949) und ihr Vater (*1945) sind Eltern der Nachkriegsgeneration, stammen aus Bayern und dem Sudetenland und sind in handwerklich-kaufmännischen Berufen tätig: Ihr Vater ist Malermeister und ihre Mutter Büroangestellte. Sie gehören somit einer etablierten Arbeiter- bzw. der unteren Mittelschicht an. Britta ist das einzige Kind, ihre Mutter ist zum Zeitpunkt der Geburt rechnerisch 24 Jahre alt. Annika Selter wird sieben Jahre später (1980) in einer hessischen Kleinstadt geboren. Ihre Eltern sind in den 50er Jahren in einer Großstadt in Hessen zur Welt gekommen und arbeiten beide in akademischen Berufen als Lehrer bzw. an einer Universität. Annika ist das einzige gemeinsame Kind der beiden Akademiker, zu deren Geburt die Mutter rechnerisch 25 Jahre alt ist. Man kann Annika Selters Eltern der mittleren oder – nach dem Status des Vaters – oberen Mittelschicht zurechnen. In den Herkunftsfamilien der Partnerinnen kommt es jeweils im frühen Alter der Kinder zur Scheidung¹⁶⁶ der Eltern, wobei die Töchter bei ihren Müttern verbleiben und die Väter den Haushalt der Familie verlassen, Kontakt zu ihnen aber bestehen bleibt. Bei beiden Müttern kommt es zu einer erneuten Partnerschaft, so dass für Annika und Britta Selter jeweils Stiefväter eine unterschiedliche Rolle im Aufwachsen spielen. Britta Selter ist fünf Jahre alt als sich ihre Eltern scheiden lassen. Im Interview wird nicht ersichtlich, wann der Stiefvater der Familie beitrifft, von ihm zeichnet Britta Selter nur ein kurzes aber prägnantes Bild auf die Frage des Interviewers nach Vorbildern für die Elternschaft,¹⁶⁷ wonach er ihrem Wortlaut gemäß ein

166 Im Bogen zu den Lebenslaufdaten der Pflegeeltern wurde in der ersten Fassung von mir keine Möglichkeit vorgesehen, Angaben über Stiefelternteile oder Scheidungen der Eltern zu machen, so dass die diesbezüglichen Informationen lediglich aus den Erzählungen im Interview entnommen sind.

167 Interviewer: (...) Ham Sie Vorbilder da für die Elternrolle. Also Sie ham ja davon gesprochen dass bei Ihrer Mutter da gabs nich so kleine Kinder wo Sie sagen konnten das is jetzt so ne Rolle die könnt ich mir auch so vorstelln gabs denn andre Personen wo Sie sagen würden die haben das sind für mich so Elternvorbilder oder vielleicht auch Gegenmodelle wo Sie sagen „Ne so will ich auf kein Fall sein“?

„Arschloch“ sei, eine Person die sie bis heute als „anzüglichen Menschen“ erlebe – ein Gegenmodell für sie [318]. Im Zuge dieser Interviewerfrage beschreibt Britta Selter sich und ihre Partnerin als „Scheidungskinder“ und macht auf holprige Phasen in ihrer Jugend aufmerksam. Wann Annika Selters Mutter sich vom Vater der Tochter geschieden hat, kann aus dem Interview nicht genau datiert werden, Annika Selter beschreibt aber, dass sie lange mit ihrer Mutter alleine gelebt habe, bis es im Alter von 12 Jahren zur erneuten Heirat kommt. Der Stiefvater, ein Pfarrer, bringt drei eigene Kinder in die Familie, ein Jahr später folgt zudem ein gemeinsames Kind – eine Halbschwester für Annika Selter. Damit ändert sich die Situation für die erste Tochter innerhalb kurzer Zeit von einem Zusammenleben mit der alleinerziehenden Mutter als Einzelkind zu einer großen Patchworkfamilie aus sieben Personen, zu denen unterschiedliche biologische und soziale Beziehungen bestehen. Annika Selter spricht von einer engen Beziehung zu ihren Eltern „mit kleineren Abweichungen“ [317], darunter ein Auszug mit 15 Jahren, den man als Möglichkeit sich Luft gegenüber der Großfamilie zu schaffen, interpretieren kann. Britta Selter berichtet hingegen von anhaltenden Konflikten mit ihren Eltern und insbesondere ihrer Mutter, die sie mit ihrer Homosexualität und ihrem infolgedessen abweichenden Lebensentwurf begründet. Sie stellt das Thema „schwierige Kindheit und Jugend“, zu dem auch die mit ihrer Partnerin geteilte biografische Erfahrung einer Scheidung der Eltern gehört, als eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen heraus, wenngleich sie die Konflikte mit ihren Eltern ungleich stärker gewichtet:

Britta: [...] Annika hat jetzt auch net so die einfachste Kindheit ich vermute auch das viele Homosexuelle von damals sag ich jetzt mal in unserm Alter vielleicht auch wirklich Schwierigkeiten in der Jugend hatten, also ich bin auch n bisschen ausgerastet ja war auch in der Psychiatrie mal und also meine Karriere in der Jugend is nich so schön. Ähm und ich glaube das es bei vielen in dieser Altersklasse weil da damals war das also erst recht nich in Bayern da gabs sowas nich auch nich im Fernseh und mir wars auch nich klar (Interviewer: mh)

Britta: Elternvorbilder. Ne hab ich nich, glaub ich nich. (...) Also ich weiß wen ich nich als Vorbild nehmen würde (lacht)

(Interviewer: Ja). Also sowas ja aber aber ich weiß nich-

Interviewer: -Sie könn ja auch Gegenmodelle haben also. [311 - 313]

und man weiß halt nur man hat n Problem. Irgendwas is anders. Ich bin anders. [...] [356]

Nach dem Abschluss der Grund- und einer Realschule in Kleinstädten, macht Britta Selter in einer Stadt Bayerns eine Ausbildung zur Polizistin. 1995, im Alter von 22 Jahren, kommt es mit der ersten Freundin zu einem unvermittelten Coming-Out¹⁶⁸ vor den Eltern, dem ein bisher anhaltendes Zerwürfnis folgt. Im Zuge dieses Konfliktes entscheidet Britta Selter sich „auszuwandern“ und ihre Heimat Bayern zu verlassen, sie wählt ihr „Exil“ [332] in Hessen und beginnt dort in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie mit einer Gesprächstherapie.

Britta: [...] ähm und bin halt dann mit (..) 23 nach Hessen (Interviewer: mh) (...) in Jugendtherapien und ähm dort hab ich dann irgendwann die Ausbildung gemacht is auch n bisschen komisch (..) äh als Rettungsassistentin. Und hab halt dort gewohnt und war auch froh drum dass ich irgendwie ne Bleibe hatte und nicht zu mein Eltern zurück musste. Ja und wo ich einfach nur ne Ruhe habe einfach Gesprächstherapie hab und wahrscheinlich war also die ganze Gesprächstherapie war da wahrscheinlich eh hinfällig weil wenn ich jetzt drüber nachdenke war wahrscheinlich das einzige Problem dass ich einfach homosexuell war und das irgendwie nie anerkannt war ja und das eigentlich immer zum Problem geführt hat und meine Mutter das einfach nich wollte dass ich so bin wie ich bin (Interviewer: Mhm) und mich nich akzeptiert hat, und das was sie vielleicht jetzt auch nich tut die hätt halt gern wahrscheinlich ne Frau die Stöckelschuhe hat und äh (..) n Mann hat und fünf Kinder und im Haus nebenan wohnt und

168 Interviewer: [...]. Sie hatten jetzt ja ähm das würd jetzt eher auf die Paarebene auf die individuelle Ebene je nach dem nochma komm ähm grad auch von ihrem Coming-Out erzählt ähm wie würden Sie das insgesamt beschreiben wie das abgelaufen is also war das sehr schwierig dann das den Eltern zu vermitteln und dem Umfeld oder...

Britta: (lacht) Ich hab das glaub gar nich vermittelt (Annika lacht, Interviewer: mhm) also das war irgendwie einfach da. Also das is ne schleichende also das isss äh nich wirklich jetzt so gewesen dass ich gesagt hab (schnipst) „Ah ja“ sondern (..) ähm (...) also das is ja in einem also das bin ja ich ja und ähm (...) irgendwann findet sich die Person zu dem (..) zu ne Bez- [...] also ich hab das mein Eltern nich gesagt ich hab halt irgendwann ne Freundin gehabt. [368 - 369]

das is halt immer noch ihr innigster Wunsch und der wird halt net erfüllt. [...] [373]

Wenngleich der Konflikt zwischen ihr und ihren Eltern ungelöst bleibt, da der gewählte und der mit Blick auf ihre Mutter als gewünscht antizipierte Lebensentwurf unvereinbar sind, kann Britta Selter den Therapieaufenthalt für sich doch konstruktiv nutzen und eine Ausbildung als Rettungsassistentin absolvieren, einem Beruf in dem sie seit 15 Jahren bis in die Gegenwart arbeitet.

Annika Selter besucht nach der Grundschule eine Gesamtschule, wo sie ihr Abitur macht und in der Oberstufe, 1997: im Alter von 17 Jahre, ihr – ebenfalls im Zuge der ersten Beziehung zu einer Freundin recht unvermitteltes („Ja ich hab mich halt verliebt und das war dann so [...]“) – Coming-Out hat.

Im „linksalternativen“ Milieu der Schule und der akademischen Schicht der Eltern führt die gleichgeschlechtliche Beziehung jedoch nicht zu einem Konflikt („Es war eigentlich nie n Thema“) [379] und dauert zwei Jahre an. Bei beiden Frauen, Annika und Britta Selter, reagieren jedoch die leiblichen Väter mit einem kränkenden Infragestellen des lesbischen Lebensentwurfes ihrer Töchter, wenngleich zu vermuten ist, dass Annika Selters Vater dies weniger despektierlich formuliert hat als es Britta Selter für ihren Vater erinnert:

Britta: Und ich glaub die [Mutter; Anm. d. A.] hat auch nix dazu- doch mein Vatta hats gesagt: „Ah ja haste vielleicht nur noch nich richtigen Mann gehabt“ ne „musste ma-

Annika: -Das hat meiner auch gesagt.

Britta: -n richtigen Mann haben“. Das is immer der coolste Satz ja mal ne so mal ins Bett gehn mit eim dann weißte schon wos lang geht (Interviewer lacht) so ungefähr ganz toll. Ja äh sind halt so die die Sprüche die die dann sich so einbrenn wo man sagt: „Ey, danke ja“. [...] [371 - 373]

2000, Annika Selter schließt ihr Abitur ab und Britta Selter ist mit ihrer Ausbildung als Rettungsassistentin fertig, ziehen die beiden Frauen zusammen und werden 2001 ein Paar. In diesem Jahr stellen sie damit nicht nur für ihre Partnerschaft die Weichen, sondern richten sich auch

beruflich bzw. in ihrem Studium für ihren weiteren Lebensweg aus. Britta Selter beginnt eine Stelle bei einem Rettungsdienst, bei dem sie bis heute arbeitet. Ihre Kollegen und Kolleginnen dort werden neben ihrer Partnerin und deren Familie zu ihrer zweiten Heimat und bieten ihr wichtigen Rückhalt. Zugleich fordert die körperbetonte Berufstätigkeit sie sehr, weshalb Britta Selter sich mit einem Abschluss an einem Abendgymnasium und dem Beginn eines naturwissenschaftlichen Studiums Anschlussperspektiven eröffnen möchte. Das Studium gibt sie nach zwei Semestern (2009 - 2010) jedoch auf. Annika Selter beginnt indessen ein Lehramtsstudium in Politik und evangelischer Theologie, sie folgt mit diesem Studium und der Wahl ihrer Fächer den Traditionen ihrer Eltern, der Mutter als Lehrerin und dem Vater als Wissenschaftler in politischer Bildung, sowie in gewisser Hinsicht auch ihrem Stiefvater mit dem theologischen Fach. Das Studium dauert inklusive eines Referendariates und einer zwischenzeitlichen Vertretungsstelle, in Verbindung mit einem Promotionsversuch, bis 2012. 2011 lassen Annika und Britta Selter ihre Partnerschaft eintragen, wobei Britta Selter den Familiennamen ihrer Partnerin annimmt. Nach einem Infoabend über Pflugschaften im Jugendamt des neuen Wohnortes D-Kleinstadt, bewerben sich die Frauen als Pflegeeltern. Zuvor hatten unterschiedliche Versuche und Suchbewegungen von künstlicher Befruchtung keine Familiengründung herbeigeführt. Im Februar 2012 nimmt Annika Selter eine Planstelle auf einem Gymnasium an, deren Beginn zeitlich eng zusammenfällt mit der rasch auf die Eignungsprüfung folgenden Inpflegenahme ihrer zu diesem Zeitpunkt knapp ein Jahr alten Pflege Tochter Marie. Vor dem Hintergrund der gerade erst begonnenen Stelle und den weniger aussichtsreichen Verdienstmöglichkeiten im Beruf der Rettungsassistentin, entscheiden die Pflegemütter sich dafür, dass anfangs Britta Selter die Betreuung des entwicklungsverzögerten Säuglings übernehmen kann und ihre Stelle auf 25 Prozent (zumeist Wochenenddienste) reduziert, während Annika Selter eine volle und anschließend 80-prozentige Stelle an der Schule ausfüllt. Ihre Partnerschaft verändert sich damit strukturell auf gleich mehreren Ebenen: Neben der Findung von Elternrollen und dem Einleben der Pflege Tochter, arbeitet erstmalig Britta Selters Partnerin Annika mehrheitlich und stellt die finanzielle Versorgung der Familie sicher, die zuvor stärker in ihr Studium eingebunden war, gleichzeitig gehen wertgeschätzte Kontakte

zu KollegInnen mit der Rolle der Hauptbetreuerin für Britta Selter zurück, die nun die Hauptlast der Kleinkindversorgung und Hausarbeit übernimmt, die zuvor als partnerschaftlich aufgeteilt empfunden wurde.

8.1.1 Die Pflgegetochter und ihre Herkunftseltern

Die Inpflegegabe zu dem Pflegemütterpaar Annika und Britta Selter stellt für die Pflgegetochter Marie den fünften Wechsel in ihrem jungen Leben dar. Ihre leiblichen Eltern, beide 28 Jahre alt, werden in der Erzählung der Pflegemütter – in Übernahme der durchs Jugendamt und der Lebenshilfe getroffenen Zuschreibung – als „lernbehindert“ bezeichnet, aufgrund dessen seien sie als erziehungsunfähig eingeschätzt worden. Beide haben jeweils Betreuer und arbeiteten über die Lebenshilfe, seien jedoch auch so selbstständig gewesen, dass sie haben zusammen wohnen können. Wegen der Erziehungsunfähigkeit habe sich nach der Geburt die Hebamme, als eine Bereitschaftspflege, einige Monate um Marie gekümmert, daran schließt – wegen der zu langen Verbleibenszeit für die Hebamme – eine zweite Bereitschaftspflege bei Frau Simon-Waldmann an, die nur wenige Monate zunächst gedauert habe, worauf ein Versuch unternommen wurde, ob das Kind nicht doch mit Unterstützung bei seinen Eltern leben könne. Marie verbringt dann wenige Monate bei ihren Eltern, wobei die Mutter bereits nach kurzer Zeit gegangen sei, woraufhin der Vater sich entschlossen habe das Kind allein zu erziehen. Dieser Entschluss habe allerdings nicht lange gewährt, der Vater habe das Kind schließlich auch verlassen, dem Jugendamt allerdings vorher Bescheid gegeben, dass er die Versorgung nicht gewährleisten könne. Im Anschluss hat Frau Simon-Waldmann Marie wieder aufgenommen und für weitere Monate bei sich gehabt, bis Ende Januar 2012 die Pflegemütter Annika und Britta Selter schließlich Marie im Alter von elf Monaten in Dauerpflege aufgenommen haben. Durch diese wechselhafte Zeit sei Marie entwicklungsverzögert und habe erst den Stand einer Halbjährigen gehabt. Die Eltern seien mit der Inpflegegabe ihrer Tochter einverstanden, allerdings schränken Annika und Britta Selter die kognitive Entscheidungsfreiheit und das Entscheidungsverständnis während des Gesprächs mit dem Jugendamt aus ihrer Sicht für die lernbehinderten Eltern ein, zum einen wegen der Lernbehinderung zum anderen, weil das Jugendamt auf die Inpflegegabe

gedrängt und die Betreuer der Eltern ebenfalls die Notwendigkeit dieser Entscheidung ihren Klienten suggeriert hätten. Die Eltern werden von den beiden als „liebe Menschen“ beschrieben, die „total nett“ sind, wegen ihrer Lernbehinderung die Sorge um ihre Tochter aber nicht leisten könnten. Marie habe jedoch zu keinem Zeitpunkt Erfahrungen von Misshandlung oder Vernachlässigung gemacht, lediglich die vielen Stationen und der – auch vom Jugendamt – ungewünscht lange Verbleib in der Bereitschaftspflege werden problematisiert. Besuchskontakte der Eltern fänden einmal im Monat begleitet im Jugendamt statt.

8.1.2 Der Zeitpunkt und die Situation während des Paarinterviews

Marie lebt als Pflege Tochter nun seit Anfang 2012 bei ihren Pflegemüttern Annika und Britta Selter. Das Paarinterview findet nach einer Kontaktaufnahme durch Annika Selter und einer telefonischen Terminvereinbarung im Juli 2012 statt, die beiden Frauen sind zu diesem Zeitpunkt seit fünf Monaten Pflegeeltern. Aktuelle Themen des Paares sind die sich verstetigenden Entwicklungsschritte des Kleinkindes und die zunehmende Bindung der Mütter zu ihrer Pflege Tochter Marie sowie die Aussicht auf eine sich entspannende Aufteilung der Betreuungs- und Haushaltsaufgaben, deren anfängliche Neugewichtung zu Beginn der Pflege Konflikte zwischen den Partnerinnen ausgelöst hat. Das Interview findet in der Wohnung der Pflegemütter statt, die auf mich einen hell und modern (aus dem Sortiment eines schwedischen Möbelhauses) eingerichteten Eindruck macht. Für das Interview sitzen wir am Küchentisch. Dem Interviewer werden vor und während des Gesprächs Getränke angeboten. Die Pflege Tochter schläft zu Beginn noch in ihrem Zimmer, wird dann aber gegen Ende des Interviews sehr aktiv und krabbelt in Sichtweite der Mütter und des Interviewers herum, wobei das Verschieben eines Schuhregals besondere Beachtung von ihr erhält. An das Auslaufen der letzten Interviewerfragen schließt sich ein Gespräch mit dem Interviewer an, während von den Pflegemüttern der Bogen zu den Lebenslaufdaten ausgefüllt wird. Die Aufnahme läuft indessen weiter und zeichnet Eindrücke des Gesprächs auf, während die Pflege Tochter mittlerweile von einer der Mütter gefüttert wird.

8.2 Der besondere Weg der Familiengründung

Auf die Impulsfrage des Interviewers ist es zunächst Annika Selter, die auf die ironische Zuweisung ihrer Partnerin mit der Beantwortung und Erzählung beginnen soll.¹⁶⁹ Britta Selter unterbricht jedoch bald die begonnene Narration und übernimmt es dann den Hauptteil der Initialerzählung fortzuführen. Dabei unterbrechen sich die beiden Frauen zwar immer wieder, reden bisweilen häufiger gleichzeitig oder kommentieren unvermittelt die Erzählung der Partnerin, doch bleibt die Geschichte der Familiengründung stets eine Gestalt, die von den beiden Frauen nahezu widerspruchslos gemeinsam entfaltet wird.¹⁷⁰

Annika: Also wie wir drauf gekommen sind (...) ich glaub es ging von mir also letztendlich gings von mir aus dass ich immer Kinder haben wollte

Interviewer: Mhm.

Annika: und halt ich hab erst studiert und das war natürlich also wir sind schon was länger zusamm, 11 Jahre?

Britta: Ja.

Annika: 12?

Britta: Könn auch 12 sein (lacht).

Interviewer: (lacht) okay.

Annika: Und ähm ja nach n paar Jahren halt als wir irgendwie selber so Mitte 20 warn wurd es für mich erstma aktueller ich dachte: ich will

169 Interviewer: [...]. Also die Eingangsfrage ist sozusagen ähm wie sind Sie auf die Idee gekomm also was hat Sie dazu bewegt Pflegeeltern zu werden, wie war so die Zeit der Anbahnung bis das Kind dann da war wie ham Sie das erlebt was für Erfahrungen ham Sie bisher gemacht sind ja noch nich so lange Pflegeeltern-

Annika: -Ne.

Interviewer: -aber grade die Erfahrung würd mich interessieren grad wenn sie frisch sind äh sozusagen bis heute.

Annika: Ok das is ne lange Frage.

Britta: Ja is ne lange Frage du fängst an (lacht) Kannst du ma anfangen (lacht) zu erzähl. [1 - 5]

170 Unter anderem hat sich dieser Umstand in der Transkription des Interviews niedergeschlagen, da die Stimmlagen der beiden Frauen auf der Tonaufnahme nicht so leicht zu unterscheiden waren, fiel es mir zum Teil schwer auseinander zu halten, wer denn nun eigentlich die Geschichte weitererzählt. Im wiederholten Durchhören des Interviews musste deshalb nicht nur einmal eine Korrektur vorgenommen werden.

n Kind und für mich hat das sich auch also grundsätzlich nie ausgeschlossen (Interviewer: mh) so mit ner Frau zusamm zu sein also da hab ich mir echt nie Gedanken drum gemacht. Nur war die Frage wie (gleichzeitig Britta: Aber deine...)-

Britta: -Ja aber deine Entscheidung war also grad mit nem Studium (Annika: Ja nach m Studium). Ja genau Studium beendet und dann kams auf. (durcheinander, unverständlich)

Britta: So typisch eigentlich. Ja und dann kam halt die Frage wie und ähm ja. Und äh ich bin ja äh sieben Jahre älter? (Annika: Ja) Sieben Jahre älter als du (atmet hörbar ein). Ja und dann ham wir uns ma Gedanken gemacht wie kommt man zum Kind, ne?

Interviewer: mh.

Britta: Wir sind ja zwei Frauen is ja super ham wa gedacht (hustet): Klasse kann ja nichts schief gehn (lacht) [...] [6 - 17]

Die Überlegungen zur Familiengründung sind bei Annika und ihrer Lebenspartnerin Britta Selter in typische Lebensabschnitte (im Alter von Mitte Zwanzig, in dem auch ihre eigenen Mütter Eltern wurden sowie zum Abschluss einer Berufsqualifizierung) und eine andauernde Beziehung eingebettet. Dass Annika „Kinder haben wollte“ ist in diesem Zusammenhang als eine biografische Selbstverständlichkeit eingeordnet, der Kinderwunsch muss nicht eigens begründet oder dem Interviewer erklärt werden, eher noch wird diesem klar gemacht, dass die Gleichgeschlechtlichkeit der Partnerschaft für diese Frage unerheblich gewesen sei („[...] für mich hat das sich auch also grundsätzlich nie ausgeschlossen [...] so mit ner Frau zusamm zu sein also da hab ich mir echt nie Gedanken drum gemacht“). Britta Selter pointiert diese Selbstverständlichkeiten als eine Antizipation weiblicher Normal-Biografien, mit ihrer Formulierung, dass die Entscheidung ihrer Partnerin, nach dem Studium einen Kinderwunsch umzusetzen, „typisch“ gewesen sei. Erst die Frage „wie kommt man zum Kind“ reflektiert die besondere Situation der Partnerinnen. Britta Selter stellt jedoch fest, dass die Biologie auf ihrer Seite ist: „wir sind ja zwei Frauen is ja super“. Zwei Frauen meint für sie also, dass gleich zwei Menschen in der Partnerschaft vorhanden sind, die ein Kind austragen können, die Voraussetzungen insofern denkbar gut für eine Familiengründung seien. Der scherzhaft betonte zweite Teil ihres Satzes („kann ja

nichts schief gehen“) greift indessen späteren Problemen vor und ironisiert andererseits das Normalbild harmonischer Mutterschaft.

8.2.1 Erste Versuche, weitere Suchbewegungen und die Möglichkeit einer Pflegschaft

Der Logik des biologischen Kapitals zweier gebärfähiger Frauen folgend, konzentrieren sich die ersten Suchbewegungen und Versuche des Paares Eltern zu werden auf Inseminationen. Hierzu fragen Britta und Annika Selter einen ihnen bekannten Familienvater an und probieren beide – ihre biologischen Ressourcen voll ausschöpfend – schwanger zu werden:

Britta: [...] also äh ja und dann ham wir uns halt erst äh überlegt ob man das irgendwie mit Samenspenden oder so öh machen und äh ja hatt n Bekannten der hat gesagt „ja klar“ ne den kannten wir auch schon länger auch schon zehn Jahre und der hat auch selber schon n Kind und is auch älter und ja und dann ham wir das halt versucht, erst sie dann ich.

Interviewer: mh okay (lacht leise auf)

Britta: Äh das is auch sehr abwechslungsreich (lacht) [...] [17 - 19]

Die Erwähnung der langen Bekanntschaft zum Samenspender, sein Alter und der Umstand, dass er bereits selber ein Kind habe, können als Signale der Absicherung dieses privat getroffenen Arrangements (von einer Kontraktvereinbarung wird nicht gesprochen) verstanden werden. Einerseits soll die Verlässlichkeit des Spenders indiziert werden: er ist dem Frauenpaar lange bekannt, zudem ist er familienerfahren, er könnte später dem Kind wahrscheinlich zugänglicher sein, andererseits soll die bereits bestehende Vaterschaft das Paar gegen umfassendere Ansprüche auf das entstehende Kind absichern: er hat ja schon ein Kind, er braucht nicht noch eins. Bemerkenswert ist, dass beide Frauen („erst sie dann ich“) versuchen auf diesem Weg schwanger zu werden. Zwar geht der Wunsch nach Kindern explizit von Annika Selter aus, sie ist es auch, die zuerst den Versuch macht, dass aber Britta Selter daran unmittelbar einen Versuch ihrerseits anschließt zeigt, dass die beiden vorab keine feste Aufteilung ihrer Elternschaft getroffen haben oder dass zumindest die Schwangerschaft nicht zu einem Zuschreibungskriterium diesbezüglich gemacht

wurde. Beide Versuche scheitern jedoch an der (vermutlichen) Unfruchtbarkeit des Mannes, schwerer wiegt allerdings, dass die anfänglich aus den beschriebenen persönlichen Umständen geschlossene Verlässlichkeit des Samenspenders für die Frauen in Zweifel gerät:

Annika: -es hat nich funktioniert.

Britta: -Hat dann nich funktioniert äh ja weil er unfruchtbar war, und dann ham wa das war uns dann zu- ja sagen wir mal so also ich wollte da er war auch n bisschen unzuverlässig und äh war dann auch nich so wirklich bei der Sache und das war dann emotional einfach n bisschen schwierig und (...) [...] [20 - 21]

Die Familienplanung der beiden Frauen ist ein gemeinsames Projekt, beide setzen sich dafür ein, schwanger zu werden und investieren Hoffnungen auf eine erfolgreiche Befruchtung durch den Spendersamen des bekannten Vaters, dieser trägt aber die Familiengründung des Paares nicht im gewünschten Maße mit und verhält sich für die Frauen unzuverlässig. Sich in einer solch kritischen Situation auf einen Menschen nicht verlassen zu können, ist für das Paar belastend („emotional schwierig“). In der Folge weiten Annika und Britta Selter deshalb ihre Suchbewegungen aus und erwägen einen anonymen Samenspender:

Britta: [...]äh irgendwann ham wa dann überlegt ob ma anonyme Samenspende aus wo war das im Internet?

Annika: Holland oder Dänemark oder so (gleichzeitig Britta: Dänemark oder so).

Britta: Und da gabs dann schon so Seiten mit den Männern und da konnte man sich dann ein aussuchen (lacht leise auf) so n bisschen das war dann auch-

Interviewer: - ah okay (lacht)

Britta: -ja und dann war das Thema dann auch ma weg in die Schublade gelegt und dann ham wa halt immer mal wieder es neu angegangen und ham dann immer wieder diese Seite aufgemacht und dann ham wa irgendwann gemerkt also irgendwie is uns da nicht wohl weil das Leben-

Annika: -wir warn auch wir warn aber auch in E-Kleinstadt noch in diesem Kinderwunschzentrum-

Britta: -Genau.

Interviewer: Mhm.

Annika: -die das auch gemacht hätten obwohls eigentlich ists halt so ne Grauzone rechtlich, bei zwei Fraun mit irgendwelchen Anwälten und so aba (Interviewer: mh) also das war wirklich n Prozess über n paar Jahre weil ich hab dann zwischendrin Referendariat gemacht und dann hier Examen und da Prüfung (Interviewer: mhm) und zwei Uniabschlüsse und dann wies halt ging während den Prüfungsphasen wars dann immer nich so und dann immer wenns ruhiger war dachten wir ma wieder, wär doch irgendwie

Britta: Genau und dann sind wir da in E-Kleinstadt gewesen-

Annika: -aber das war vom Gefühl her war das für uns beide irgendwie-

Britta: -komisch. Es war halt irgendwie also es spaltet halt ja, weil wenn eine n Kind hat also n leibliches Kind dann is es halt einfach das Kind von der einen (Interviewer: mhm) ja und es ist halt irgendwo ne Spaltung so n bisschen ja (Interviewer: Ja) das is so n bisschen ähm ja und also-

Annika: -und wir fanden das Kind soll ein Vater kenn. Also zumindest die Gelegenheit haben.

Britta: Ja. Ja.

Annika: Es war schon wir ham uns das halt so vorgestellt (Britta: genau) wie das sein wird wenn es 18 ist und (unverständlich) Samenspende und dann kann das Kind den überhaupt nicht verstehn, das wär- bisschen komisch das ist is total seltsam muss es dann nach Schweden reisen um sein Vater kennzulern und das war alles ja-

Britta: -sehr komisch. Also und bei dem bei dem ersten bei unserm Bekannten das wär halt dann (Interviewer: Ja) so gewesen dass das Kind ihn gekannt hätte.

Interviewer: Mhm.

Annika: Das hätt auch ja hätten wir auch offen gemacht. [21 - 38]

Die Suche nach einem Samenspender über Institute im Ausland und ein Kinderwunschzentrum in Deutschland ist ein „Prozess über ein paar Jahre“, der von beruflichen Qualifizierungsphasen (Prüfungen, Referendariate etc.) Annika Selters, die im Kinderwunsch als treibende Kraft agiert, zwischenzeitlich immer wieder unterbrochen wird („weg in die Schublade gelegt“). In diesem langjährigen Prozess reifen bei dem Paar gewisse

Standpunkte für ihre Familiengründung: Es kristallisiert sich heraus, dass ein anonymer Spender oder ein Spender aus dem Ausland mit Blick auf spätere Fragen des Kindes nach seiner Herkunft, und dem möglichen Wunsch das zweite biologische Elternteil kennenzulernen, als ungeeignet empfunden werden („total seltsam muss es dann nach Schweden reisen um sein Vater kennenzulernen“). Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die Wahl eines Spenders im Umfeld des Paares nicht die erstbeste, sondern bereits eine mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des aus einer Insemination entstehenden Kindes war. In der Formulierung von Annika Selter: „wir fanden das Kind soll ein Vater kenn. Also zumindest die Gelegenheit haben“, drückt sich zudem die zugedachte Rolle eines solchen Vaters aus. Väter sind in diesem Bild keine familiäre Notwendigkeit, sie sind für den Alltag der Familie keine zwingend anwesenden Figuren, es ist lediglich förderlich *einen* (im Kontrast zur möglichen Formulierung: *seinen*) Vater zu kennen.

Diese Bedeutungszuschreibung von Vaterschaft begründet sich nicht nur aus der Konstellation zweier Frauen, es spiegelt sich ebenfalls als biografisches Muster bei den beiden Herkunftsfamilien der Partnerinnen wider: Während die Töchter nach der Scheidung ihrer Eltern bei den Müttern verbleiben, sind es die Väter die jeweils den Familienalltag verlassen. Später treten Stiefväter hinzu, die Mütter bleiben aber für beide Frauen die zentralen Elternfiguren. Dass man *einen* Vater kennen soll reflektiert insofern die Austauschbarkeit dieser Position gegenüber der unverrückbaren Mutterposition. Ich werde diesen Aspekt eingehender bei der *Ausgestaltung der Pflegeelternschaft* diskutieren, hier ist aber bereits die besondere Gewichtung der Mutterrolle festzuhalten.

Die Kontaktmöglichkeit zum biologischen Vater ist ein Aspekt den Annika Selter in der gemeinsamen Erzählung aufbringt, Britta Selter greift zuvor jedoch ein anderes Argument auf, dass sich wahrscheinlich besonders vor dem Hintergrund erklärt, dass es – mit voranschreitender Zeit – zuvorderst um eine mögliche Schwangerschaft ihrer (immerhin sieben Jahre) jüngeren Partnerin geht: die Schwangerschaft sorgt aus Britta Selters Sicht für ein Ungleichgewicht zwischen den Partnerinnen („weil wenn eine n Kind hat also n leibliches Kind dann is es halt einfach das Kind von der einen [...] ja und es ist halt irgendwo ne Spaltung“). Auch um ein solches Ungleichgewicht in der – biografisch als besonders wichtig erfah-

renen – Mutterrolle zu vermeiden, richten sich weitere Suchbewegungen schließlich auf Formen einer gemeinsamen sozialen Elternschaft.

Annika: Dann hatten wir kurz Auslandsadoption aber also so mal Infomaterial und so

Interviewer: Mhm.

Annika: aber das war uns also ich glaub zum ein zu teuer und zu kompliziert, und dann auch zu unsicher also da wussten wir immer nicht was sind das für Kinder zum ein, und dann ob das die Frau wirklich freiwillig machen hört man halt auch viel und ja da-

Britta: -also da ham wir aber auch-

Annika: -war mir jetzt auch für politischer Hinsicht weil is mir auch nicht so ganz wohl dabei. [40 - 44]

Die eventuelle Erwägung einer Adoption im Inland findet erst gar keine Erwähnung, sind die Chancen auf eine solche doch verschwindet gering, während die Auslandsadoption als ein in vielerlei Hinsicht nicht nur unpraktischer („zu teuer und zu kompliziert“), sondern vor allem auch als ein unüberschaubarer und moralisch fragwürdiger Weg der Familiengründung betrachtet wird („was sind das für Kinder“ und machen das die „Frauen wirklich freiwillig“). Nicht zuletzt löst eine Auslandsadoption die Möglichkeit, Kontakt zur biologischen Herkunft zu suchen, nicht besser ein, als eine Samenspende aus dem Ausland. In den andauernden Prozess unterschiedlicher und sich ausweitender Suchbewegungen, war die Option einer Pflegschaft zwar auf dem Suchschirm der beiden Frauen präsent, wurde jedoch wegen der angenommenen Strukturmerkmale, von nur kurzzeitig möglichen Betreuungen und anschließenden Rückgaben der Kinder an ihre Herkunftseltern, lediglich als eine mögliche Ergänzung von Familie in Betracht gezogen – nicht aber zur Familiengründung. Diese Einschätzung der Pflegschaft ändert sich mit einem spontan im neuen Wohnort D-Kleinstadt wahrgenommen Informationsabend zu Pflegschaften:

Annika: -dann kamst du mit den Pflegekinderseminar.

Britta: Ja Pflegekinder hatten wir vorher schon immer mal wieder (Interviewer: mhm) also wir ham ja immer mehrere Sachen angeguckt und dann ham wa immer alles abgeklappert (Interviewer: Ja) sag ich jetzt mal so. Und äh dann irgendwann emotional zum Beispiel festgestellt

ne das wolln wa net und ähm ja und beim Pflegekinderseminar äh irgendwann als wir nach D-Kleinstadt gezogen sind hab ich dann gesagt: „Ey komm hier is n Pflegekinderseminar-“

Annika: -so n Infoabend war das-

Britta: -so n Infoabend war das und dann sind wa halt hin (..). Ja, und da ham wa uns das angehört fanden die Leute auch interessant die da warn (lacht). Ähm ja und dann äh [...]

[...]

Britta: [...]und bei dem Infoabend ham ham wa uns quasi am nächsten Tag glaub ich oder am damits einfach nich wieder (Interviewer: Aha ok) so in Vergessenheit gerät (Interviewer: Ja) ham wir uns dann äh ja telefonisch glaub ich gemeldet und dann is gleich n ham wir gleich n Gespräch (Interviewer: mhm) aufm Jugendamt gehabt.

Annika: Wobei man schon sagen muss is vielleicht noch wichtig, also wir ham vorher das auch anders eingeschätzt mit Pflegekind. Weißt du noch als wir noch in F-Dorf gewohnt ham ham wir immer gesagt: „Pflegekind kann man könnten wir uns nur vorstellen wenn ähm wenn eigene Kinder hätte“ weil wir immer dachten die sind älter und die gehn auf jeden Fall wieder [46 - 54]

Die Möglichkeit auf eine dauerhafte Pflegeelternschaft für zumal kleine Kinder oder sogar Säuglinge, eröffnet dem Frauenpaar Annika und Britta Selter einen neuen Weg zur Familiengründung, den sie nach dem Infoabend schließlich bestreiten wollen. An dem vorherigen Ausschluss der Pflegschaft von den Möglichkeiten zur Familiengründung, wird deutlich, welche Kriterien das Frauenpaar an eine solche legt: Zum einen sollte das aufgenommene Kind möglichst klein sein, bestenfalls ein Säugling und zum anderen sollte es seinen Lebensmittelpunkt dauerhaft bei den beiden Müttern finden, ohne das eine spätere Rücknahme des Kindes von Seiten der leiblichen Eltern in Betracht kommt. In dem Jugendamt ihres Wohnortes in D-Kleinstadt finden die Frauen diesbezüglich einen passenden Partner, da der dortige Pflegekinderdienst ihnen die genannten Wunschkriterien gewissermaßen in Aussicht stellen kann:

Annika: Und das war schon bei dem Infoabend als wir gehört haben dass gerade in D-Kleinstadt, is auch verschieden, in D-Kleinstadt so viele kleine Kinder sind (Britta: Ja) und dass die hier auch sagen ne Dauer-

pflge bleiben die ei- gut es gibt immer ne gewisses Risiko (Interviewer: mh) aber die ham halt ne Rückführungsquote von 3% oder so und das war auch was wir nich nich eingeschätzt hatten, also wo ich immer dachte die gehn auf jeden Fall wieder und-

[...]

Britta: - das Ding also du hast ja auch gefragt am Infoabend wie hoch is ähm die Wahrscheinlichkeit dass man n Kind bekommt und da hat sie gesagt sehr oder n kleines Kind bekommt-

Annika: -ja-

Britta: -sehr hoch (Interviewer: mhm) ja, und ähm dann britta ham die halt auch erzählt dass ähm mit der Rückführung das so ist das wenn die Kinder wenn man die so klein bekommt also als Säugling wenn das zum Beispiel das Kind 1 1/2 Jahre alt is ja, das meistens die Gerichte oder die Jugendämter das da keine Rückführung mehr gibt weil die schon sozialisiert sind in den Familien und eher dadurch n Schaden erleiden dadurch (Interviewer: mh) die kenn ja die Eltern nicht die sind nur ne das is ja in dem Moment is es dann nach 1 1/2 Jahren das Kind kennt ja ja nur eine Familie (Interviewer: mh) is es halt dann n Trauma, wens wieder irgendwo irgendwo hingehet.

Vor der – zwar (nur) mit Wahrscheinlichkeiten – in Aussicht gestellten Aufnahme eines Kleinkindes und einer durch die Dauer der Pflgschaft hinzutretenden rechtlichen Absicherung gegen die Herkunftsfamilie, bekommt die Pflegeelternschaft Strukturmerkmale einer Quasi-Adoption. Um diese aus der Erzählung entstehende Schiefelage wissend, greift Britta Selter auf die Darstellung einer Pflegekinderdienstmitarbeiterin zurück, die ein Stück weit den Adoptionscharakter der Pflgschaft zurücknehmen soll und dementsgegen die Bedeutung der Herkunft und der Wertschätzung dieser durch die Pflegeeltern hervorhebt:

Britta: [...]. Also die sagen halt schon auch also wenn jetzt zum Beispiel ähm, also die Frau Lenz hat uns auch erzählt ähm, jetzt beim gut wenn die älter sind ja äh dass äh die Pflegemutter n Problem mit dem Jugendlich- mit der Jugendlichen hatte (Interviewer: mhm) äh und äh die wollte halt immer ihre Mutter sehn und die hat se immer schlecht gemacht die Pflegemutter und dann hat das Jugendamt dann so entschieden dass es für das Kind und für die eigene Mutter äh das

unterstützt hat die Beziehung (Interviewer: mh) ja. Also die ham halt wirklich den Pflegeeltern gesagt: „Das geht nicht dass sie die Mutter schlecht machen wenn die äh wens Pflegekind die Mutter sehn will“ und hat die halt dadurch auch davon getrieben sag ich jetzt mal und das Jugendamt is halt dann so und unterstützt dann wirklich auch das Kind und die leibliche Mutter (Interviewer: mh, ok.) dann auch. [...] [67]

Also selbst wenn den Wünschen potenzieller Pflegeeltern von Seiten des Jugendamtes scheinbar sehr entgegen gekommen wird, so bleiben die Interessen des Pflegekindes doch bestimmend, was für die Pflegeeltern heißen soll, dass sie der Herkunft des Kindes gegenüber wertschätzend zu sein haben. Das Vorhandensein der leiblichen Eltern wird von dem Paar mit Blick auf das besondere Aufwachsen des Pflegekindes bei zwei Frauen explizit gewünscht, da es das Kind ein „bisschen weniger besonders macht“. Mit dem Arrangement der Pflugschaft wird zudem die Hoffnung verknüpft, dass diese Form der Elternschaft im Kontrast zur moralisch fragwürdigen Auslandsadoption („für politischer Hinsicht nicht ganz wohl dabei“) und der „künstlichen“ Zeugung eines Kindes, in der Fremdwahrnehmung mehr Akzeptanz und Anerkennung erfahren kann. Annika Selter formuliert dieses Argument für die Pflugschaft auf die Frage des Interviewers nach speziellen Erfahrungen gleichgeschlechtlicher Elternschaft hin, im Sinne von besonderen Adressierungen oder Diskriminierungen, und antizipiert in diesem die Außenwahrnehmung anderer auf ihre Familie:

Annika: Aber wir hams das mit der Diskriminierung also von homosexuellen Eltern und vor allem aus Sicht des Kindes schon überlegt und das war eigentlich auch n Grund warum wir uns gegen die Samenspende entschieden haben, dass wir schon gesagt haben: es is gesellschaftlich anerkannter also wenn zwei Fraun n Kind aufnehm was auch noch Kontakt sogar zu den leiblichen Eltern hat das is kein Ding, und ich glaub auch vielleicht noch weniger als bei zwei Männern, (Interviewer: mh) weil das is halt Pflugschaft und irgendwie früher ham auch die Nonnen und die Klöster die Kinder großgezogen das is was was die Menschen kennen (Interviewer: Mhm). Und für uns war schon auch die Überlegung dass Marie sagen kann im Kindergarten „Natürlich

hab ich auch n Vater und ich kenn auch mein Vater" und in der Hoffnung dass die das auch n bisschen weniger besonders macht. Und dass es auch einfacher sein wird für andre Kinder zu wissen sie lebt bei zwei Fraun aber sie hat auch n Vater. (Britta: Wobei das halt-) Und das es nich so n künstlich gezeugtes Kind- also moralisch find ich es irgendwie auch in Ordnung aber, is vielleicht für die Kinder schwieriger (Interviewer: mh).

Britta: Ja.

Annika: Und das hatten wir schon in der Überlegung.

Britta: Ja das hatten wir auch ja. Stimmt.

Annika: Und es wär auch ehrlich gesagt für mich also grad als Religionslehrerin ich mein ich bin jetzt nich so mega fromm, aber es wär schon vom Stand auch in so nem konservativen Gymnasium schwieriger gewesen, so n Samenspendekind zu haben weil Pflege is is immer so n soziales Ding, das finden alle ja das finden alle irgendwie toll. Zumindest in meiner Schicht. [403 - 407]

Während die Auslandsadoption aus den genannten Gründen schnell abgeschlossen wird, zeigt diese Passage den Abwägungsprozess des Für und Widers zwischen einem durch Insemination gezeugten und über eine Pflegschaft aufgenommenen Kindes. Unterdessen aus der Einbettung des Kinderwunsches in biografische Selbstverständlichkeiten (stabile Paarbeziehung, passendes Alter und Lebensphase) zunächst die Überlegung gefolgt ist, ein leibliches Kind zur Welt zu bringen – dem sein Vater mit Rücksicht auf die Herkunft des Kindes später zugänglich sein sollte – verändert sich diese Haltung als die Suchbewegungen vom privaten zum anonymen Samenspender übergehen. Einer anonymen Samenspende wird zwar keine moralische Fragwürdigkeit aus Sicht der Frauen unterstellt („also moralisch find ich es irgendwie auch in Ordnung“), aber mit Blick auf die spätere Normalitätsbewältigung des Kindes („Natürlich hab ich auch n Vater und ich kenn auch mein Vater“) und die Frage sozialer Anerkennung der Elternschaft („Pflege is immer so n soziales Ding, das finden [...] alle irgendwie toll“) gewinnt eine Pflegschaft an Attraktivität, so für sie denn Dauerhaftigkeit und das passende Alter des Kindes in Aussicht gestellt werden kann. Das von Annika Selter hierbei verwendete Deutungsmuster der Nächstenliebe für die Außenwahrnehmung der

Familie, will ich im nachfolgenden Abschnitt (Reaktionen und Sichtweisen anderer) genauer diskutieren, für die Entscheidung einer Familiengründung ist festzuhalten, dass die erwartete Akzeptanz im akademischen Milieu Annika Selters („Zumindest in meiner Schicht“ – im Kontrast zu Britta Selters Kontakten zu Arbeitermilieus) neben dem über ein Jugendamt geregelten Kontakt zur biologischen Herkunft einen wichtigen Ausschlag für eine Entscheidung zur Pflegeelternschaft gegeben haben.

8.2.2 Der Weg zur Pflegeelternschaft

An das durch den Informationsabend veränderte Bild über die Möglichkeiten einer Pflegeelternschaft zu einer Familiengründung der beiden Frauen, schließen die Partnerinnen zeitnah eine Bewerbung im Jugendamt von D-Kleinstadt an („quasi am nächsten Tag glaub ich [...] damits einfach nich wieder so in Vergessenheit gerät ham wir uns dann äh ja telefonisch glaub ich gemeldet und dann [...] ham wir gleich n Gespräch aufm Jugendamt gehabt“). Den Pflegemüttern ist diese Anfangsphase noch sehr präsent, liegt sie doch erst einige Monate zum Interviewtermin zurück, entsprechend ausführlich können sie im Zuge der Initialerzählung von den einzelnen Phasen und Abläufen berichten.

Für ihre Bewerbung füllen die Partnerinnen einen Bogen zu ihren Lebensläufen aus, wobei sie dem Jugendamt durch ihre Ausführlichkeit und Offenheit auffallen:

Britta: Über die Sommerferien ham wir da immer rumgerumgeschrieben und wir hams (Interviewer: ja) halt sehr (..) also uns ham se halt gesagt wir haben sehr genau halt den Lebenslauf geschrieben. Ich weiß halt nich wie die andren die schreiben aber ich hab halt jetzt mal Lebenslauf is Lebenslauf [...] [71]

Besonders im Hinblick auf die konfliktreiche Jugend und das frühe Erwachsenenalter (das Britta Selter teilweise mit Gesprächstherapie in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie verbracht hat), begegnen die Frauen in der Bewerbung mit einer transparenten und reflektierten Haltung:

Britta: [...] war auch in der Psychiatrie mal und also meine Karriere in der Jugend is nich so schön. [...]. Und deshalb ähm sind unsere Lebens-

läufe¹⁷¹ jetzt nich so schön gewesen ähm aber das Jugendamt fand das glaub ich eher (.) gut dass wir so offen darüber geredet- (Interviewer: mh) also ja. [...] [356]

Auf die positive Resonanz zur Bewerbung folgen ein Hausbesuch und zwei Wochenendseminare zur Pflegeelternschulung. Bereits beim ersten Hausbesuch wird das Frauenpaar nach einem möglichen Aufnahmezeitpunkt für ein Kind gefragt:

Annika: [...] das war schon eigentlich im Nachhinein n bisschen komisch weil sie gleich gefragt hat ab wann wir uns das denn vorstellen könnten, n Kind zu nehm und da hab ich halt gesagt nich vor November, erstma Examen machen und wir hatten dann dieses Auswertungsgespräch ob wir angenomm sind im Dezember (Interviewer: mhm) und ham direkt im Anschluss den Fall vorgestellt bekomm. [72]

Britta und Annika Selter sind nach ihren langjährigen Suchbewegungen für eine Familiengründung sichtlich überrascht, zum Teil ein wenig über-rumpelt, wie schnell mit der offiziellen Annahme der beiden als Pflegeel-tern, eine Vergabeabsicht des Pflegekinderdienstes folgt:

Britta: -von den erfahn ja sie sind genommt, ach ja (Annika: und hier is n Kind) wir ham auch noch n Kind für sie (Annika: ja) (lacht) [76]

Der an das Auswertungsgespräch unmittelbar vorgestellte Fall, sollte von den beiden potenziellen Pflegemüttern zunächst erwogen werden, ob dieser zu ihnen passe. Bereits am darauffolgenden Tag bekundet das Frauenpaar Interesse. Annika Selter stellt hierzu fest, dass die Fallkonstel-lation ihren Wünschen sehr entsprochen habe:

Annika: Ja aber es war schon relativ also, nur kurz erzähl abgesehn davon dass wir n Jungen lieber wollten, und es n Mädchen¹⁷² is (lacht leise auf), ähm wars eigentlich relativ optimal weil sie ihre Eltern sind lern-

171 Gemeint ist mit „Lebenslauf“ in dieser Passage das tatsächliche Leben und nicht der Lebenslauf-bogen des Jugendamtes, die Assoziation mit dem Bewerbungsdokument bringt Britta Selter jedoch auf diese Zusammenführung der Erzählung.

172 Auf die Hintergründe für diese Geschlechtsfavorisierung – wobei die beiden ein Mädchen auf dem Bewerbungsbogen nicht ausgeschlossen haben – werde ich unter dem Abschnitt der Ausgestaltung der Pflegeelternschaft genauer eingehen.

behindert und betreut und kriegens deshalb nich hin aber es war halt keine Drogen, kein Alkohol n kleines Kind und die ham dem Mädchen auch nie was getan also es war sehr-

Britta: -also keine Misshandlung es kam halt gleich nach der Geburt weg-

Annika: -gleich in Bereitschaftspflegen. Nie vernachlässigt das war einfach so (unverständlich)-

Britta: -das einzige Problem is halt sie hat fünf Wechsel also mit uns fünf Wechsel (Interviewer: mh) in einem Jahr, also das is eigentlich zu viel.

Also die Jugendämter sollten da eigentlich da, also es is nich so vorge-sehn ne das die fünf We- fünf mal wechseln.[..] [85 - 88]

Nicht nur, dass es sich um ein kleines Kind handelt, sondern daneben der Umstand, dass keine frühen Belastungen durch die Eltern entstanden sind, spricht das Frauenpaar an, da sich die Pflege damit Normalstrukturen von Familie annähert. Problematisch sei zwar die vom Kind erfahrene Diskontinuität der Betreuungspersonen, die Lernbehinderung der Eltern und die aus dieser anscheinend folgende Erziehungsunfähigkeit für ihre Tochter, wird demgegenüber aber nicht als Hindernis gesehen. Vielmehr verspricht der Status der Eltern die Dauerpflege perspektivisch abzusichern, wie im informellen Gesprächsteil des Interviews, nach der eigentlichen Erzählung und den Nachfragen, von Annika Selter mit Blick auf ihren Familienwunsch bemerkt wird:

Annika: [...] also für uns halt, is es ja schon eher Familie also Familien-gründung, deshalb wollten wir auch Dauerpflege und möglichst sicher und wie bei ihr wo man halt sagt die Eltern die lernbehindert bleiben und das wird sich auch nich ändern und die sind einfach nich erziehungsfähig [...] [589]

Ebenso trauen sich die Pflegemütter mit einer eventuellen Lernbehinderung der Pflgetochter umgehen und sie entsprechend fördern zu können, was laut Annika Selter wohl für andere Paare ein Hinderungsgrund gewesen sei:

Annika: Mit den Eltern das war das konnte sich viele wohl nicht vorstellen deshalb hatten sie auch gar kein für sie gefunden-

Britta: -Ja wegen der Lernbehinderung (Annika gleichzeitig: und das war für uns gar kein Problem).

Interviewer: Mhm, weshalb?

Britta: Ja gut weil viele vielleicht auch kein (..) dummes Kind wolln (Interviewer: ah ok) in der Hinsicht.-

Annika: -wobei es natürlich-

Britta: -ja aber dumm in Anfü- also ne man weiß ja nich was vererbt is oder nich (Interviewer: mh ja), aber sie ne sehn halt ok zwei lernbehinderte Eltern die über die Lebenshilfe da arbeiten, und gut die sind aber so selbstständig das se halt zusa- zu zweit da damals also da ne Wohnung hatten und ähm, die sind beide 28. Das erste Kind und, das wurde uns halt alles so vorgestellt und dann ham wir halt am nächsten Tag angerufen wir ham gesagt: „naja gut okay dann lern wa halt das Kind ma kenn“ weil (Annika: und die Eltern ja) ne also damit man sich n weiteres Bild macht. [...] [89 - 94]

Der Interviewer zeigt sich indessen zunächst verwundert, dass Marie schwer zu vermitteln gewesen war („weshalb?“), sind die Umstände der Pflegschaft mit Blick auf eine Familiengründung doch „relativ optimal“ – auch für andere kinderlose Paare, selbst mit einer eventuellen kognitiven Einschränkung. Annika und, den Gedanken fortführend, Britta Selter relativieren die vom Jugendamt getroffene Konstruktion der Lernbehinderung darauffolgend, in dem sie auf die Selbständigkeiten der Eltern hinweisen und versuchen deren Ressourcen hervorzuheben. Sie wollen sich damit auch ein Stück weit von der Kategorie „Lernbehinderung“ frei und sich selbst ein Bild von Marie machen.

Nach der Zusage des Frauenpaares für die ihnen vorgestellte Fallkonstellation beginnt das Kennenlernen, zunächst des Kindes und anschließend der Eltern. Marie lebt zu diesem Zeitpunkt (erneut) bei der Bereitschaftspflegemutter Frau Simon-Waldmann, die im Erstkontakt („war auch super nett“ [100]) und in der folgenden Anbahnungsphase eine zentrale Begleitperson für die Pflegemütter wird. Beim Kennenlernen des Kindes in der Bereitschaftspflege achten die beiden Frauen auf den „wachen Blick“ [100] Maries und gewinnen von ihr – in Abstimmung mit den Erfahrungen von Annika Selters Mutter (einer Sonderschullehrerin) – den Eindruck eines gesunden, wenngleich entwicklungsverzögerten Kindes:

Britta: [...] Ja und dann (...) war da das Kind und da konnt man eigentlich jetzt auch nichts dagegen sagen (lacht) ja (Annika: ja, lacht). Die war

halt äh putzig ja (Interviewer: mh (lacht)) also sie war halt zurück ja von der Entwicklung aber sie war stimmig. Also es is nich so dass man jetzt so n so groß und zurück einfach zurückgeblieben sondern sie war von der ganzen Entwicklung also körperlich wie geistig also komplett zurü- also- [94]

Auf den ersten Kontakt mit Marie folgt am nächsten Tag ein Termin mit den Eltern, von dem Annika und Britta Selter ausführlich berichten:

Britta: [...] und die Eltern ja gut (...) mh also die war- sind menschlich ok ja (Annika: sind total nett eigentlich), die sind liebe Menschen ja ähm. Die Mutter is äh offensichtlich (...) lernbehinderter als der Vater, wobei die Mutter einfach besser sprechen kann und der Vatta von der Sprache n bisschen mehr Probleme hat aber (...) die ham halt dann gesagt also gut das Jugendamt drückt ja wirklich den Eltern die Pistole auf die Brust ja, weil die ham so wenig Pflegeeltern das ham wir halt schon gemerkt. Ja also das is halt auch n bisschen seltsam also (...) (atmet hörbar ein und aus)-

Annika: -gerade Maries Eltern sind kognitiv sowieso nicht in der Lage um viel zu entscheiden die komm dann immer mit Betreuern die ham jeweils Betreuer

Interviewer: mhm

Britta: und dann wird halt gesagt: „ja sind sie net auch der Meinung dass es besser für Marie wär“ und also es ist halt-

Annika: Die Betreuer von den sagen das dann auch „hier die Selters sind doch nett mh“ (lacht).

Britta: Ich mein das sind halt das Problem is halt die sind selber in der Betreuung ja, und äh in der Betreuung sind die gewohnt dass die einfach von anderen wirklich gesagt bekomm wies am besten läuft (...). Und das is lustig weil die sind halt äh auch mit diesen Jugendamtsgesprächen hat man wirklich gemerkt dass die das gewohnt sind von der Lebenshilfe weil die eh schon Betreuer haben (Interviewer: mhm) jetzt auch noch das Kind betreut wird ja, also das is ähm die ham dann immer „ja mhm und ja“ und dann ham wir ham da so n so n genau so n Gespräch gehabt mit den Eltern und dann ham wir auch Bilder mitgebracht von uns ja damit die sich das vorstelln könn wer wir sind (Interviewer: mh) weil ich mein in einer Stunde kannste halt net.

Dann ham wa halt so, von nem Urlaub mal n Bild weil wir n VW-Bus haben oder wie halt unser Leben so von der Wohnung (Interviewer: mh) (...) und ja unsere Katze oder die Vögel (lacht) oder so (Annika: sowas halt) dass die sich irgendwas vorstelln können.

Interviewer: ja.

Britta: Und dann ham wa das halt ähm, also es war eigentlich relativ locker das Gespräch es war nich komisch und es war halt so dass die dann gesagt haben: ja sie könn sich das vorstelln, wobei wie gesagt (Annika: was sollten sie auch sonst) was sollten sie auch sonst sagen ja also ich glaube schon dass die si- also ich weiß es nicht ob sies gemacht haben aber, es gab wahrscheinlich keine Alternative für Marie ja. [109 - 116]

Der Kontakt zu den Eltern wird von den Pflegemüttern als deutlich positiv eingeschätzt, beide Elternteile Maries werden zwar als kognitiv eingeschränkt, was das Verstehen der Situation und das Absehen über die Tragweite der Entscheidungen angeht, beschrieben, jedoch als grundsätzlich gute und gegenüber ihrer Tochter liebevolle Menschen ausgewiesen („sind total nett eigentlich“; „sind liebe Menschen“). Auf Grundlage dieser Einschätzung können Annika und Britta Selter sich in die Situation der Eltern hineinversetzen, und äußern Bedenken, inwieweit Mutter und Vater bei der Inpflegegabe ihrer Tochter Entscheidungsräume von Seiten des Jugendamtes zugestanden wurden oder ob ihnen vielmehr „die Pistole auf die Brust“ gedrückt worden sei und sie der Pflugschaft alternativlos zustimmen mussten. Die jeweils in dieser Gesprächssituation anwesenden Betreuerinnen der Eltern, tragen aus Sicht des Frauenaars zu dieser Suggestion bei. Daneben vermuten die Pflegemütter, dass die Pflugschaft aus der Perspektive der Herkunftseltern an das ihnen vertraute lebensweltliche Muster von Betreuungen angeschlossen hat, es insofern in der Logik dieser Erfahrungen steht, dass auch ihre Tochter nun betreut werde und man den Ratschlägen der Betreuer folgen solle. Britta und Annika Selter geben sich indessen Mühe den Eltern als Privatpersonen zu begegnen, ihnen Eindrücke aus und über ihr Leben zu vermitteln und darüber wer sie sind („damit die sich das vorstellen können wer wir sind“). Trotzdem vermuten sie, dass sie von den Eltern als *gleichgeschlechtliches Paar* nicht „realisiert“ wurden, sondern – nicht zuletzt weil die vermittelnde Fachkraft des Jugendamtes die Besonder-

heit der Pflegefamilie versehentlich unthematisiert ließ – sich ebenso in das lebensweltliche Muster vom betreutem Leben einfügen, gerade weil sie beide weiblichen Geschlechts sind:

Annika: Was lustig war in dem Zusammenhang wir ham dann Frau Schlosser also die vom Jugendamt gefragt, ob sie den Eltern ob die Eltern denn einverstanden sind mit nem lesbischen Paar und die hatte völlig vergessen die Eltern das zu fragen (Interviewer lacht: okay). Aber für die Eltern war das wohl auch so und das glaub ich wirklich weil die so n bisschen einfacher sind und so viele weibliche Betreuer haben ich weiß gar nicht ob die das überhaupt al- je als Problem realisiert haben (Britta: ja das weiß ich auch nicht) also für die is das einfach so die wohnt halt bei zwei Fraun, so wie ich auch lauter weibliche Betreuer überall hab, Punkt. [117]

Aus den Schilderungen Annika und Britta Selters ist der Schluss, dass das Zusammenkommen der lebensweltlichen Erfahrungen von Betreuung der Herkunftseltern mit der Konstellation zweier Pflegemütter als eine Art „Passung“ von Seiten der Fachkräfte beabsichtigt war, schwerlich zu ziehen. In den *Sichtweisen und Reaktionen anderer auf die Pflegeelternschaft* wird vielmehr zu zeigen sein, dass die Unterrepräsentation des Themas Gleichgeschlechtlichkeit, bei Frauen- wie scheinbar auch Männerpaaren, Teil einer fachlichen Gleichgültigkeit gegenüber der Besonderheit dieser Bewerber innerhalb der Praxis des Jugendamtes ist. Von einer intendierten Passung ist also nicht auszugehen, jedoch kann man sich fragen, ob diese von den Eltern angenommene Deutung der Pflege-schaft nichtsdestotrotz chancenreich ist und womöglich ressourceneröffnende Lesarten erlaubt. Dass die Eltern in den Frauen Betreuerinnen für ihre Tochter sehen, folgt einer biografischen Kontinuität, die für sie nicht irritierend, sondern lebensweltlich nachvollziehbar sein kann: auch sie werden schließlich betreut. Zudem erlaubt diese Deutung, sich weiter als Eltern des Kindes zu verstehen, da das Frauenpaar als betreuende Ergänzung und nicht als elterlicher Ersatz verstanden werden kann. Dass die Tochter in ihrem Aufwachsen Kontakt zu den leiblichen Eltern und damit zu der – unter Aspekten der Normalitätsbewältigung bei einem gleichgeschlechtlichen Paar – hilfreichen Ressource Herkunft hat, wird von den Pflegemüttern zudem ausdrücklich gewünscht, insbesondere

mit Blick auf den Vater des Kindes (siehe vorhergehenden Abschnitt). Für das System der Gleichgeschlechtlichkeit eröffnet das Deutungsmuster „Betreuung“ ebenso Chancen im Umgang mit den Eltern, da das Frauenpaar nicht als gesellschaftliche Randgruppe mit möglichem Assoziationsraum zu einem für die Normalität der Tochter bedenklichen Aufwachsen gesehen werden, sondern als Ressource und geeigneter Lebensort für ihr Kind – immerhin stehen der Tochter gleich zwei Frauen zur Seite. In den Worten Annika Selters lässt es sich so festhalten: *die Eltern realisieren das Problem nicht*. Ohne die Konstruktion gesellschaftlicher Abweichung wird die Gleichgeschlechtlichkeit des Paares nicht zur Irritation, sie kann dementsgegen unter einem biografisch begründeten Deutungsmuster der Betreuung verstanden, als hilfreich und selbstverständlich („für die [Eltern] ist das einfach so“) in Erscheinung treten.

Die Fallvorlage, der Erstkontakt mit Marie bei ihrer Bereitschaftspflegemutter, das Gespräch mit den Eltern – all das fällt für das Frauenpaar in eine kurze Zeitspanne vor ihrem geplanten Urlaub in den Winterferien, und soll vor diesem obendrein entschieden sein. Auch wenn Annika Selter klar stellt, dass nach einer Entscheidung für die Pflegschaft während der Anbahnungsphase noch Ausstiegsoptionen bestünden, so folgt auf die Termine doch unmittelbar ein Drängen auf eine Entscheidung etwa mit dem Verweis der Sachbearbeiterin, dass ein anderes Interessentenpaar noch angefragt werden könnte – die umgangssprachliche Pistole wird also nicht nur den leiblichen Eltern auf die Brust gesetzt. Offenbar will das Jugendamt die bereits zu lang dauerende Bereitschaftspflege schnellst möglich in eine Dauerpflege überführen. Annika und Britta Selter fühlen sich durch die beschleunigte Abfolge der Ereignisse zwar ein wenig überrumpelt:

Britta: Ja das war hardcore also: ein Tag Gespräch „wolln se den Fall haben“ dann zwei Tage später Kind kenngelernt dann ich glaub n Tag später Eltern kenngelernt (Annika lacht) und dann sind wa dagestanden so puh- (Interviewer lacht: okay) [103]

Sie bemühen sich aber darum Schritt zu halten und richten vor ihrem Urlaub noch „in Windeseile“ ein Kinderzimmer ein:

Britta: [...] also vorm Urlaub noch äh ham wa hier noch äh die Wohnung äh in Windeseile (Annika: Kinderzimmer und so) äh zu IKEA gefahren

und ham dann äh (Interviewer lacht: okay) also alles umgeräumt und umgebaut und äh ich weiß nich (Annika: echt wie im Film)- [135]

Nach dem 10-tägigen Urlaub beginnt die Anbahnungsphase, die wegen der abrupt zu regelnden Berufsumstellung Britta Selters und der anstehenden Neueinstellung Annika Selters auf einem Gymnasium insgesamt drei Wochen dauert. Diese Phase, in denen die beiden Marie in der Bereitschaftspflegefamilie besucht haben, um sie kennen- und versorgen zu lernen, wurde von den Pflegemüttern mit ambivalenten Gefühlen erlebt, die sie als komisch oder als „strange“ (Englisch für *fremd* im Sinne von ungewohnt und sonderbar) beschreiben:

Annika: Dann ham wir sie eigentlich jeden Tag besucht in der Pflegefamilie, und es war halt ganz gut gepasst so, also ich dachte erst das wird total komisch. Aber es war insofern gut, dass es die Pflegemutter von ihr, also die Bereitschaftspflegemutter, die halt selber ähm also die eine Tochter is erwachsen und die andern sind so jugendlich 15 und 18 (Interviewer: mhm) oder so. Und das war irgendwie keine Konkurrenz also sie hat eher so n bisschen (Britta: die is 52) wie unsere Mutter so ne Omarolle übernomm und das war eigentlich schön weil (Britta: und uns halt beigebracht-) uns- wie wickelt man ein Kind und so-

Interviewer: Ah schön.

Britta: -also das war halt schon ein bisschen strange auch ja aber es war Gott sei Dank gings, und-

Annika: -sie war das sehr zuvorkommend sie hat viel gezeigt auch-

Britta: -also man hat- is halt total strange ja, also ich mein zuerst wir kenn die ja nich und dann wars per „Sie“, und dann is man halt da und dann gehts halt um n Kind und dann hat man auch Berührungängste erstma, ja das Kind kennlern und dann is man bei den in der Wohnung ne in der Familie mit drin (Interviewer: mh) und (..), also das is schon so n bisschen (..) komisch, und äh dadurch dass ja die Anbahnungsphase ungefähr (...) ja, also zwei Wochen zwei bis drei Wochen also so hab ich ungefähr gedacht ja ich dachte ok „Ende Januar“. Allein schon beruflich bis ich Elternzeit beantrage ja ich musste das zu Anfang des Monats und dann hats halt drei Wochen gedauert also es warn drei Wochen, wobei ich sagen muss es war vielleicht n bisschen zu lang

ich häts nicht gedacht aber es is zu lang, also paar Tage wars nur zu lang weil (.) äh Marie wurde also wir ham das so gemacht dass wir zuerst immer bei ihr warn (Interviewer: mh) und auch ma spazieren ging von ihr alleine mit dem Kinderwagen mit Marie. Und äh irgendwann ham wir dann so gemacht ham wir das umgeswitched in der nächsten Woche dass sie dann auch mal zu uns kann dass Marie die Wohnung kennlernt.

Interviewer: mhm.

Britta: Und ab da war das eher so n bisschen komisch, also da, war sie in nem fremden Umfeld und ähm die Pfl- die Bereitschaftspflegemutter hat sich immer zurückgenomm dass wir sie auch haben das hat sie halt gemerkt, und das war halt sehr- sie war sehr nölilig und sehr-

Annika: -sie war halt auch vier Monate bei der Bereitschaftspflege und sehr gebunden schon das war das Problem also. [138 - 145]

Auf der einen Seite wird die Bereitschaftspflegemutter, Frau Heike Simon-Waldmann, als eine Ressource erlebt, eine erfahrene Pflegemutter, die ohne Konkurrenzgefühle zu Annika und Britta Selter ihre Kenntnisse an die werdenden Pflegemütter vermitteln und den Aufbau der Beziehung zur Pflgetochter Marie unterstützen kann. Wie „unsere Mutter“ in einer „Omarolle“ wird die Beziehung zu Frau Simon-Waldmann beschrieben und hat entsprechend auch „sehr zuvorkommende“ Momente. Auf der anderen Seite evoziert die Situation der sukzessiven „Umsiedlung“ der Pflgetochter bei den Frauen ambivalente Gefühle, es wird als „komisch“ und „strange“ erfahren „mitten in der Familie“ der Bereitschaftspflegemutter zu sein und dort das Kind stetig kennenzulernen und sich aneinander zu gewöhnen. Bei dem Unbehagen des Frauenpaares wird deutlich, dass weniger die Bereitschaftspflegefamilie „strange“ also *fremd* ist, sondern sie selbst sind das Fremde in der Situation, die ein Kind von „seiner Mutter“ trennen:

Britta: Also wir ham halt die Marie mit ihrer Mutter kenngelernt, sag ich jetzt mal so. Also das war ihre Mutter (Annika: Für uns war das ihre Mutter), das war ihre Mutter für sie, ne. Und dann ham wir quasi in zwei Wochen, äh das (.) ja miterlebt (..) äh wie wie jetzt quasi diese Umsiedlungsphase ja und dann is sie hergebracht und hat sie dage- lassen, das war halt irgendwie so. Es war auch für sie also für die Frau

Simon-Waldmann traurig ja also wir warn irgendwie traurig, ja das war irgendwie so (...) [179]

Die langanhaltende Bereitschaftspflege (Marie hat die längste Zeit ihres Lebens in dieser Familie verbracht) geht für die Beziehung Frau Simon-Waldmanns und der jungen Marie unweigerlich mit emotionalen Bindungen einher, eine Trennung mit Trauer ist die natürliche Folge, die von den Pflegemüttern Annika und Britta Selter wahrgenommen und mit durch litten wird. Durch diese Erfahrung wird Marie mehr noch zu einem „fremden Kind“ [erstmal bei 136], nicht weil sie von einer anderen Mutter geboren wurde, sondern weil sie mit einer anderen Mutter, der Bereitschaftspflegemutter, erlebt wurde:

Britta: Komisch, aber sie ist klein aber trotzdem is sie fremd. [197]

Vor dem Hintergrund dieser emotional schwierigen Situation wird Mariés „Einzug“ – entgegen der Erwartung des Interviewers („Schön“) – als zunächst traurige Zeit beschrieben:

Britta: [...] und dann is der Zeitpunkt gekomm (...) da hat se se hier vorbeigebracht und, dann is se gegangen (Interviewer: mhm). Und wir hatten Marie dann hier.

Interviewer: Schön.

Britta: Ja-

Annika: Obwohl eigentlich so war wir- ich glaub wir ham erstma beide geheult. [168 - 171]

Entgegen dem Klischeebild freudestrahlender Eltern („waren auch nicht so euphorisch“ [177]) beginnt die Pflegschaft für das Frauenpaar mit unterschiedlichen Belastungen, die zum einen durch die Situation mit einem „fremden Kind“, an das man sich zunächst gewöhnen und das erst mal in der Pflegefamilie ankommen muss, und zum anderen durch eine abrupte Umwälzung der Aufgaben- und Arbeitsteilungen zwischen den Partnerinnen – Annika Selter beginnt eine neue Stelle und Britta Selter geht in Elternzeit und verliert den Kontakt zu ihren Kollegen, sowie daraus folgenden Konflikten zwischen den Frauen – begründet ist. Diese Belastungslagen vermischen sich in der retrospektiven Erzählung auf die ersten drei Monate der Pflegschaft:

Britta: [...] also es war irgendwie so mehr Trauer, das war ums Kind trauer weil das arme Kind, ja und dann hab ich die Heike also die Frau Simon-Waldmann das hat mir auch leid getan, und ich hab mir auch leid getan dass ich kein Leben mehr hab ja also das war schon auch irgendwo ne Trauer so n Abschied vom alten Leben ja [182]

Ich will hier zu Analyse Zwecken versuchen die Schwierigkeiten einzeln herauszuarbeiten und dann vor der Gesamtsituation zu verstehen, tatsächlich springe ich deshalb in der Narration der beiden Pflegemütter über diese Zeit zwischen mehreren Erzählpassagen.

Neben dem Mitgefühl für die abgebende „Mutter“ Maries, drückt sich in der Bezeichnung der Pflgetochter als „fremdes Kind“ ebenfalls die anfangs unsichere Beziehung der Pflegemütter – insbesondere Britta Selters als dem versorgenden Elternteil – zum Kleinkind aus, das wegen wechselnder Betreuungspersonen und damit im Zusammenhang stehenden Entwicklungsverzögerungen als „schwierig“ und reaktionsarm im Umgang empfunden wird:

Britta: [...] also Marie war auch schwierig. Also offen- also erstma nich also wenn als als ich in diese in der Situation war konnten wir immer sagen „Na eigentlich is se gar nich schwierig ne“ aber jetzt wenn ich rückblickend denke war sie eigentlich schon, war sie eigentlich schwierig weil es war halt emotional schwierig ne sie hat keine Bindung gehabt sie hat nich gelacht die hat nich interagiert gar nichts (Interviewer: mh). Also die is da gelegen wie n Säugling ne war nich irgendwie (Annika: konnte auch nichts konnte nicht mals sich drehn) hat gestrahlt oder so das war die konnte sich nich drehn die ko- hat nich irgendwie so gemacht da-das war irgendwie oder irgend ne Interaktion irgend ne Reaktion ja, so, das war halt sau schwer weil also wir sind auch so super glücklich dass die hier irgendwann mal angefang hat ne irgend ne, Reaktion zu zeigen Gott ja das Kind will irgendwas ja es macht so (lacht auf). [...] [216]

Britta: [...] Is n Baby jetzt so viel Charaktereigenschaften gibts jetzt net dass man jetzt wir n Erwachsener „ich mag jetzt das gern und rosa gern und“ also ne das is jetzt (Interviewer: mhm). Aber trotzdem is es öh is se halt fremd gewesen ja. Und das war für mich (...) also für uns auch schwierig, also für mich mehr weil ich halt zuhause war. Mh aber

ähm (...) ja, also teilweise war ich schon manchmal n bisschen wütend ja, und so emotional weil i- ne du hast n kleines Kind das liebst du einfach noch nicht. [...] [199]

Die Versorgung eines im alltäglichen Umgang faktisch Neugeborenen (das nominelle Alter Maries lag bei 11 Monaten),¹⁷³ wird von Britta Selter als belastend beschrieben und fällt mit einem Abschied nehmen von geschätzten Freiheiten und Kontakten zu Kollegen zusammen. Diese Erfahrungen während der Transformation vom Paar- zum Familiensystem können ebenso für andere Elternteile als schwierige Umstellung erlebt werden, jedoch wird dieser Prozess in der Regel durch eine längere Vorbereitungszeit (Schwangerschaft und Mutterschutz) begleitet und von einer mit dieser einhergehenden Beziehung zum Ungeborenen getragen, so dass die „Beschränkung“ auf Versorgungsaspekte in den ersten Monaten der Eltern- und insbesondere der Mutterschaft nicht als so schwerwiegend gelten, sondern eher eine Idealisierung erhalten: verdichtet im harmonischen Bild der stillenden Mutter und ihrem Säugling. Britta Selters Blick ist vor dem Hintergrund einer zunächst fehlenden Beziehung zu Marie und eines plötzlichen Wechsels in die Rolle der Hauptversorgerin für einen Säugling, demgegenüber unverklärt und nimmt schonungslos die Kostenseite der versorgenden Mutterrolle in den Blick:

Britta: [...]du kümmerst dich, und äh es is halt sau viel Arbeit, also da muss man sich erstma umstelln. Äh, nicht mehr so am Morgen so ma bis um 9 schlafen oder so (Interviewer lacht). [...] äh Flasche machen wickeln äh fünf essen am Tag äh das muss man irgendwie (Interviewer: mh) ne das is komplett durchstrukturiert also der ganze Tag läuft nach Marie. Also da is nich mehr irgendwie dass ich jetzt sage ich geh jetzt mal ausm Haus (Interviewer lacht: Ja) und fahr jetzt mal einfach mh zu nem Freund von mir oder so ne das geht nich mehr. [...] [199]

Britta: Also wir hatten (unverständlich) ham schon oft gestritten [...] also für mich war das auch schwierig weil ich ich arbeite eigentlich gerne, äh im Rettungsdienst und so mh ja einmal die Woche ja das is halt

173 Annika: -wie n Baby halt mit 11 Monaten.

Britta: Wie n Baby ja genau also sie war wie alt war sie da?

Annika: 11 Monate es war höchstens wie n halbes Jahr.

Britta: Sie war wie n halbes Jahr [95 - 98]

dann weg von den Kollegen keine Leute mehr zur Ansprache hier nur das Kind ne [214]

Man kann vor diesen Erfahrungsschilderungen fragen, ob sich Britta Selter eine Rolle als primär versorgendes Elternteil (im klassischen Rollenmodell: als Mutter) überhaupt in dieser Weise gewünscht habe oder ob die Planung der beiden, insbesondere vor dem Hintergrund eines treibenden Kinderwunsches von Seiten Annika Selters, nicht eine andere Aufteilung vorgesehen hatte – eine Frage, die der Interviewer im Anschluss an die Initialerzählung entsprechend stellt.¹⁷⁴ Ich will auf die Arbeits- und Aufgabenteilung der beiden Frauen an späterer Stelle genauer eingehen, für die Betrachtung der ersten Erfahrungen als Pflegeeltern, ist festzuhalten, dass es sich bei der Arbeitsteilung zu Marias Aufnahme um ein aus beruflichen Gründen getroffenes Arrangement des Frauenpaars handelt, das für Britta Selter insofern eher unglücklich war, da sie die Rolle einer klassischen Mutter für sich nicht angestrebt hatte, indessen Annika Selter zwar ein ebenfalls fest verankertes Berufsbild hat, das heißt, dass sie ebenso wie ihre Partnerin als Elternteil ihrem Beruf weiter nachgehen möchte, jedoch deutlich stärker den Wunsch äußert ein Kleinkind versorgen und die Rolle der emotionalen Hauptbezugsperson auszufüllen zu wollen („eher so die Mami“ [274]). Damit begründen sich entstehende Konflikte zwischen den Partnerinnen auf eine als ungleich empfundene Arbeitsteilung, der eher klassische Muster zugeordnet werden (Frau-Mann), sowie eine damit verbundene Zuteilung der Elternrollen (Mutter-Vater), die als unbefriedigend – und zwar aus Perspektive beider Pflegemütter – beschrieben wird. Die am Wert der Egalität orientierte Partnerschaft wird unvorhergesehen in eine Schiefelage gebracht. Die Zuteilung der Rollen erfolgt aus Sicht der Frauen hierbei von der Pflegetochter Marie, die aus einem entwicklungspsychologischen Bedürfnis heraus eine der Mütter in die Rolle der primären Bezugsperson bringt:

Britta: [...] Ähm aber ja halt die Mutterrolle auch zu finden das (Interviewer: mh) is auch noch so Ding gewesen ja. Also dieses ja dieses

174 Interviewer: mhm.(...) Hatten Sie das ursprünglich anders geplant, also von der Aufteilung her dass Sie gesagt haben also Sie sagten Sie ham sich das Kind n bisschen mehr gewünscht, glaub ich so formuliert (Annika: ja). War das ursprünglich n anderer Plan dass das anders aufgeteilt wird? [260]

Rollending is auch äh is auch jetzt noch n Problem is einfach schwierig weil Marie macht das. Marie setzt die Rollen also die sagt (Annika: ja) welche Rolle wer hat (Interviewer: mh). Ja das is nich wieder-

Annika: -gegen jede Theorie von uns. (lacht)

Britta: Gegen jede Theorie wir dachten: „Oh ja super du bis ja am Nachmittag da sind zwei Fraun teiln wa's uns“ so ungefähr ja (Interviewer: mh). Und äh das is net so. Also, ne die suchen sich eine Bezugsperson aus, gut wir ham viel gelesen ja, wie diese ganzen als-wie wie Kinder ticken, Bücher, ööh Internet alles und irgendwann ham wir dann halt auch gelesn dass se sich halt eine Bezugsperson aussuchen und von dieser Bezugsperson gehn andre Beziehungen aus. Ja und die bin halt ich, ja weil ich halt immer daheim war (Interviewer: mhm) oder bin ja. Wobei das halt auch seltsam is weil, also bei ihr schreit se halt ohne Ende wenn sie heimkommt das is halt-

Annika: -vor Freude.

Britta: Vor Freude (Annika lacht) ja vor Freude vor Freude tschuldigung. (Annika: (unverständlich)) Aber im Moment is halt äh äh total hat ja weil und wir ham auch alle andre Ro- [...] ich kann ihr erklärn kann ich ihr viel also ne die reagiert da drauf wenn ich ihr irgendwas erkläre, hört se mir sehr gut zu und hat auch inzwischen weiß sie auch sehr viele Wörter (Interviewer: mh) kann nich sprechen aber weiß sie, und sie macht die motorischen Sachen so laufen- also laufen lern und krabbeln lern robben also das is is total strange aber ähm-

Annika: -wo wir eigentlich genau andersrum sind-

Britta: -eigentlich sind wir andersrum sie is die Lehrerin ja ich bin motorisch eigentlich besser (Interviewer lacht), ja das is total komisch ja eigentlich wollt ichs anders ja ähm aber-

Annika: -und ich bin auch viel ernsthafter aber Marie lacht bei mir (Britta: Ja) und macht mit mir den Quatsch die lacht schon wenn se mich sieht und will dass ich Quatsch mache (Britta: Also sie-). Das war grad anfangs und is auch jetzt eigentlich seltsam weils jetzt so (.) genau gegen unsern Charakter geht also. [216 - 223]

In dieser Passage wird über die Bestimmung einer emotionalen Bezugsperson hinaus deutlich, dass auch andere Aufteilungen der Partnerinnen, nach ihren Interessen, Vorlieben und „Charakter“, von der Pflegetochter

Marie „genau andersrum“ rezipiert werden: Der ernsthaften Lehrerin wird die Rolle des lachenden Spielmakers zugeteilt, indessen die körperlich aktivere Partnerin in die Rolle der erziehenden und eher passiven Bezugsperson gebracht wird. Nicht nur die Ungleichgewichtung in den Versorgungsaufgaben für das Kind, sondern auch die – scheinbar gegensätzliche – Zuteilung der Rolleninhalte durch das Kind, werden zum Anlass für Diskussion und Streitigkeiten, da nicht zuletzt ein Auseinandergehen der lebensweltlichen Erfahrungen der verschiedenen Elternrollen als Konsequenz der Aufteilung erfahren wird:

Annika: -am 27. is sie eingezogen und ab 01.02. hat ich die neue Stelle neue Schule neue Schüler neue Kollegen es war schon also ich war echt fertig (lacht).

Interviewer: Mhm (lacht).

Britta: Ja das is auch emotional einfach fertig ne sie hat da ganz neue Leute, sie wills mir erzähl ich bin eigentlich beschäftigt mit Marie und da emotional eigentlich damit dass ich den ganzen Tag nur die Wände anschau, ja, also naja außer dass ich halt Brei mache und äh sie abfütter oder ins Bett lege oder ne oder Spaziergang mach aber trotzdem is es für mich halt grad gegenläufig. [...] [243 - 245]

Die Alltagserfahrungen sind „gegenläufig“: während die eine Pflegemutter einen wichtigen Berufseinstieg findet und die neuen Erfahrungen mit Kollegen und Schülern ihrer Partnerin mitteilen möchte, beschäftigt die andere Pflegemutter eine ebenfalls neue, aber von der ihrer Partnerin grundverschiedene Situation, die sich auf die Versorgung der Pflgetochter und die durch diese zugenommene Hausarbeit konzentriert. Ein solches Auseinandergehen der lebensweltlichen Erfahrungen zwischen Produktions- und Reproduktionsbereich ist für das klassische Modell der bürgerlichen Kleinfamilie typisch, erfahrungsgemäß kann sie deshalb bei diesen mit „klassischen“ (geschlechtstypischen) Kommunikationsschwierigkeiten einher gehen, für das Frauenpaar ist diese Erfahrung indessen fremd und wird vor dem partnerschaftlichen Wert der Egalität stärker von ihnen problematisiert. Der aus dieser Problematik entstehende „Unfrieden“ [253] wird durch gegenseitiges Verständnis und Perspektivübernahmen zwischen den Partnerinnen bewältigt („da tu ich ihr auch Unrecht“ [253]) und lockert sich zunehmend durch die

einsetzenden Entwicklungsschritte der Pflge Tochter auf, die einerseits den emotionalen Gewinn der „Mutterrolle“ erhhen und andererseits Freirume fr diese in Aussicht stellen, so kann mit dem „Ankommen“ Maries in der Pflegefamilie eine Vormittagsbetreuung durch einen Kindergarten in Planung genommen und die Arbeitsteilung ausgeglichener gestaltet werden. Hinzu kommt schließlich, dass das „fremde Kind“ sich in seinem neuen Zuhause einlebt und durch Exploration und Wiedererkennung starker in Kommunikation mit den Pflegemuttern tritt, denen die erfolgten Entwicklungen wiederum Sicherheit vermitteln:

Britta: [...] sie is jetzt vier Monate bei uns sie ham uns sie hat also die ersten zwei Monate warn verdammt anstrengd auch fr mich fr sie-
Annika: -und dann irgendwann gings.

[...]

Britta: [...] Und ah irgendwann im dritten Monat hat sich da was verndert (..) und jetzt ist der vierte Monat Ende der Mon- also Ende des vierten Monats und seit drei Wochen also eine Woche, vor drei Wochen hat sie in einer Woche angefang zu robben (Interviewer: mh) in der nchsten Woche konnte se krabbeln und diese Woche also (.) also die Sprache das Sprachverstndnis is explodiert also die kann halt Wrter die versteht teilweise schon wirklich viel also so das wir erstaunt sind. (..) Sie kann halt noch nich sprechen aber fngt halt jetzt an, und fngt an mh also viel wacher zu werden (Interviewer: mhm) also so (.) sie schaut sich halt um also sie sitzt da und guckt sich die Kche an also das is halt das hat sie glaub vorher nich so.

Interviewer: Mhm.

Annika: Ja das machts viel einfacher.

Britta: Das is viel einfacher also sie (Annika: weil sie krabbelt jetzt immer dahin gehen kann wo sie will) an- sie is angekomm wrd ich jetzt sagen. Das is immer lustig weil man sagt ja immer, also wir wir setzen immer das Ankommdatum also dieses Ankommen von Kindern in der Familie (Interviewer: mh) ja setzen wir immer nach hinten, weil wir merken dann immer also jetzt is se richtig angekomm ja also jetzt is es jetzt is es super ja und das geht dann immer noch besser also hätt ich kdn vor nem Monat schon sagen sie is angekommen, hab ich glaub auch schon und wenn ich se jetzt anschau wrd ich sagen „Ah ja jetzt jetzt is es gut“ aber es kann dann auch sein dass es noch sup-

noch besser wird ja ich weiß es nich. Aber ähm (..) es is auf jeden Fall ähm, jetzt auf jeden Fall so dass man sagt jetzt is man irgendwie so man kennt sich und sie is irgendwie heimisch geworden und freut sich auch wenn se nach Hause kommt und äh erkennt Sachen wieder und erkennt auch Leute wieder die wir besuchen (Interviewer: mh) und das is halt schön ja wenn wa dann irgendwie zu Annikas Eltern gehn dann freut sie sich auch schon das is halt einfach so n Wiedererkenntnisding das is einfach schön wenn se einige -also das Einleben (...) ja (...) Ja das is der Stand.¹⁷⁵ [224 - 232]

Obschon – wie zu den Themen der Ausgestaltung der Pflegeelternschaft noch zu zeigen sein wird – die Diskussion um Rollenbilder für das Frauenpaar fortbesteht („also da sin wir immer noch immer am rätseln [...] und diskutiern also wir, das is auf jeden Fall abendfüllend auch manchmal“ [224]), kann sich das Beziehungsgefüge der Pflegefamilie mit den Fortschritten der Pflge-tochter entspannen und mündet in eine Phase, welche von dem Frauenpaar als „Ankommen“ Maries beschrieben wird. Vor dem Hintergrund des abrupten und unvorhergesehen schnellen Starts ins Pflegeeltern-Sein, kann man gleichwohl davon sprechen, dass die beiden Pflegemütter langsam in ihrer Pflegeelternschaft angekommen sind:

Britta: [...] Und das war schon (...) also da hab ich schon ne Weile gebraucht und wir auch bis wir uns dran gewöhnt haben. [199]

8.3 Die Sichtweisen und Reaktionen anderer auf die Pflegeelternschaft

In der Initialerzählung der Pflegemütter, über ihren Weg der Familien-gründung bis zur Pflegeelternschaft, tauchten bereits zwei Sichtweisen für ihre besondere Familie auf, darunter die vermutete Deutung der Herkunftseltern als „Betreuerinnen“ ihres Kindes sowie das durch die Pflege erhoffte und bei anderen antizipierte Bild sozialen Engagements („soziales Ding“, „das finden alle irgendwie toll“ [407]), was in die Ent-

175 Mit dieser Koda endet die Initialerzählung, auf die (erst immanente dann exmanente) Nachfragen des Interviewers folgen.

scheidungsfindung für die Pflegschaft und gegen eine anonyme Samenspende hineingespielt hat. Annika Selter spitzt letzteres im Bild der Nächstenliebe zu: „das is halt Pflegschaft und irgendwie früher ham auch die Nonnen und die Klöster die Kinder großgezogen das is was was die Menschen kennen“ [403]. In beiden Deutungsformen wird die Beziehung des Frauenpaars entsexualisiert, während der – in die intime Partnerschaft eingebettete – Kinderwunsch hinter andere Deutungen rückt, die zwar besondere Anerkennung finden können, jedoch das Motiv der Familiengründung verblassen lässt. Inwieweit das mit einer erhofften Anerkennung antizipierte Bild sozialen Engagements in den Resonanzfeldern der Familie tatsächlich auftaucht, soll im Einzelnen genauer betrachtet werden. Da die Pflegetochter noch sehr jung ist, spielen für das weite soziale Netzwerk der Pflegeeltern Institutionen (Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser und Ärzte) (noch) keine wichtige Rolle im Alltag, als Resonanzfelder auf die Familiengründung der beiden Frauen erscheinen in den Narrationen häufiger der Arbeitskontext der Schule, Schüler und LehrerkollegenInnen Annika Selters sowie im Zuge des Bewerbungs- und Vermittlungsprozesses natürlich das Jugendamt bzw. die Mitarbeiter des Pflegekinderdienstes. Neben diesen Feldern werde ich die Sichtweisen und Reaktionen des Freundes- und Bekanntenkreis sowie der jeweiligen Herkunftseltern des Frauenpaares und abschließend die der Herkunftseltern der Pflegetochter vorstellen.

8.3.1 Das Arbeitsfeld: Schule

Während Britta Selter in Elternzeit geht und insbesondere über den Vormittag die hauptsächliche Betreuung und Versorgung für die Pflegetochter Marie übernimmt, beginnt Annika Selter nahezu zeitgleich mit der Pflegeelternschaft eine neue Stelle als Lehrerin auf einem Gymnasium. Vor dem neuen Kollegium ist ihre Elternschaft nicht bekannt. Dies ändert sich zeitnah zum Interview durch den Umstand einer Erkrankung Britta Selters und der daraus entstehenden Notwendigkeit, die Pflegetochter mit in die Schule zu nehmen. Annika Selter berichtet hiervon zunächst innerhalb der Initialerzählung mit Blick auf allgemeine Reaktionen zu ihrer Familie, greift diese neue Erfahrung aber im Nachfrageteil, zu ihrem Coming-Out und (nicht gemachten) Erfahrungen von Diskriminierung, erneut auf:

Annika: [...]. Und da merk ich jetzt schon, dass mit dem Kind also das find ich ok eher lustig aber ich erzähls halt ständig dass ich lesbisch bin was ich nie vorher gemacht hab (Interviewer: Mhm) weil auf einmal is halt klar ich hab halt n Kind und wo kommt das Kind her und da sagen se „Ja is denn dein Mann zuhause?“ dann sag ich schon „Ne meine Frau“. Grade ich als Frau sind sie immer ganz irritiert so n kleines Kind „wie machs du das? Hast du n Hausmann?“. [...] [376]

Annika: Und sonst so also ich erleb zur Zeit jetzt heut nach meinem Outing mit dem Kind in der Schule ähm Leute sind eher interessiert dann noch und freundlicher auch die Schüler also die (.) die reden mehr mit mir so (Interviewer: Mhm). Eher wenn dann so ne positive Diskriminierung dass se mich jetzt interessant finden, und mehr auch ma rauskriegen wolln und nach dem Kind fragen und so (Interviewer: mh okay). [397]

Neben einem unbeabsichtigten Anstieg der „Sichtbarkeit“ als gleichgeschlechtlich orientierte Frau, durch Erklärungszwänge die sich aus dem Mitführen eines Säuglings ergeben, erlebt Annika Selter auf ihr „Coming Out“ als gleichgeschlechtliche Familie an der Schule durchweg positive Reaktionen, sowohl von Schülern wie auch aus dem Kollegium:

Annika: Ich hab bis jetzt nur super positive Rückmeldung [...] eigentlich auch Kollegen sagen eigentlich die findens toll [399]

Insofern mag die Antizipation erhöhter Anerkennung für eine Pflegschaft nicht unberechtigt sein, kann Annika Selter doch sogar auf positiv reagierende Personen verweisen, denen in anderen Diskussionszusammenhängen eine eher reservierte Haltung gegenüber gleichgeschlechtlichen Eltern nachgesagt wird:

Annika: [...] mein schwuler Kollege der hat zur Zeit auch überlegt ob Pflegekind ja oder nein (..) und die Kollegen die das so mitgehört haben ham ihn alle sehr bestärkt einschließlich der katholischen Religionslehrerinkollegin- [422]

8.3.2 Das betreuende Jugendamt

Aus den bisherigen Darstellungen über den Kontakt und die Zusammenarbeit mit dem Jugendamt aus D-Kleinstadt bzw. dessen Pflegekinderfachkräften, ist eine offene Haltung gegenüber gleichgeschlechtlichen Bewerberpaaren erkennbar. Weder spezielle Ausschlusskriterien noch prinzipielle Andersbehandlungen wurden von Annika und Britta Selter angesprochen. Eine erste Bemerkung der Besonderheit ihrer Konstellation als Pflegeelternbewerber äußern die beiden Frauen auf den Erstkontakt mit den Eltern Maries. Hierbei war jedoch gerade die Nicht-Thematisierung der Gleichgeschlechtlichkeit bzw. des sexuellen-intimen Gehaltes der Beziehung zwischen den Frauen augenfällig, die von den Eltern aus ihren lebensweltlichen Erfahrungen heraus eher als Betreuerinnen ihrer Tochter realisiert worden seien. Die Mitarbeiter hätten dieser Wahrnehmung nicht entgegengewirkt, sondern sogar „vergessen“ den Eltern im Vorhinein von der Besonderheit der Pflegeeltern zu erzählen. Annika Selter wiederholt diese Erinnerung an das Gespräch mit ihrer Betreuerin, auf die Frage des Interviewers¹⁷⁶ hin, nach Situationen wo die Gleichgeschlechtlichkeit möglicherweise thematisiert worden sei. Hierzu verneint sie grundsätzlich die Frage des Interviewers:

Annika: [...]. Ne das muss ich auch sagen ich glaub unsere jetzige Sachbearbeiterin könn kann mich nich erinnern dass Frau Dietrich jemals uns darauf auch nur angesprochen hätte (Britta: Ne ne gar nich). Wie gesagt wir ham sie gefragt was denn Maries leibliche Eltern dazu sagen und sie meinte nur „Oh das hab ich gar nich erwähnt“. [448]

An die Narration über den Erstkontakt mit den Eltern, schließen die Pflegemütter – sich selbst wundernd – die Frage an, ob ihre Konstellation im Bewerbungsprozess überhaupt je thematisiert worden sei:

Annika: -das war überhaupt nie Thema ne?

Britta: Ne also, generell äh is es immer weniger Thema in der Öffentlich-

176 Interviewer: In welchen Kontext ham Sie da mit dem Amt insgesamt drüber gesprochen Sie ham gesagt die ham das jetzt bei dem Seminar praktisch gar nicht thematisiert, gabs denn Situation wo Sie da offen mit den drüber gesprochen haben und äh wo Sie das Gefühl hatten ja so und so sind die eingestellt so kann ich die jetzt einschätzen? [432]

keit also wenn man gleichgeschlechtliches Paar also das merk ich selber dass is äh innerhalb von n paar Jahrn jetzt so rasant gegang, durch die Medien ähm

Interviewer: mh.

Annika: Aber auch im ganzen Bewerbungsprozess war das nie nie- [Thema] [120 - 123]

Britta Selter rückt die offene Haltung des Jugendamtes, das „selbstverständlich“ auch gleichgeschlechtliche Paare belegt, in den Rahmen sich in der Gesamtgesellschaft verändernder Ansichten über gleichgeschlechtlich orientierte Menschen allgemein und gleichgeschlechtliche Eltern im Speziellen. Die Erfahrungen in D-Kleinstadt kontrastieren so vor denen im Herkunftsmilieu während ihrer Jugend, wo ihr Coming-Out mit einer Freundin zu anhaltenden Konflikten mit den Eltern geführt hat. Annika Selter bestärkt diese Einschätzung über das Jugendamt, in dem sie die Selbstverständlichkeit ebenso auf Männerpaare ausweitet, für die vermeintlich mit mehr Zurückhaltung zu rechnen ist:

Annika: [...] und auch die Männer ham die ham so schnell das Kind bekomm die vorm Seminar noch. Das war auch für die wohl gar kein Problem. [452]

Die einzige auf ihre Konstellation hin gedeutete Frage der Betreuerin, bezieht sich auf mögliche Kontakte des späteren Pflegekindes zu männlichen Personen, diese wird aber nicht als Vorurteil oder dergleichen von den Frauen eingeordnet, sondern ihrerseits als selbstverständliche Nachfrage empfunden:

Annika: [...] Das gab nie irgendwelche (Britta: Ne, also bis jetzt-) Vorbehalte oder Fragen. Sie ham einmal gefragt die männliche Bezugsperson, im Bewerbungsprozess, obs die gibt dann ham wir gesagt: „ja, wir ham Großväter und so und Freunde“ (Britta: viel Freu- ja Großväter und Freunde ham wa) [125]

Annika und Britta Selter erklären sich im Nachfrageteil des Interviews die offene Haltung des Jugendamtes gegenüber gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern mit drei unterscheidbaren Lesarten:

1. Gleichgeschlechtlichen Paaren würden besondere Ressourcen unterstellt. Unter diesen benennen die Pflegemütter den „großen Bonuspunkt“, dass sie keinen enttäuschten biologischen Kinderwunsch hätten und ihnen – im Unterschied zu jungen verschiedengeschlechtlichen Bewerberpaaren – keine Unfruchtbarkeit als Motiv zur Pflegschaft unterstellt würde [457]. Ebenso seien ihre „Strukturen weniger festgefahren“, womit gemeint ist, dass sie keine Fixierung an einer „Bilderbuchfamilie“ [458] hätten:

Annika: -es war eher so ne Ressource für die bei uns bei dieser Lebensform zu sagen es is sowieso offener und anders (Interviewer: mhm) und is vielleicht für n andres Kind auch ganz gut (Interviewer: mhm). [459]

2. Es gäbe im Team des Pflegekinderdienstes zudem wichtige Fürsprecher, die selbst gleichgeschlechtlich orientierte Menschen kennen und deshalb keine Berührungsängste zeigten, sondern eher Selbstverständlichkeit für die Lebensform aufbringen:

Annika: [...] ihre beste Freundin is lesbisch und hat leibliche Kinder das is so ein Ding und sie is die wichtigste von den vier Frau und sie sagt das is völlig in Ordnung das kenn ich" [618]

3. Und schließlich sei das Jugendamt strukturell auf gleichgeschlechtliche Bewerberpaare angewiesen, da dringend Pflegeeltern benötigt würden:

Britta: [...] ich glaube die brauchen so dringend Pflegeeltern ich glaub das is den auch scheiß egal. [456]

Für die Sichtweise des Jugendamtes bzw. seines Pflegekinderdienstes ist aus Sichtwarte Annika und Britta Selters eine fachlich, strukturell und persönlich begründete Gleichbehandlung der Pflegemütter festzuhalten.

8.3.3 Der Freundes- und Bekanntenkreis

Ähnlich wie bei anderen Eltern nach der Familiengründung findet bei dem Frauenpaar Annika und Britta Selter eine Umstrukturierung des Zeitma-

nagements und in der Folge der Beziehungen zu Freunden und Bekannten statt. Sofern diese nicht ebenfalls in die durch Zeitknappheit gekennzeichnete Phase einer Elternschaft treten, werden sie als Kontakte seltener. Auf die Frage des Interviewers¹⁷⁷ nach unterstützenden Personen (ausgenommen der eigenen Eltern) im Umfeld, reagieren die Pflegemütter zunächst resigniert, da ihnen diese Umstellungen und Veränderungen aktuell vor Augen stehen:

Britta: eigentlich niemanden-

Annika: (unverständlich) Wir ham so n bisschen das Pech (Britta: Unsere Freunde sind alle kinderlos) sind alle kinderlos ja. [340 - 341]

Die Diskrepanz zwischen den Zeitressourcen von Eltern mit einem Kleinkind und kinderlosen Freunden erschwert die Aufrechterhaltung der Kontakte („manche Beziehungen sind auch eingeschlafen also zu Freunden“ [334]). Über das Faktum der Elternschaft hinaus kommt allerdings für das Frauenpaar ein für die Pflegerschaft spezifischer Betreuungsaufwand hinzu:

Annika: Das is halt auch das is wirklich das pflegekindspezifische halt auch, also ich find sie is 16 Monate n eigenes Kind würden wir schon lange babysitten lassen (Britta: Genau das geht halt darum) also wir sind auch so eingestellt wir ham auch gleich n Kita-Platz besorgt. (Britta: Ja ja im Moment is es halt-) Es geht halt grade noch nich für sie-

Britta: -Ne es geht noch nich. Also wir ham halt gesagt (Annika: is super schwer) auf jeden Fall n halbes Jahr erstma müssen wir einfach durch dass sie nur uns hat (Interviewer: mh).

Annika: Aber das (Britta: Ja und kein-) is nach außen auch schwer zu vermitteln (Britta: Ja is schwierig). Also für die Freunde die glaub ich glaub schon dass sie indirekt denken oder es halt nich sagen aber dass sie denken wir stelln uns an.

[...]

Annika: -aber sie wissen ja nicht wie existenziell das für Marie is bei der

177 Interviewer: mh. Sie ham jetzt schon von ihren Eltern erzählt wen ham se sonst noch wo Sie sagen würden das is jetzt hier unser Netzwerk von Leuten die für uns wichtig sind für die Elternschaft also die wir viel ansprechen die uns helfen und die uns unterstützen? [339]

nach fünf Wechseln wenn wir nicht da sind, das is einfach was andres
[...][345 - 351]

Zusammen mit der Einplanung von Annika Selters Mutter als mögliche Betreuung, wird in dieser Passage deutlich, dass Fremdbetreuungen (Kindergarten und Babysitter) bereits vorgesehen, wegen der Bindungsbedürfnisse Maries jedoch noch nicht genutzt worden sind. Diese Planungen sind allerdings weniger der Kontakthaltung zu Freunden und Bekannten geschuldet, als vielmehr dem Wunsch der Partnerinnen wieder mehr in ein egalitäres System der Arbeitsteilung zurückzukehren. In der Tat ist das von den Pflegemüttern geschilderte Phänomen aber gewissermaßen spezifisch für Pflegeeltern (Jespersen, 2011). Wie andere Eltern allgemein und Pflegeeltern im Speziellen reagieren sie deshalb mit der Integration anderer Familien in ihren Freundes- und Bekanntenkreis, darunter ebenfalls (besonderen) Pflegefamilien:

Britta: [...]. Aber wir ham halt viel Kontakt wie gesagt zu ihren Eltern zu ihrer Schwester-

Annika: -und eher neue Kontakte halt wie die beiden Männer (Interviewer: mh) oder so.

Britta: Genau genau neue Kontakte (Annika: eher neue) oder nochmal also Pflegeeltern sind uns eigentlich äh zwei (.) Pflegeelternpaare also einmal das die zwei Männer und einmal noch (..) (Annika: Hetero) Dina und und ja genau die ham auch noch n Pflegekind. Ja die Kontakte ham wir (..) [...] [352 - 354]

Nicht nur wegen der ähnlichen Zeitressourcen, sondern im Besonderen wegen des gemeinsamen Themas der Pflegeelternschaft gewinnen andere Pflegeeltern im Freundes- und Bekanntenkreis so an Bedeutung, hierbei wird das in der Textpassage angesprochene Männerpaar häufiger von den Pflegemüttern – in unterschiedlichen Vergleichserwägungen hinsichtlich der Konstellation zweier Frauen – erwähnt und nimmt dementsprechend eine wichtige Rolle für Konstruktionen der Selbstverortung ein.

8.3.4 Die Herkunftsfamilien der Pflegeeltern

Welche Reaktionen von den jeweiligen Herkunftsfamilien der Pflegemütter auf die Inpflegenahme Mariés gefolgt sind, wird aus den Narrationen des Frauenpaares nur am Rande erkennbar, was auch mit einer diesbezüglich fehlenden expliziten Nachfrage des Interviewers zusammenhängt. Auf der anderen Seite spielen die Eltern von Britta Selter für das Paar bislang keine relevante Rolle für die Familie, was zum einen an der räumlichen Distanz (sie wohnen Bayern) und zum anderen an den anhaltenden Konflikten zwischen Britta Selter und ihrer Mutter festzumachen ist:

Britta: [...] Öh meine Eltern die sind bis jetzt noch nie noch nicht hier raufgekommen um das Kind mal anzugucken (lachte leise mit belegter Stimme auf) also wie also die wollen net das is halt generell keine Ahnung weiß ich nicht warum (...). Ähm-

Annika: -über Skype wollten sie sprechen.

Britta: Über Skype ja skypen und so ja. Ja aber ähm ich weiß nicht warum sie nicht kommt das is halt einfach so emotionales Problem von ihr wir können halt telefonieren und können uns aber nicht sehen weil, weil dann flippt sie aus oder so also das is immer irgendwie das gleiche keine Ahnung ich weiß nicht (...). Die hat einfach emotional ein großes Problem wie auch immer. Also es kann halt sein d-m-d- mit meiner Homosexualität [...] [354 - 356]

In der Folge berichtet Britta Selter von den bereits im Paarporträt zitierten Erfahrungen in ihrer Jugend und während ihres Coming-Outs – mit Blick auf die Reaktionen der Eltern ist festzuhalten, dass die Familiengründung ihrer Tochter scheinbar keine Veränderungen in der Haltung gegenüber dem Lebensweg Britta Selters mit sich gebracht hat, wenngleich diese noch nicht lange zurück liegt und sich die Sichtweisen mit der Dauerhaftigkeit der Familie möglicherweise zukünftig ändern können. Britta Selter betont in einigen Antworten auf die Erzählungen ihrer Partnerin allerdings die schichtspezifische Anerkennung ihrer Pflegeelternschaft, eine Familienform, die in anderen Schichten als dem akademischen Milieu Annika Selters – etwa dem ländlichen Arbeitermilieu von Britta Selters Eltern – weniger Anerkennung, sondern eher (weitere) Irritation auslöst

und eine Aussöhnung mit dem Normalitätsbruch Homosexualität so unwahrscheinlich macht. Annika Selters Eltern zeigen hingegen mehr alltägliche Präsenz und werden stärker in Erziehungsfragen einbezogen. Besonders die Mutter wird – sobald die Pflege Tochter hierfür emotional bereit ist – als spätere Möglichkeit der Betreuung eingeplant, wie in einer Textpassage zwischen Britta und Annika Selter auf die Frage des Interviewers, über mögliche Erziehungsvorbilder für ihre Elternschaft, deutlich wird:

Annika: Du fragst aber auch meine Mutter.

Britta: Ja deine Mutter frag ich auch das stimmt-

Annika: -(unverständlich) schon öfter. Weil das Ziel is dass meine Mutter also die wohnt auch in D-Kleinstadt Marie später mal betreun kann aber im Moment duldet sies nich (Interviewer: Mhm). Soll auch erstma bei uns bleiben einfach (Interviewer: mhm). Und du gehst (Britta: Ja ja ich obwohl ich-) ja oft alleine mit Marie zu ihr.

[...]

Annika: Oma verwöhnt die Marie viel mehr als wir (Britta: lacht) (unverständlich) Ich durfte nie Schokolade als Kind essen. [321 - 327]

In dieser Passage wird die zuge dachte Rolle von Annika Selters Mutter als „Oma“ benannt, passend zu dieser Rolle wird die Funktion der Ausweichbetreuung und das in Familien klassische Bild der verwöhnenden Großeltern der Erzählung hinzugefügt, zudem signalisiert Annika Selter ihrer Partnerin wie im Gesprächskontext ebenso dem Interviewer, dass Britta Selter – auch mangels eines Rückhaltes von der eigenen Mutter – in ihrer Mutter eine Anlaufstelle für Erziehungsfragen und in alltäglichen Familienleben fände („du gehst ja oft alleine mit Marie zu ihr“).

Auffällig ist, dass bei beiden Frauen mit den Eltern primär die Mütter angesprochen werden, von denen eine Großelternfunktion für Marie gewünscht wird, indessen den möglichen leiblichen und nicht-leiblichen Großvätern – die biografische Erfahrung der Frauen fortsetzend – für das alltägliche Geschehen keine feste Position zuge dacht ist, obwohl sie mit Blick auf männliche Bezugspersonen für Marie dem Jugendamt benannt werden.

8.3.5 Die Herkunftsfamilie der Pflegetochter

Die angenommene Sichtweise der Herkunftseltern von Marie wurde ausführlich zur Passage des Erstkontaktes von dem Frauenpaar geschildert, die für die Wahrnehmung der Eltern vermuten, dass diese in den Pflegemüttern vielmehr Betreuerinnen sehen, als ein Elternpärchen für ihre Tochter. Diese Sichtweise scheint sich im Verlauf der Pflege nicht verändert zu haben, der Kontakt mit den Eltern wird von Annika und Britta Selter als insgesamt positiv beschrieben. Es findet monatlich ein begleiteter Kontakt im Jugendamt statt, der aus Sicht der Frauen später gerne unbegleitet, jedoch nicht in der Wohnung der Pflegemütter, sondern einem neutralen Ort stattfinden kann. Britta Selter beschreibt allerdings, dass die Besuchskontakte für sie „seltsamer“ und emotional schwierig werden, da sich das Paar zunehmend als Eltern des Kindes identifiziert und die Herkunftseltern damit in eine andere Rolle kommen. Auf diesen Aspekt werde ich im nächsten Abschnitt genauer eingehen. Weitere Reaktionen der Eltern, die sich laut Annika und Britta Selter im Kontakt stets freundlich der Pflegetochter zuwenden und versuchen Elternrollen zu spielen, werden aus diesen Narrationen nicht erkennbar.

8.4 Die Ausgestaltung der Pflegeelternschaft

Zu analytischen Zwecken werden in der Betrachtung der *Ausgestaltung der Pflegeelternschaft* einzelne Themenkomplexe dargestellt, die in ihren Sinnbezügen tatsächlich im hohen Maße ineinander greifen. So will ich aus Darstellungsgründen die anstoßgebende *Arbeitsteilung* der Pflegemütter bei der Aufnahme Maries, die pragmatisch vor den finanziellen und arbeitstechnischen Möglichkeiten von den Frauen getroffen worden ist, explizit – obwohl sie sich als eine Schlüsseldimension durch praktisch alle Sinnkonstruktionen zieht – erst an das Ende der Betrachtung stellen und hier zunächst mit der Analyse des zugrunde liegenden *Familienbildes* der Pflegemütter beginnen.

8.4.1 Das Familienbild: Die unfreiwillige „Mutter-Vater-Kind“-Familie

Auf eine gemeinsame Elternschaft projizieren Annika und Britta Selter ein Familienbild, in welchem die beiden Frauen als gleichberechtigte und gleichbefähigte Mütter ihrer Pflege Tochter verstanden sind. Beide wollen zudem ihre etablierte Berufsidentität mit einer Elternschaft verbunden wissen. Aus diesen Motiven ergibt sich das Wunschbild eines egalitären Elternsystems, in welchem sie in Teilzeit ihren Berufswünschen nachgehen und zugleich Mutter für ein (Pflege-)Kind sind. Ihr Kinderwunsch ist wiederum biografisch eingebettet, jedoch deutlich stärker bei Annika als bei ihrer Partnerin Britta Selter. Annika Selter beschreibt Mutterschaft als etwas, dass für sie als Frau selbstverständlich sei und sich nicht durch eine gleichgeschlechtliche Beziehung ausschließe („ich will n Kind und für mich hat das sich auch also grundsätzlich nie ausgeschlossen“). Entsprechend stellt sich die Gleichgeschlechtlichkeit eines Frauenpaares nicht als Elternproblem, sondern als Frage der Umsetzung („wie kommt man zum Kind, ne?“). Britta Selter bemerkt hingegen, dass sich aus ihren Kindheitserfahrungen kein derart begründeter Wunsch wie bei ihrer Partnerin Mutter zu sein ergeben habe:

Britta: -Also meine Kindheit war halt nich so (.) der Burner ja ich hat auch keine Geschwister und ich hab auch keine Geschwister und ähm, also ich war ja jetzt nie so (..) mh ich hab mir da halt nie Gedanken gemacht ja ich war eigentlich nn-nicht so für Kinder meine Mutter hat auch nie irgendwie (.) mh Freunde gehabt die kleine Kinder hatten ich war da nie in Kontakt mit. Von dem her hab ich da also kam von ihr [Annika; Anm. d. A.] einfach dieser Anreiz- [262]

Da der „Anreiz“ von Annika Selter kommt, ist sie es auch, welche die Familienplanung antreibt und fortlaufend thematisiert. Der Einbettung in biografische Selbstverständlichkeit folgend tritt der Wunsch nach Kindern in typischen Zwischenphasen der Qualifizierung Annika Selters auf und wird von den Frauen zunächst auf biologischem Wege – durch eine Samenspende – versucht umzusetzen. Im Kontext dieser ersten Versuche wurde deutlich, dass Väter in dieser Vorstellung – aus der biografischen Erfahrung als „Scheidungskinder“ heraus – kein familiales Erfordernis bilden: Für die Identität und mithin das Wissen um die eigene Herkunft

wird das Vater-Kennen („wir fanden das Kind soll ein Vater kenn“) für ein Kind als wichtig erachtet, das Vater-Haben ist hingegen keine notwendige Bedingung von Familie. Bemerkenswert ist hingegen ein Weiteres: *beide* Frauen versuchen durch die Samenspende des ihnen bekannten Mannes schwanger zu werden („erst sie dann ich“). Das heißt, auch wenn von Annika Selter der Wunsch nach einer Familiengründung ausgeht, so ändert dies nicht das egalitäre Ideal ihrer Partnerschaft der Gleichberechtigung und Gleichbefähigung. Vielmehr werden mit zwei potenziell gebärfähigen Frauen in der Beziehung erhöhte Chancen auf Elternschaft verbunden („sind ja zwei Frauen is ja super ham wa gedacht“). Diese Konstruktion doppelten biologischen Kapitals kann von Annika und Britta Selter jedoch nicht durchgehalten werden: sie sind zwar potenziell beide fähig Mutter zu werden, es kann aber schließlich nur eine der Frauen das Kind auch tatsächlich austragen („es spaltet halt ja, weil wenn eine n Kind hat also n leibliches Kind dann is es halt einfach das Kind von der [...] ja und es ist halt irgendwo ne Spaltung“). Um das Ideal der Egalität zu bewahren und eine „Spaltung“ der Mutterschaften zu verhindern, werden folglich Möglichkeiten sozialer Elternschaft in den Blick genommen. Bei diesen Suchbewegungen wird den anderen Implikationen selbstverständlicher Elternschaft weiter Rechnung getragen, was für das Paar heißt, dass es für eine Pflegschaft ein Kind im Säuglingsalter mit einer dauerhaften Verbleibensperspektive wünscht. Zu diesem Wunsch kann das betreuende Jugendamt tatsächlich eine Passung herstellen: es kommt zur Inpflegeaufnahme Maries, einem 11 Monate altem Kleinkind mit Entwicklungsrückständen und leiblichen Eltern, die anscheinend dauerhaft keine Erziehungsverantwortung für ihre Tochter werden übernehmen können. An dieser Stelle der Erzählung wähnt der Interviewer ein Happy End der Geschichte zur Elternwerdung, da er die Wünsche des Paares in der Inpflegegabe schließlich aufgehoben sieht („Und wir hatten Marie dann hier“ – Interviewer: „Schön“). Tatsächlich folgt aber eine Erzählung über die von unterschiedlichen Belastungen geprägte Anfangszeit. Neben dem Gefühl in eine Familie als Fremdkörper einzudringen und einer „Mutter“ (der Bereitschaftspflegemutter) ihr Kind wegzunehmen, gleichwohl Marie von dieser Mutter zu trennen, kommen Umstände einer beschleunigten Familiengründung („Also und dann wurde man halt innerhalb von drei

Wochen Eltern“), die als „Sturzgeburt“ (Steimer, 2000) verstanden werden können:

Interviewer: Mh ich hab auch grad spannend gedacht also da ham se so ne lange Phase gehabt wo sie immer wieder mal überlegt haben für n Kind und dann auf einmal gings so schnell, ne?

Annika: Ja.

Britta: Ja.

Annika: Eigentlich auch zu schnell also ich hab nun ähm am ersten Februar ne neue Stelle bekomm nachm Referendariat und ja ja gut ich habs halt pragmatisch gesehn und gedacht: „Super dann kann ich gleich reduziern zum Halbjahr“ aber eigentlich also (Britta: es war schon hart). Du dachtest ja immer es geht schnell ich wollte eigentlich erstma in Ruhe in [Stadtteil] in der Schule anfangen und dann halt so irgendwann.

Britta: Ja und da kam halt quasi Marie und äh die neue Stelle (Annika: Das war schon krass) is schon hart- [238 - 242]

Die Frage des Interviewers initialisiert den Nachfrageteil des Interviews und gehört mit zwei folgenden Nachfragen¹⁷⁸ zu den Suchbewegungen des Interviewers, den aufgetretenen Konflikt zu Beginn der Pflugschaft zu verstehen. Durch die unvorhergesehen schnelle Annahme als Pflegeeltern und das Drängen des Pflegekinderdienstes auf die Vergabe wird das Frauenpaar „übereilt“ und trifft vor den beruflichen und finanziellen Aussichten der Partnerinnen die pragmatische Entscheidung, dass Britta Selter in der Anfangszeit – solange das Kind zu jung bzw. zu ungebunden für eine Fremdbetreuung ist – mit der Pflgetochter Marie zuhause bleibt. Britta Selter beschreibt diese abrupte Umstellung in der Initialerzählung als belastend für sie, weshalb der Interviewer entsprechend irritiert nachfragt, ob diese Aufteilung ursprünglich anders geplant gewesen sei:

178 Interviewer: mhm (...) Hatten Sie das ursprünglich anders geplant, also von der Aufteilung her dass Sie gesagt haben also Sie sagten Sie ham sich das Kind n bisschen mehr gewünscht, glaub ich so formuliert (Annika: ja). War das ursprünglich n anderer Plan dass das anders aufgeteilt wird? [260]

Interviewer: Was für n Modell von Elternschaft ham se da vor Augen also Sie überlegn also das wollten Sie eigentlich nich sein dass das so krass getrennt wird sondern da war irgendwie n andres Modell im Hintergrund also was für n Elternteil wollten Sie denn eigentlich sein? [295]

Britta: Von der Aufteilung wars ne von der Aufteilung wars halt eher finanziell gedacht ja also erstens Mal (Annika: und arbeitstechnisch) ja ich hab 15 Jahre schon aufm Buckel ich arbeite im Rettungsdienst das is sau anstrengend (Interviewer: Mhm), allein die Leute da vom 5. Stock runter zu schleppen (Interviewer: mhm) und der Rettungsdienst also die sind ja wirklich nich die schnellsten was äh einfach ma technische Errungenschaften angeht (Interviewer lacht leise) [...]

[...]

Britta: Äh und dann war das halt mit dem Pflegekind und da hab ich dann gesagt „Okay“ ähm ich hab 60 Prozent dann gearbeitet (..) das warn auch so dass ich mir vorstellen kann da hinzufahren 60 Prozent (...). Ähm (..) und dann hab ich gesagt: „Ok dann mach ich Elternzeit“. Also weil (..) du ja dann auch dein Beruf angefangen hast und das wär auch net gegangen also (Annika: Ne). Des is auch blödsinnig jetzt gleich n Referendariat zu machen und dann gleich weg (Interviewer: Mhm) also zumindest ne Stelle (Annika: So toll is der Stellenmarkt auch nich) anfangen.

Annika: Ich war froh ich hatte diese Planstelle und gedacht: is halt nicht gut gleich auszusetzen.

Britta: Für mich wars wars halt einfacher weil ich verdien auch weniger ja is klar also da ham wa da einfach auch nach Verdienst gegangen (..).

[...] [264 - 274]

Während das Gefühl von Kinderklau oder die Umstände einer rasanten Sturzgeburt ebenso andere Pflegeeltern treffen können, entwickelt sich aus der „finanziell“ und „arbeitstechnisch“ getroffenen Entscheidung, dass Britta Selter in Elternzeit geht, eine spezifische Konfliktdynamik des Frauenpaars, da sie sich als unerwartet folgenreich in der Gestaltbarkeit ihrer Elternrollen auswirkt. Nicht nur das Auseinandergehen des lebensweltlichen Hauptbezuges, Versorgung eines Säuglings auf der einen und Berufseinstieg auf der anderen Seite, sorgt bei den Partnerinnen für Konflikte, sondern auch die – aus Sicht der Frauen durch die Pflegetochter Marie stattfindende – Rollenzuteilung, in die primäre (stillende) Bezugsperson (Mutterrolle) und der von dieser Bindung ausgehenden weiteren Bezugsperson (Vaterrolle), wird zum belastenden Thema der Pflegeelternschaft. Für Annika und Britta Selter entsteht statt einer Familie gleicher

Mütter also unerwartet und unfreiwillig eine Beziehungskonstellation, die sie als „klassische“ Rollenzuteilung beschreiben: eine Mutter-Vater-Kind-Familie. Während die Pflegschaft eine „Spaltung“ hinsichtlich einer Ungleichheit in der leiblichen Beziehung zum Kind verhindert, wird das System der Egalität zwischen den Partnerinnen hingegen durch Marias getroffene „Entscheidung“, wer ihre „Mutter“ ist, irritiert:

Britta: Wobei halt diese Rollenbilder halt was Marie da mit uns macht schon immer immer noch Schwierigkeiten uns macht emotional. Also sowohl als auch, also mir auch wie dir auch also das is einfach (..) einfach schwierig ja weil ähm (..) also (..) i-i-ich find mich halt immer so wie der emotionaler Akkuaufloader ja (Interviewer: Mhm), äh also sie kommt dann immer wie so n Hündchen zu mir ge-gewatschelt ja und-

Annika: -und winselt dabei auch immer noch so-

Britta: -gewin-gewinselt ja und ähm, macht halt dann aber auch nichts bei mir Hauptsache sie is bei mir ja und holt sich halt das Emotionale, klar ja schmus ich se und kuschel und mach was mit ihr, und ähm (.) bei ihr is es bei dir is es halt so dass wenn sie halt (.) irgendwas hat dann schreit dass se zu mir will also das is halt auch schon auch blöd ja. Wobei das halt auch so is dass sie wirk-wirk äh wie gesagt also bei ihr halt lacht und schreit wenn sie Heim kommt ja und dann denk ich mir immer so: super hast den Tag, hast das Kind die ganze Zeit gehabt ja, und dann hier so ne Freude wenn sie ankommt öh ja toll, ja also super. (Interviewer lacht)

Annika: Is halt lustig is echt genau die Vaterrolle, das was man kennt-

Britta: -Ja. Wenn die Väter von der Arbeit komm „Jaaa Papa“ ja so aktuell (Interviewer: mh) und die Mudder kann den ganzen Tag so den Haushalt schmeißen weißte und is halt so die wie gesagt emotionale Aufładstation ja (Interviewer: Ja (lacht)). Also äh das is selbstverständlich dass die da is ja so-

Annika: -das hätt ich auch nich gedacht also-

Britta: -Ja ich hätt es auch nich gedacht aber das is-

Annika: -ich hab auch nur ein jede zweite Woche ein lang Tag also ich bin eigentlich fast immer nachm Mittagsschlaf da (Britta: Ja) und ich hab auch immer nachmittags frei (Britta: Ja aber trotzdem der Morgen reicht halt) also ich kümmer mich ums Kind, die sieht mich durch-

aus auch putzen und Wäsche waschen und das is nich so (Interviewer: mh). Ich mach halt eigentlich alles normal mit-
Britta: Also sie is schon viel also wir machen schon viel mit ihr ja.
Annika: Aber trotzdem hat sie das so entschieden. [276 - 285]

Die Rollenzuteilung ist für beide Frauen unbefriedigend („also mir auch wie dir auch“): Während Britta Selter sich auf einen passiven „emotionalen Akkuauflader“ und die Hausfrau reduziert sieht („den ganzen Tag nur die Wände anschau“), fühlt sich Annika Selter zurückgesetzt, weil sie als „Mutter“ nicht erkannt wird, obwohl sie ebenfalls viel Zeit mit Marie zu verbringen sucht und als Frau Haushaltstätigkeiten übernimmt („die sieht mich durchaus auch putzen und Wäsche waschen“) – für Marias Entwicklungsbedürfnis nach einer emotionalen Hauptbezugsperson sind solche Symbole allerdings nachrangig.

Annika: Ja sie is da auch sehr empfindlich also ich kenn wenn wir n schön Tag hatten zusamm wunderbar ich kann alles mit Maire machen und wir ham auch Spaß auch den ganzen Tag ich kann mit der weggeh aber abends bei Nachtdiensten is es kritisch also wenn abends die Mama nich da is, und das is halt für mich dann auch wieder blöd ich denk mir dann schon „Ja Kind den ganzen Tag war alles gut und am Abend“ als ob sie mich dann nich kennt. [289]

Die Mutterposition ist für Annika Selter eine wichtige Identifikationsfigur in der Elternschaft, mit der emotionalen Priorisierung einer Partnerin entsteht folglich eine Konkurrenz um diese prominente Rolle in der Familie – die auch aus biografischer Perspektive wichtiger gegenüber den als austauschbar erlebten Vaterfiguren ist. Die starke Assoziation von Mutterschaft mit der emotionalen Hauptbezugsperson macht die Mutterrolle aus Perspektive Annika Selters zum konkurrierten Ort:

Annika: -is aber glaub ich bei zwei Fraun halt einfach stärker. Also denk ich mir weil halt normal also vom bestimmt nich alle Familien es gibts auch moderner aber vom klassischen her stillt halt die Mutter und is halt zuhause und dann durch die Geschlechtertrennung is das von vorne rein auch irgendwie klarer. (..) Ich weiß nich vielleicht bild ich mir das auch nur ein aber ich glaub das is bei ner Heterobeziehung die Konkurrenz nich so is.

Britta: Ja das stimmt aber.

Annika: Weil die Mutter war halt schwanger und is von vornerein Ende, und bei uns wars eigentlich offen. [291 - 293]

Die Offenheit liegt in ihrem Ideal der Gleichbefähigung als Frauen begründet, also nicht in dem Verlust einer heterosexuellen Selbstverständlichkeit, sondern vielmehr wird eben diese Selbstverständlichkeit – von der Gleichgeschlechtlichkeit ungebrochen – fortgeführt: Frauen sind Mütter. Dass Kleinkinder sich indessen für *eine* Mutter „entscheiden“ und so scheinbar Rollen zuschreiben, wurde von dem Paar nicht antizipiert („hätt ich auch nich gedacht“). Das eigentliche Problem dieser „Mutter-Vater-Kind“-Wahrnehmung liegt für Annika und Britta Selter jedoch nicht in dem Widerspruch zum entworfenen Bild doppelter Mutterschaft begründet: Nicht dass es eine Zuteilung unterschiedlicher Rollen gibt, ist Kern des Konfliktes, sondern dass die Rollen gegen die „Charaktere“ der Frauen, falschherum, von Marie zugeordnet werden:

Britta: [...] Wobei andersrum find ich wärs halt besser gewesen [...] weil du eher so die Mami die Mama-

Annika: -is ja immer noch mein Ding. (lachen beide) [...] [274 - 275]

Im Grunde konkurrieren die beiden Frauen also nicht um die Mutterrolle, gerne hätten sie die Verteilung – wenn es denn eine geben soll – einfach andersherum gesehen („andersrum find ich wärs halt besser gewesen“), da nicht nur für Annika Selter die Mutterposition als passende Identifikation ihrer Elternschaft begehrt wird („weil du eher so die Mami [bist]“), nicht weniger ist Britta Selter diese Rolle für ihren Elternentwurf unlieb, da sie sich eben nicht als eine „Mama“ sehen möchte, wie an der Diskussion um die Bezeichnungsweise der Elternteile erkennbar wird:

Britta: -ah ja gut mit dem Nam das war halt auch am Anfang so ich wollte da eigentlich nich die „Mama“ sein ja ich hab mich nich so als Mama gefühlt ja wobei das halt auch so ne Gewohnheitssache is (Interviewer: mhm). Aber ähm (...) ja wir ham ja gesagt ok wir halt sagen wir Mama Mami das kann se halt aussprechen ich wollte am Anfang eigentlich dass sie Namen sagt also unsre Namen wobei unsre Namen halt echt beschissen sind auszusprechen für n Kind das muss man einfach so sagen und se wird sowieso irgendwann ankommt mit

Mama und Mam- also die komm irgendwann an weil die andern Kinder das auch sagen und spätestens im Kindergarten ja „Hase keine Mama?“ – „Wieso?“ mh. Also „Ach ja stimmt“ und dann komm die auch Heim und sagen das also von dem ham wir uns halt gleich drauf geeinigt halt ich hab mich drauf geeinigt dass ich Mama bin und sie Mami und (...) ja. [304]

Unter anderen beruflichen Vorzeichen, nach den Wünschen und Neigungen gewählt, wäre wohl Annika Selter in die Hauptversorgung des Säuglings und damit wahrscheinlich in die Rolle der primären Bezugsperson gekommen, so aber bleibt der „Rollentausch“ zwischen den Partnerinnen ein fortbestehendes Thema („da sin wir immer noch immer am rätseln [...] und diskutieren also wir, das is auf jeden Fall abendfüllend auch manchmal“ [224]) – wenngleich sich der Konflikt deutlich abgemildert hat und eine Gewöhnung stattfand.

Bezüglich des Familienbildes wird in Antwort auf die Fragen des Interviewers deutlich, dass das Frauenpaar mit der Irritation ihrer anfänglichen Sinnkonstruktion gleichberechtigter Mütter noch zu keinem endgültigen Bild gekommen ist:

Interviewer: Was für n Modell von Elternschaft ham se da vor Augen also sie überlegn also das wollten sie eigentlich nich sein dass das so krass getrennt wird sondern da war irgendwie n andres Modell im Hintergrund also was für n Elternteil wollten sie denn eigentlich sein?

Britta: (lacht) Das is ne gute Frage.

Annika: Wir dachten gar nich dass n Kind sich so klassische Rolln sucht-

Britta: Wir ham halt irgendwie (Annika: wir sind beide gleichberechtigt) nicht so wirklich drüber nachgedacht ja. So gleichberechtigt ja irgendwie.

Interviewer: Mhm.

Britta: Wobei ja ähm (..) ähm, ich auch gelesen hab dass äh Kinder von (..) homosexuellen Partnern ähm viel glei- trotzdem gleichberechtigter groß werden also das is äh (..) das hab ich auch gelesen also ich glaube schon dass also jetzt (..) ist halt dieses dieses Bindungsding und äh weil sie klein sind aber ich glaube wenn später relativiert sich das schon denk ich (Interviewer: mhm).

Annika: Ja wenn sie in die Kita geht (Britta: Und-) hol ich sie öfter ab als

du wenn du mehr arbeitest.

Britta: Ja ich glaube das relativiert sich da auch von der Gleichberechtigung was s-öh-ne was so dieses also wir, wie gesagt also dass jeder irgend- klar ham wir unsere Aufgaben hier ja, also ich mach einfach mehr die Autos ja, klar, also was heißt klar aber ich machs halt mehr weil ich ich bin einfach technisch besser, also so im technischen und (...). Und äh reparier halt Sachen oder mach Löcher in die Wände (Interviewer lacht) bohr halt Dübel und und ich streich auch oder ja wir ham halt so unsre, das was der einzelne besser kann das wird dann halt ausgearbeitet ja, wobei mh du machst halt auch so so so Zettelkram so Verwaltungskram machst du auch mehr. (..) Ja (Annika: Ja.) (...) Aber ähm (..) ja (..) also ich denke dass sich das irgendwann so n bisschen anpasst aber dass es halt jetzt so, aufgrund dessen dass ich ja auch zuhause bleiben muss ja und dass sie einfach ne Bindung aufbaun sollte halt bei uns und sich einlebt und aber ich denke wenn die irgendwann in die Schule geht dann wird das auch (...) denk ich, ich weiß es nich ja ich wusste ja vorher auch ich weiß es nich (lacht) ich weiß nich wie (...)-

Annika: Ich weiß auch nich. Also wir versuchens halt schon gleichberechtigt zu machen so weit wies geht [...] [295 - 303]

Mit der Nachfrage des Interviewers konfrontiert, welches Elternmodell ihnen denn nun vorschwebt, da die „klassische“ Aufteilung von ihnen als unbefriedigend beschrieben wird, erneuern Annika und Britta Selter ihren Wunsch nach einem egalitären Elternsystem. Hierbei können sie einerseits perspektivisch durch das ins Spiel kommen von Bildungsinstitutionen, wie dem Kindergarten oder spätestens der Schule, mit einer Angleichung der Berufsarbeit planen (siehe *Arbeitsteilung*). Andererseits hoffen sie, dass mit der Veränderung der Zeitstrukturen und dem Alter des Kindes sich klassische Muster für Marie auswachsen (das „Bindungsding“ sich „später relativiert“). Bei allen Wünschen nach Gleichberechtigung gibt es allerdings trotzdem die Ausgestaltung von Verschiedenheit, was sich in den Aufgabenfeldern der Frauen äußert („klar haben wir unsere Aufgaben“), die sie nach Vorlieben und Kompetenzen und nicht strikt gleich aufteilen. Gleichberechtigung meint für die beiden dementsgegen das Recht auf Berufsarbeit und eine Gleichwertigkeit ihrer Elternschaft.

Ob sich schließlich die Wunschkonstruktion egalitärer Mütter umsetzen lässt, bleibt für Annika und Britta Selter aber ungewiss („ich weiß es nicht ja ich wusste ja vorher auch ich weiß es nicht (lacht) ich weiß nicht wie“ – „Ich weiß auch nicht“).

Vor dem Hintergrund dieser Ungewissheit und der erst relativ kurz andauernden Pflugschaft, will ich die Frage nach den Zukunftsplänen¹⁷⁹ der Pflegemütter genauer betrachten:

Britta: [...] Annika will n zweites Kind ja das weiß sie schon dass sie das (Annika: n Jungen). Äh und will dann dann will sie zuhause bleiben und ich sag: „Nein ich will kein Kind mehr“ (lacht; Interviewer: mh; Annika: Ja die Diskussion is schwierig). Also jetzt nich weil Marie äh so so schlimm is aber weil ich äh die Arbeit weiß und äh weil ich mir das jetzt im Moment ich kann mir das einfach nich vorstellen ja, also ich bin jetzt erstma ausgebucht find ich und ähm. Ich freu mich erstma drauf dass ich irgendwie wieder n paar Freiheiten zurück gewinnen könnte (Interviewer: mhm) nach dieser Kleinkindzeit und Baby und Kleinkindzeit also und da kann ich mir jetzt nich vorstellen noch n zweites also die doppelte Arbeit äh jetzt im Moment das (Interviewer: mhm) kann ich mir jetzt grad nich vorstellen. (...) Ja. Aber das is so (Annika: die Diskussion (Unverständlich) in zwei drei Jahren noch mal) die Diskussion noch-

Annika: Warte ma wenn Marie kommt und sagt sie will Geschwister.

Britta: Ja.

Annika: Is ziemlich oft bei Pflegekindern so.

Britta: Ja soll se erstma reden lern.

Annika: Ja (lacht).

Britta: Das is dann auch noch n Projekt [482 - 488]

In dem Bestreben Annika Selters ein weiteres Pflegekind (einen Sohn) aufzunehmen, kann – neben dem Wunsch mit mehreren Kindern zusammen zu leben – ein Versuch der Bewältigung des Ungleichgewichtes zwischen den Partnerinnen gesehen werden, denn sie will es sein, die beim zweiten Kind zuhause bleibt und folglich zur primären Bezugsperson

179 Interviewer: [...] ähm wie siehts denn in der Zukunft aus also was plan Sie für die Zukunft wie solls weitergehn? [481]

werden kann. Auf diese Weise wären schließlich beide Frauen „Mutter“ für ein Kind. Annika und Britta Selter würden so einen Erfahrungsschatz teilen, beide hätten die Phase der Elternzeit und Fürsorge für ein Kleinkind mitgemacht (vorausgesetzt es handelt sich bei dem zweiten Kind ebenfalls um einen Säugling). Der eher den finanziellen und beruflichen Umständen verantworteten Entscheidung, dass Britta für Marie die primäre Fürsorge übernimmt, könnte so im Nachhinein die Bedeutung eines Glücksfalls zugesprochen werden, da die Frauen lebensweltliche Erfahrungen teilen und gewissermaßen vervollständigen würden. Letztlich ist es vielleicht für Britta Selter, die wie sie sagt nie so recht den „Anreiz“ hatte Mutter zu sein, eine persönliche Bereicherung unerwartet in eben diese Rolle gekommen zu sein. Auf die „Gewohnheitssache“ eine Mama für Marie zu sein, kann dann mit „zurückgewonnenen Freiheiten“ von ihr eine neue Sichtweise entwickelt werden.

8.4.2 Zwei Frauen als Eltern:

Über gesellschaftliche Anerkennung und Hormone

Neben den Elternrollen verbinden Annika und Britta Selter mit dem Umstand einer Elternschaft zweier Frauen weitere geschlechtlich konnotierte Zuschreibungen. Hierbei deuten sich im Interview zwei Dimensionen an: Zum einen nehmen die Partnerinnen ein höheres Maß gesellschaftlicher Anerkennung für ein Frauenpaar gegenüber einem Männerpaar an und vergleichen ihre Situation mit der als schwieriger eingeschätzten Lage des mit ihnen befreundeten Pflegeväterpaares:

Britta: Ja. (...) Wobei ich ja aber auch sagen muss dass ähm dass die zwei Männer es auch schwieriger haben, also zwei Männer und n Pflegekind.

[...]

Annika: Ja Frau und Kleinkinder is halt gesellschaftlich-

Britta: -besser einfach ja. [415 - 418]

Bereits im Vorfeld der Pflegeelternschaft antizipieren Annika und Britta Selter die womöglich bereitwilligere Akzeptanz einer Pflugschaft zweier

Frauen¹⁸⁰ und setzen diese zu anderen Wegen und Konstellationen gleichgeschlechtlicher Elternschaft in Vergleich. Neben der höheren Anerkennung für eine Pflegschaft gegenüber etwa einer künstlichen Befruchtung stellen die Partnerinnen das größere gesellschaftliche Kapital von Frauen heraus, welches in der Selbstverständlichkeit von Elternschaft für Kleinkinder gründet („Fraun und Kleinkinder is halt gesellschaftlich“ – „besser einfach ja“). Frauen verfügen mit Blick auf Elternschaften insofern über einen Überhang an biologischem wie auch gesellschaftlichem Kapital gegenüber Männern, die eine Familie gründen wollen.

Bei allen Vorteilen, die ein Frauenpaar in diesem Bild genießt, kann aus Sicht der Partnerinnen zum anderen ein Übermaß an Weiblichkeit, festgemacht an der Anzahl weiblicher Personen, ein zu viel des Guten sein, woran unter anderem der – ursprüngliche wie auch mit Blick auf ein zweites Übergekind erneuerte – Wunsch nach einem Pflegesohn begründet wird:

Interviewer: Mh okay. Und es soll dann n Brüderchen sein hab ich Sie da richtig verstanden?

Annika: Ja wir wollten von Anfang an ja n Jungen haben.

Interviewer: Mh, warum? Hat das n speziellen Grund?

Britta: Ööhm ja weil wir schon zwei Fraun sind äh, weil ich finde wir finden halt dass es genug Weiber im Haushalt sind (lacht etwas) und das genug Hormone äh manchmal verrückt spielen, und da brauch man nich noch drei also noch vier also das wird dann so n bisschen also s-äh-is halt einfach äh so das Fraun also man aufgrund der Hormone sind manchmal so n bisschen zickiger sind ja und äh (Interviewer: is das so?). Ja das is so. Es is glaub ich auch bekannt und äh das is auch so und wenn man als weibliches Paar dann is halt ähm (schnallt mit der Zunge) doppelt zickig ja-

Annika: Das und und wir mögen auch beide diesen rosa Mädchenkram halt nich.

Britta: Ja das auch. Ja genau das-

180 Annika: [...] „zwei Fraun n Kind aufnehm was auch noch Kontakt sogar zu den leiblichen Eltern hat das is kein Ding, und ich glaub auch vielleicht noch weniger als bei zwei Männern, (Interviewer: mh) weil das is halt Pflegschaft und irgendwie früher ham auch die Nonnen und die Klöster die Kinder großgezogen das is was was die Menschen kennen [...]“ [403]

Annika: -Ich komm auch in der Schule mit den Jungs (Britta: Ja) immer besser klar das das is so- [493 - 499]

Neben der Konstruktion hormonell verursachten Konfliktpotenzials zwischen Frauen, welche auf eine kritische Nachfrage des Interviewers („is das so?“) von Britta Selter bekräftigt wird („Ja das is so. Es is glaub ich auch bekannt“), spielen weibliche Geschlechtsstereotype („rosa Mädchenkram“) für die Favorisierung eines Pflegesohnes eine Rolle. Man kann hierin womöglich den Versuch der beiden Frauen sehen, sich gegen reduzierende Identitätszuschreibungen zu wehren und den eigenen Identitätsentwurf gegen eine Mainstream-Weiblichkeit abzugrenzen. Die Problematisierung geschlechtsstereotyper Bekleidung und Kinderspielzeuge zieht sich thematisch durch weite Teile des informellen Interviewgesprächs und taucht bei den Erziehungsvorstellungen des Paares erneut auf. Ein Mädchen wurde von den Frauen aber nicht grundsätzlich ausgeschlossen, „zufällig war Marie halt da“ [603 - 605] und es passte für sie. Bemerkenswerterweise wird die Favorisierung von Männern auf Marie projiziert. Im informellen Gesprächsteil, während Marie auf dem Schoß der Pflegemütter sitzt, versucht der (männliche) Interviewer die Aufmerksamkeit der Pflgetochter durch Anlächeln und Begrüßen zu erregen, worauf Annika Selter die Reaktion ihrer Pflgetochter auf den Interviewer kommentiert:

Britta: (an Marie gerichtet) Schau ma wer da da is. Hä? Cool ne.

Annika: Wobei man sagen muss Marie mag eindeutig Männer lieber als Frau sie hat da so n bisschen gelitten mit der Pflegefamilie.

Interviewer: mh, okay.

Britta: Also-

Annika: -weil ihr Vater sie immer versorgt hat wohl deshalb. [510 - 514]

Die Begründung, warum Marie angeblich Männer lieber habe, klingt für den Interviewer in der Gesprächssituation plausibel, weshalb die Bemerkung Annika Selters von ihm übergangen wird. Kontextualisiert man jedoch diese Passage vor dem Hintergrund anderer Bemerkungen der Pflegemütter, so wirkt sie irritierend. Während ihrer fünf Wechsel hat Marie primär bei drei anderen Menschen gelebt: neben dem Vater (zeitweise gemeinsam mit der Mutter) waren das vor allem die Heb-

amme und die Bereitschaftspflegemutter Frau Simon-Waldmann. Der Vater war dabei erst die dritte Station, da Marie „gleich nach der Geburt weg“ „in Bereitschaftspflege“ (die Hebamme galt ebenfalls als Bereitschaftspflege) gekommen sei. Dass „ihr Vater sie immer versorgt hat“ gilt insofern nur für eine kurze und auch nicht die unmittelbare Zeit nach der Geburt. Möglicherweise übertragen die Pflegemütter mit dieser Konstruktion, dass Marie „mit der Pflegefamilie“, also ihnen, ein „bisschen gelitten“ hat, ihren eigenen Wunsch nach einem Pflegesohn oder mehr noch nach Umständen der Elternschaft, unter denen sie weniger gelitten hätten.¹⁸¹

8.4.3 Die Pflegemütterschaft:

Normalität sozialer Elternschaft und Grenzen der „Pflege“

Britta und Annika Selter sehen sich zuvorderst als *Pflegeeltern* für Marie. Sie konstituieren ihre Mutterschaft(en) auf den Assoziationen zur Dauerhaftigkeit und der Beziehung einer Mutter zu einem Kleinkind. Die Aufnahme Maries wird insofern als „relativ optimal“ empfunden, da diese beiden Kriterien in der Pflegschaft gesichert scheinen. In Reflektion zu anderen Paaren auf einem Pflegeelternseminar, sieht das Pflegemütterpaar jedoch Chancen, die mit ihrer Abweichung vom Normalbild Familie verbunden sein können:

Britta: [...]. Das einzige wo halt war wo wir wirklich sehr abgehärtet warn war äh (..) wo sich alle gewundert haben weil mit nem Pflegekind is man halt einfach ähm auffälliger nach außen ja, kann man auch auffälliger nach außen sein und äh da ham Heteropaare die Pflegekinder haben wahrscheinlich mehr Probleme weil wir sind es gewohnt [...] ähm wir sind es einfach gewohnt ja dass wir eh schon auffällig sind ja wenn wir Händchen hal- also das muss dann einfach egal sein also wir sind es gewohnt dass es eim egal is (Interviewer: mh). Ja und ähm dass man da einfach dazu stehn muss und dass man einfach so äh ja dann einfach auch leben muss ja. Und die sind (Annika: nur weil-) und

181 Das Leiden wird allerdings als abgeschlossenes Geschehen formuliert: Marie oder wohl eher die Pflegemütter hat(ten) gelitten. In der zitierten Interviewsituation, in der sie mit der Pflégetochter spaßen und sie füttern, kann von einem Leiden auch nicht die Rede sein.

und die sind dann äh schon immer, also hab ich das Gefühl gehabt ja (Annika: ja) das war dann für die Heteropaare dann schon was anderes weil für die is es halt schon so n Stigmata ja wo das wars ja für uns eigentlich eh schon in der Beziehung die ganze Zeit immer is ja also n ganzes Leben.

Annika: Weil für die is es doch blöd weil da weiß jeder grade bei jüngeren Heteropaaren die keine Kinder haben (unverständlich) n Problem haben und (Britta: Ja das war auch so n Ding klar die jüngeren Heteropaare-) is schwierig-

Britta: -bei der im Pflegekindseminar da war halt schon klar: warum sind denn die die is ja die könnt ja eigentlich noch n Kind kriegen und dann war halt schon also so indirekt (Interviewer: mh) immer schon klar (...) okay die könn halt keine Kinder kriegen wahrscheinlich also das war halt auch schon so n Eingeständnis für die wahrscheinlich also. [400 - 402]

Angesichts der spannungsreich verlaufenden Jugend („also meine Karriere in der Jugend is nich so schön“) und anhaltender Konflikte mit der Herkunftsfamilie im Zuge des Coming-Outs, sind desintegrative Erfahrungen für Britta Selter nicht fremd, vielmehr sei ihr „ganzes Leben“ von einem Umgang mit der Diskreditierbarkeit des vom Normalbild abweichenden Lebensentwurfes lesbischer Frauen geprägt. Wie an dem eher ungeplanten „Coming-Outs“ Annika Selters an ihrer Schule deutlich wird, macht ein Kind die besondere Lebensform zusätzlich sichtbar („weil auf einmal is halt klar ich hab halt n Kind und wo kommt das Kind her und da sagen se: Ja is denn dein Mann zuhause? dann sag ich schon: Ne meine Frau“). Insofern wird das Paar durch ein Kind auffälliger, die soziale Anerkennung von Pflgeschäften („Pflege is immer so n soziales Ding, das finden alle irgendwie toll“) stärkt die beiden Frauen in der Außendarstellung hingegen und macht sie für andere sogar interessanter („sind eher inter-essiert dann noch und freundlicher“). Die Ressource liegt insofern nicht nur in der biografisch anschlussfähigen Erfahrung von Nicht-Normalität, sondern in einer gegenseitigen Stabilisierung der Nicht-Normalitäten der gleichgeschlechtlichen Beziehung einerseits und der besonderen Elternschaft für ein Pflegekind andererseits begründet. Dies wird an dem von Annika Selter angesprochenen Aspekt in der Textpassage

greifbar: die Realisierung eines Kinderwunsches für zwei – wahrscheinlich fruchtbare – Frauen über eine Pflegschaft habe mehr Selbstverständlichkeit im Vergleich zu alternativen biologischen Elternschaften als dies für (junge) verschiedengeschlechtliche Paare gilt, denen eine Unfruchtbarkeit für eine derartige Umsetzung des Kinderwunsches unterstellt wird („immer schon klar [...] die könn halt keine Kinder kriegen“), womit ein „Eingeständnis“ eines in der Regel kummerbesetzten Versagens leiblicher Elternschaft einhergehe. Gleichgeschlechtliche Beziehungen sind ohnehin schon außerhalb der alltäglichen Normalität, weshalb die unvorhergesehene Situation einer Pflegschaft nicht weitere Normalitätsbrüche für das Paar zu induzieren scheint, im Gegenteil besitzt die soziale Elternschaft für Kinder bei gleichgeschlechtlichen Paaren sogar ein Selbstverständnis, das sich nicht als Ersatz für einen unerfüllten biologischen Kinderwunsch erklären muss.

Das soziale als normale Elternschaft verstanden werden kann ist für Annika und Britta Selter zudem in einem Deutungsmuster – womöglich modellhaft aus dem Aufwachsen bei Stieffamilien gelernt – von faktischer Elternschaft begründet. Das Eltern-Sein wird über das Eltern-Haben für die lebensweltliche Bedeutung von Elternschaft gestellt, die Bindung über die (biologische) Herkunft. In diesem Sinne werden Annika und Britta zunehmend mehr zu Mariés Eltern, indessen ihren Herkunftseltern dieses Rollenbild sukzessive aberkannt wird, wie an einer Erzählung der Pflegemütter über die sich – emotional – verändernden Kontakte zu der Herkunftsfamilie Mariés nachzuvollziehen ist:

Interviewer: Und da empfinden Sie den Kontakt auch als positiv also dass die soweit sie das verstanden haben sie ham ja gesagt da gibts vielleicht Einschränkungen dass se nich ganz verstanden haben worums eigentlich geht. Äh aber dass sie der Pflege zumindest soweit zustimmen also dass sie den positiv entgegenstehen?

Britta: Mh, ja.

Annika: Für uns wirds halt komischer also je mehr wir Marie kennen umso komischer wirds also anfangs war es so: es warn halt ihre Eltern und wir nich und jetzt wirds halt mehr so unser Kind, und es wird so n bisschen-

Britta: -Seltsam. Also es is halt eine künstliche konstruierte s-s-seltsam einfach ja (.) [...] Und wir wissen natürlich auch die Erwartung und

dann is man halt immer so n bisschen „Ah ja komm dass der Vatta ma das Kind hat“ aber dann irgendwie is es halt so dass ich die Verantwortung für sie habe und ich weiß auch dass sie immer zu mir will, also es is halt immer schwierig jetzt ham wir halt nen guten Konsens gefunden das ham wir auch mit der Supervisorin besprochen und ham halt gesagt: „Ok bei den Treffen is es so dass wir uns auf n Boden setzen und spielen“ und wenn die Eltern Lust haben dazukomm dann komm sie dazu und wenn net dann net. Aber es geht net dass ich einfach Marie sag hier dein Mutter. Also das geht net, das geht nich ja das is das tz (lacht). Das emotional ich kann das einfach nich die merkt das ja auch ja also hier pff „Hast ne Stunde es is jetzt deins Kind-dein Kind“ also das geht nich das kann man einfach nich so bring.

Interviewer: Mhm.

Britta: [...] aber wie gesagt unsre Treffen sind noch gut ich glaube andre hams andre Pflegeeltern hams schlechter.

Annika: Ja kann man echt sagen.

Britta: Also glaub da ham wirs noch-

Annika: -Die sind auch freundlich zu Marie bring ihr immer Plastikspielzeug mit. [467 - 475]

Nach einer knappen Zustimmung der Verständnisanfrage des Interviewers („Mh, ja“ – sie stehen der Pflege positiv gegenüber), bringt Annika, und dies aus der Rollenposition der „Mutter“ fortsetzend Britta Selter, die Erzählung auf das eigentliche Problem der Beziehung zu den Herkunftseltern. Zwar sind Maries Eltern im Bild der Pflegemütter weiterhin liebe Menschen, die sich auch bemüht um einen guten Umgang mit ihrer Tochter zeigen und als Verbindung zur Herkunft geschätzt werden, doch begegnen sie ihnen fortlaufend weniger als *den Eltern*. Für die beiden Frauen wird Elternschaft vor allem als faktische Rolle verstanden, die nun sie – nicht nur im Alltag, sondern ebenso zunehmend emotional – für Marie einnehmen, so wie das zuvor die Bereitschaftspflegemutter getan hat, in der entsprechend während der Anbahnung ebenfalls Maries „Mutter“ gesehen wurde. Folglich wirkt der Kontakt mit den leiblichen Eltern Maries „künstlich konstruiert“, man tut so *als ob* sie noch die Eltern im alltäglichen Sinne wären, was für die Pflegemütter nur bedingt durchzuhalten ist, weshalb es zu einem „Konsens“ kommt, nach dem die

Herkunftseltern zwar theoretisch eingeladen sind, an einer Spielsituation mit ihrer Tochter teilzunehmen, ihnen aber nicht (länger) Marie als Tochter überantwortet wird und ein aktiver Einbezug als Eltern erfolgt. Die Bedeutung faktischer Elternschaft wird von Annika und Britta Selter damit so stark gewichtet, dass sie die Beziehung zwischen ihnen und der Herkunftsfamilie Maries buchstäblich verdreht: Während die durch Jugendhilfemaßnahmen arrangierte Pflegschaft eines gleichgeschlechtlichen Paares zu *der* Elternschaft Maries wird, sind die Rollen der leiblichen Eltern ihrer Essenz entzogen, und ihr so tun *als ob* sie (noch) Eltern wären gilt als „künstlich konstruiert“.

Beziehungen und Bindungen schaffen in diesem Bild Elternwirklichkeit. Dies gilt nicht weniger für die Beziehung zur Pflegetochter Marie selbst. So sprechen die Pflegemütter nicht davon, Marie aufgenommen zu haben und nehmen damit eine Bindung vorweg, es wird dementsprechend der Begriff des Einziehens verwendet, Marie sei bei ihnen „eingezogen“ – ein beachtlicher Autonomiespielraum für ein 11 Monate altes Kind. Die Formulierung macht auf die Prozesshaftigkeit von Bindungen aufmerksam, die von der Pflegetochter ausgehen müssen. So entwickeln Pflegeeltern und Pflegetochter in einem gegenseitigen Kennenlernen und An-Einander-Gewöhnen eine Bindung zueinander, wobei Marie aus Sicht der Pflegemütter in der Position ist, ihre Beziehungen zu den beiden Frauen festzulegen und sie in – zum Teil ungewünschte – Rollenmuster zu bringen.

Für ihr Familiengründungsprojekt Pflegeelternschaft verweisen Britta und Annika Selter bei den Auswahlkriterien auf eine klare Grenze ihrer „Pflege“-Bereitschaft. Beide Frauen haben ein fest verankertes Berufsbild. Neben der Identität stabilisierenden Bedeutung der Berufstätigkeit kommen wertgeschätzte Kontakte zu Kollegen und Kolleginnen. Für Britta Selter stellt die bunte Truppe des Rettungsdienstes,¹⁸² gemeinsam mit

182 Britta: [...] es is ne sehr lustige Wache weil die Leute dort ähm das sind 3 Homosexuelle also ich bin und noch ne Arbeitskollegin die is auch lesbisch und einer der is sch-schwl aber nicht-ge nicht-ge nich wirklich geoutet aber er sagts nie aber die ganze Wache weiß es seit zehn Jahr und das wird auch immer zum Witz gemacht, ähm aber wir ham ne wir sind da sowieso super liberal also auf der Wache das is von Hauptschulabschluss bis zum äh studierten Arzt alles vertreten im Rettungsdienst von Moslem über Evengelikal Zeugen Jehova und Christen alles vertreten (Interviewer lacht: ja) [...] [379]

dem Bezug zu Annika Selters Familie, sogar eine zweite Heimat in ihrem „Exil“. Vor diesem Hintergrund ist es für Annika und Britta Selter wichtig, ihre Elternschaft mit einer Fortführung der Berufstätigkeit verbinden zu können, weshalb eine geistige Behinderung und eine damit womöglich einhergehende Unselbstständigkeit mit dem Bedarf nach dauerhafter Pflege von dem Frauenpaar für ein Pflegekind ausgeschlossen wird:

Britta: Und sie sieht jetzt auch nich aus als ob jetzt irgendwie (..) als ob se lernbehindert (...) wäre oder irgendwie geistig behindert sah se auch nich aus und hat n sehr wachen Blick und.

Interviewer: mh. Wäre das für Sie n Kriterium gewesen also zu sagen-

Britta: Also es is schwierig zu sa-das is einfach schwierig zu entscheiden-

Annika: -wir ham Lernbehinderung angekreuzt (Britta: Wir ham Lernbehinderung angekreuzt ja dass wir-) (unverständlich) auch nich genomm.

Britta: -aber ich mein es is jetzt nich so sch-äh ja also selbst wenn sie jetzt äh äh Hauptschule oder Realschule ja mein Gott ja äh wir ham halt gesagt dass wir sie fördern werden und das beste halt ähm auch ähm auf ne andre Schule wo äh wo se ne spezielle Förderung kriegt und (..) das wir alles tun werden und uns is oh wir ham gesagt uns is wichtig dass das Kind selbs-selbstständig wird.

Annika: Ja (unverständlich) weil wir arbeiten wolln.

Britta: Das war unser unser Ding ich mein wir ham m ja mein Vatta is Malermeister also wir ham hier auch mehrere Schichten in der Familie (leichtes Auflachen) und ähm (...) ja.

Annika: Ne das is auch in Ordnung wenn sie n Förderschulabschluss macht aber n richtige geistige Behinderung wollten wa nich.

Britta: Also natürlich-

Annika: -das is auch n bisschen gemein aber wir ham halt gesagt wir wolln beide wir lieben unsere Arbeit (Britta: also-) und wir wolln arbeiten und wir wolln kein Pflegefall. [563 - 572]

Diese Passage stammt aus dem informellen Gesprächsteil des Interviews, wobei die Frage, wie weitreichend die Entwicklungsverzögerung der Pflgetochter sei, bereits bei der Erzählung des Erstkontaktes thematisiert wird. Beide Frauen reflektieren ihre Haltung zu den Wunschkriterien vor der angestrebten Arbeitsteilung: den klaren Ausschluss

einer dauerhaft pflegebedürftigen und einer Verselbstständigung im Wege stehenden Behinderung, empfinden Britta und Annika Selter zwar als ein „bisschen gemein“, vermutlich weil es dem Idealbild aufopfernder Mutterschaft widerspricht, sie rechtfertigen ihre Entscheidung jedoch an späteren Stellen mehrfach, unter anderem mit dem Verweis auf die nicht vorhandene Abstammung zu einem Pflegekind („is es halt wirklich auch so dass es nich unser Kind is“ [573]), diesbezüglich keine derart weitreichende und selbstaufopfernde Verpflichtung eingehen zu müssen. Obgleich sie Pflegemüttern mit diesem Selbstverständnis („die passionierten Nur-Hausfrauen und Mütter“ [584]) ihre Anerkennung und Achtung einräumen („die das machen hab ich auch großen Respekt vor“ [586]). In ihrer Identität als Frauen wünschen sie, ungeachtet der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft und wie im Normalbild vorgesehen, ein Leben mit Kindern, der Kinderwunsch gilt ihnen aber nicht als absolute Glücksprojektion:

Annika: [...] also wir wollten schon Kinder, ich vielleicht noch mehr, aber es war für uns nich so wie ichs von andern kenne dass die gesagt haben: das wär so die Erfüllung des Lebens und ohne das klingt jetzt doof aber wir ham nie gesagt ohne Kind könn wir nich glücklich leben, wir- für uns war auch immer klar aber wenn das mit dem Kind nich klappt dann ham wir halt viel Geld und reisen durch die Welt das is auch ok (Interviewer: mh). Es war so inzwischen find ich es ganz gut (Britta lacht: viel Geld) deshalb läuft es auch gut grad. Ja-

Britta: -aber viel Geld (lacht).

[...]

Annika: [...] weil wir nie so das Ding hatten „Du bis das Kind du musst uns glücklich machen“.

Interviewer: Mhm.

Annika: Wir warn auch vorher glücklich. [201 - 207]

In dieser Relativierung der Sinnstiftung des Kinderwunsches für das eigene Leben kann ein gewisser Schutz vor dem (erhöhten) Risiko einer Kinderlosigkeit als gleichgeschlechtlich orientierter Mensch gesehen werden (Kap. 2.6). Andererseits dient sie Annika und Britta Selter der Selbstvergewisserung ihrer Identität als emanzipierte Frauen mit festem Berufsbild.

8.4.4 Das Erziehungsmodell:

Zwischen fachkundigen Vorbildern und Prinzessin Lillifee

Da es sich bei Marie noch um ein Kleinkind handelt, beschränken sich Fragen der Erziehung im Interview auf ein Minimum und tauchen lediglich gegenüber Nachfragen des Interviewers auf. Weitreichende Narrationen löst dabei die Frage aus, welche Elternvorbilder oder auch Gegenmodelle die Pflegemütter für ihre Elternschaft zur Orientierung heranziehen. Der Interviewer richtet diese Frage zunächst an Britta Selter. Er folgt damit der Struktur der Initialerzählung in der es Britta Selter zuvorderst übernommen hat die Geschichte der Pflegschaft voranzutreiben. Britta Selter ist jedoch zunächst ratlos, wer für sie Vorbilder sein könnten, ein Umstand, der in dem Wegfall der Eltern als Vorbilder bzw. deren Einordnung als Gegenmodelle begründet liegt. Annika Selter kann auf die Weitergabe der Frage an sie indessen geradezu selbstverständlich mit „Ja meine Eltern“ antworten:

Interviewer: (...) Ham Sie Vorbilder da für die Elternrolle. Also sie ham ja davon gesprochen dass bei ihrer Mutter da gabs nich so kleine Kinder wo sie sagen konnten das is jetzt so ne Rolle die könnt ich mir auch so vorstelln gabs denn andre Personen wo sie sagen würden die haben das sind für mich so Elternvorbilder oder vielleicht auch Gegenmodelle wo sie sagen „Ne so will ich auf kein Fall sein“?

Britta: Elternvorbilder. Ne hab ich nich, glaub ich nich. (...) Also ich weiß wen ich nich als Vorbild nehmen würde (lacht) (Interviewer: Ja). Also sowas ja aber aber ich weiß nich-

Interviewer: -sie könn ja auch Gegenmodelle haben also.

Britta: (lange Pause) Hast du Elternvorbilder? Vorbilder? Also wo de jetzt sagst-

Annika: Ja meine Eltern (...). Also meine Eltern sind schon meine Orientierung. In der Erziehung (Britta überlegend: Orientierung). [311 - 315]

Während Britta Selter also erst überlegen muss, kann ihre Partnerin sogleich auf ihre Eltern verweisen und erklärt diese Selbstverständlichkeit mit den biografischen Erfahrungen in ihrer Herkunftsfamilie:

Annika: [...] Und das schon auch von der Gleichberechtigung meine Mutter is neu verheiratet also als ich 12 war hat sie geheiratet. Und ihr

Mann hat die drei Kinder mit in die Ehe gebracht und er hat erzo-
gen, also er hat seine drei Kinder Sorgerecht und das also ich kenn
das halt schon offener weil bei uns wars halt immer so sie hatte quasi
mich und er hatte die drei Kinder und er is Pfarrer und war deshalb
auch freier und sie is Lehrerin und er war immer mittags zuhause er
hat immer geputzt er hat immer Mittagessen gekocht (Interviewer:
Mhm). Also ich kenn das nich so als klassische Rollenverteilung war
lange mit meiner Mutter alleine, und dann so son Modell. [317]

Mit dieser Narration will Annika Selter verdeutlichen, dass nicht nur in
der Erziehung, sondern ebenso als Lernmodell gleichberechtigter Aufga-
benteilung, ihre Herkunftsfamilie für sie vorbildhaft war und ist: Beide
Partner, Mutter und Stiefvater, übernehmen Haushaltspflichten und tra-
gen die Sorge für ihre Kinder. Annika Selter führt zudem an späterer Stelle
eine zusätzliche „Besonderheit“ ihrer Familie an, die sie in den hohen
pädagogischen Ressourcen „abstrahierter“ Wissensbestände über Erzie-
hung sieht:

Annika: Aber bei bei mir in der also in der Familie schon auch die Beson-
derheit dass, ähm meine Eltern wärn auch glaub ich so mein Erzie-
hungs- oder Elternvorbild aber meine Mutter is natürlich auch Son-
derschullehrerin mein Vater is Erziehungswissenschaftlicher (lacht)
(Interviewer: okay (lacht)) das is ganz also das is auch schon noch
aufm abstraken Niveau einfach dann also meine Mutter gibt sich also
viel Tipps dann auch was sich grade beim entwicklungsverzögerten
Kind wie Marie aus Sicht der Sonderschullehrerin sagt das kann man
so und so machen (Intervie-wer: Mhm). Is halt alles schon mal kom-
plett abstrahiert (lacht leise auf). [331]

„Komplett abstrahiert“ will meinen, dass Annika Selters Mutter den
Transfer ihrer Erziehungskennnisse für ihre Tochter erleichtern kann, die
als Lehrerin mit ihrer Mutter und dem Vater schließlich eine Kommuni-
kationsebene pädagogischen Fachpersonals teilt.

Britta Selter berichtet vor dem geschilderten Modelllernen ihrer Partne-
rin von den Erfahrungen mit ihren Eltern (und dem Stiefvater), die – mit
vereinzelten Ausnahmen – eher ein Gegenmodell ihrer eigenen Eltern-
schaft, insbesondere hinsichtlich der emotionalen Beziehung, bilden:

Britta: Ja also ich bin jetzt auch n Scheidungskind ja ähm aber ähm also ich würd jetzt nich meine Kindheit als Vorbild nehm, wobei ich halt manche Sachen schon also so Sauberkeitssachen oder so von meiner Mutter oder allein die Pflege was sie gemacht hat war gut aber sie is emotional einfach nich unbedingt jetzt so der Bringer gewesen sag ich jetzt mal ja (lacht leise auf). Äh und ich hatte auch n Stiefvater der halt äh n Arschloch (Interviewer: Mhm) muss ich jetzt so sagen is es heut noch (lacht leise aber gebrochen auf) und so n ganz anzüglicher Mensch und ähm (...) das wird jetzt net unbedingt so das Vorbild sein aber gut ich kenn natürlich deine Eltern auch und (...) (Annika: zu den gehn wir auch häufiger) [...], ja auch mein Vater nich ja also die sind nich wirklich so wirkliche tolle Eltern ja also mein Vatta hat wirklich auch so so wirklich nicht so die Verantwortung für n Kind der is auch ganz früh, also seit ich fünf Jahre alt war sind wir da ausgezogen und (...). Meine Mutter is emotional nich wirklich so der Bringer gewesen und da wurde halt auch noch Schläge verteilt (Interviewer: Mhm), also das is jetzt auch net unbedingt so was ich als Vorbild nehm würde. [318]

Mangels einer Übernahme elterlicher Vorgaben macht Britta Selter Suchbewegungen für ihre eigenen Erziehungsvorstellungen, dabei greift sie einerseits auf Professionelle (Erzieher, Therapeuten u.a.) zurück, andererseits spiegelt sich in den Orientierungen an ihren Arbeitskolleginnen und „Annikas Familie“ ihre eigene Verortung in diesen Lebensfeldern wider,¹⁸³ die ihr die Heimat bei ihren Eltern ersetzen:

Britta: Also ich [...] äh frage (Interviewer: mh) Arbeitskolleginnen frage ich auch also ich sag dann immer hier "Wie hast n du das gemacht?" also ich trag mir das zusamm (Interviewer: Mhm) [...] [330]

Britta: [...] ich bin auch jetzt wie gesagt ich bin auch eher bei Annikas Familie hier weil meine Eltern wohn in Bayern also ich hab quasi Bayern verlassen (lacht) ich bin ausgewandert (Interviewer lacht). Ins Exil. Ähm (.) und (.) also das is schon sehr angenehm dass man einfach mehr reflektierte Leute um sich hat (Interviewer: mhm). (...) Ähm ich

¹⁸³ In dieser Verortung begründen sich für Britta Selter die besondere Belastung verminderter Arbeitszeiten im Rettungsdienst sowie wahrscheinlich auch die Übernahme des Familiennamens ihrer Partnerin.

also ne Freundin von mir die is auch Erzieherin und äh ne andre auch also das is alles (Interviewer: mhm) ne da hat man dann immer Leute um sich rum die man immer ma, fragen kann gucken kann und (...) wir sind ja auch wir ham ja auch ähm Supervision vom-vom Jugendamt (Interviewer: mh, ja) [...] Und äh gut ansonsten hatten wir ja immer viele andere Sachen noch mit Marie wo wir immer ma Rückfragen geben also wie Physiotherapeutin oder-

Annika: Frühförderung. [332 - 333]

Annika Selter und ihre Familie bilden vor dem Hintergrund ihrer Fachkenntnisse und des reflektierten Umgangs mit Erziehungsthemen für Britta Selter eine zentrale Orientierung und letztlich auch Autorität:

Britta: [...] Also ich bin halt ich versuch halt so zu sein wie ich bin, und wenn ich irgendwie komische komische (.) Ansichten oder wenn ich mir net sicher bin frag ich Annika. Also muss i muss ich halt zugeben weil, sie also sie ist aus nem akademischen Haushalt ja und sie is noch nich geschlagen worden und, das is halt n ganz andres Niveau (Interviewer: mh) ja ähm wo ich groß geworden bin und ich frag ich frag dich dann halt immer wenn ich unsicher bin ja „Was soll ich denn jetzt da machen?“ ja und „War das jetzt richtig?“ [...] [320]

Ein besonderes Thema im Erziehungsbild des Frauenpaars bildet die Frage geschlechtsspezifischer Erziehung, über die sich das Paar mit dem Interviewer über lange Strecken des informellen Gesprächs nach dem Interview weiter unterhält. Im Interview selbst wurde dieser Aspekt gestreift, als der Interviewer nach den Beweggründen für die Favorisierung eines Pflegesohnes gefragt hat: Hierbei wurde, wie bereits oben erörtert, neben einem angeblich hormonell bedingten Konfliktpotenzial auch die Ablehnung stereotyper weiblicher Geschlechtsrollenbilder benannt („wir mögen auch beide diesen rosa Mädchenkram halt nich“). Im informellen Gespräch beziehen die Pflegemütter diesen Aspekt vor allem auf Spielzeug und Bekleidungen:

Britta: [...] wenn man halt n Mädchen hat dann hat man da halt äh n mit diesen wirtschaftlichen also mit diesen ganzen Sachen (.) Klamotten Spielsachen Serien hat man echt echt also find ich wirklich gelitten also. Wobei die Jungs eigentlich auch nich besser sind die werden

schon auch diktiert wobei dieses mädchenha-also dieses Mädchenkramsachen halt so extrem scheußlich sind (Interviewer lacht) und so also so extrem schlimm sind also so sowas von wir da erniedrigt werden dadurch ja ähm m nur noch so also da das das find ich halt so schlimm und drum wollten wir eigentlich drum wollten wir auch kein Mädchen.

Annika: Aber jetzt sind wir schon glücklich mit dem Mädchen also mit ihr.

Britta: Ja aber gucken wenn se spätestens dann so ankommt „Ich bin Lilliffee“ oder ich will (unverständlich)-

Annika: -Wir ham doch gesagt die kriegt n Lilliffee-Bleistift und die Tempotaschentücher.

Britta: Ja gut ok.

Annika: Und das is mein Kompromiss. Na das wird so- das wird aber glaub ich wirklich bei zwei Fraun also bei zwei Lesben ähm vielleicht noch schwierig (Britta: Ja) wenn se so ihre Mädchen in Hochmädchenphasen auslebt wobei ich auch rosa war, ich hatte sogar ne rosa Glitzerzahnspange.

Britta: Ja naja gut.

Annika: Und es hat auch nichts geschadet (Interviewer lacht). [543 - 550]

In dieser Passage wird eine Entwicklung bzw. eine Transformation des Umgangs mit als übertrieben klischeehaft empfundenen weiblichen Geschlechtsbildern nachvollzogen. Das für die beiden emanzipierten Frauen provozierende Feindbild der „erniedrigenden Mädchenkramsachen“ wird mit Blick auf das Aufwachsen Maries und in Reflektion der eigenen (weiblichen) Sozialisation kompromisshaft aufgehoben. Auch wenn mögliche Konflikte in „Hochmädchenphasen“ antizipiert werden, so wird die anfänglich für Jungen positiver eingeschätzte Ausgangslage revidiert und umgedeutet, denn eigentlich seien Mädchen freier in ihren Geschlechtsrollen und hätten mehr Spielräume als Jungen:

Britta: [...]. Wobei Mädchen halt trotzdem noch man kann n Mädchen trotzdem noch ähm äh auch also Mädchen kann auch mit mit mit Hosen rumlaufen ja also is ja is ja schon so das ham wir ja jetzt auch schon n bisschen längere Zeit aber n Junge darf halt nicht Tänzerin werden. Also das is auch ganz ganz klar (Annika spricht unverständlich im Hintergrund) vorgegeben was n Junge darf also ich finde eigentlich

eigentlich [...] find ich das Jungs schlechter haben.
[...]

Annika: Das is auch so Mädchen sind freier das hab ich erst gemerkt nachdem wir n Mädchen haben. [502 - 509]

8.4.5 Die Arbeitsteilung:

Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Gleichberechtigung

Wie bezüglich des *Familienbildes* und der *Pflegschaft* des Frauenpaares bereits festgehalten wurde, wertschätzen die Partnerinnen ihre Berufsidentitäten hoch und wollen für ein Familienleben ihre Berufstätigkeit nicht völlig einschränken müssen, weshalb eine dauerhafte Pflegebedürftigkeit für die Aufnahme eines Pflegekindes ausgeschlossen wurde („wir wolln arbeiten und wir wolln kein Pflegefall“). Diesen Wunsch macht das Paar ihrem Pflegekinderdienst auch transparent:

Annika: [...] (...) Ja wir ham von Vorhinein also viele ähm Pflegeeltern machen das ja so dass ein die Mutter in der Regel dann ganz zuhause bleibt und wir ham von Anfang an gesagt nur ein Jahr und auch dem Jugendamt gegenüber so kommuniziert das wir das nich machen werden (Interviewer: mhm). Dass eine komplett zuhause bleibt, und dass wir auch n Kind nehm nur nehm was nich so schwer gestört is sag ich mal dass das nich geht dass das nich fremd betreut werden kann. (Interviewer: mhm) Das war für uns beide eigentlich immer wichtig. [275]

Für Annika und Britta Selter hat sich in ihrer Partnerschaft eine als egalitär empfundene Aufgaben- und Arbeitsteilung etabliert, die sich an Interessen und Vorlieben sowie einer gemeinsamen Ausführung von Hausarbeitstätigkeiten orientiert. Das eingespielte System der Egalität verändert sich mit der Aufnahme Maries, die aus einer pragmatischen Entscheidung heraus von Britta Selter hauptsächlich betreut wird, da Annika Selter ihre fast zeitgleich begonnene Stelle nicht hätte unmittelbar einschränken wollen („Ich war froh ich hatte diese Planstelle und gedacht: is halt nicht gut gleich auszusetzen“). Trotz der unterschiedlichen Gewichtung von Arbeit und Familie bei Annika und Britta Selter, wechseln die Partnerinnen doch nicht in ein „klassisches“ System über, das die Aufgaben von

Erwerbs- und Hausarbeit völlig trennt, sondern finden eine Verteilung, in der beide Anteile an den jeweiligen Sphären haben:

Britta: Ja und dann war se da. Und ich war ja ähm ich bin in Elternzeit, arbeite noch 25 Prozent, im Rettungsdienst also am Wochenende meistens nachts oder Tagdienste, da is ja Annika da. Und du arbeitest jetzt 75 Prozent ne?

Annika: 80 glaub ich ja.

Britta: 80? Also auch nich ne volle Stelle, und eigentlich sag jetzt mal das funktioniert schon- es is okay so ja und wir sind eigentlich froh, dass wir also dass du auch nich ne volle Stelle hast ähm, da sind die Schwulen schon, die andern äh Männer echt straighter. Also die arbeiten-

Annika: -aber auch nich beide voll.

Britta: Die geb- ja aber die geben sich echt die Klinke in die Hand also das is echt krass.

Interviewer: Mhm.

Britta: Also wir sind da eher so dass wir (..) dann mehr von der Familie haben wolln. [...] [186 - 192]

Wenngleich von dem Frauenpaar der Erwerbsarbeit eine hohe Bedeutung beigemessen wird, gilt dies für die Familie nicht weniger. Beide Partnerinnen möchten Anteil am Erwerbs- und Familienleben („mehr von der Familie“) haben – bestenfalls zu gleichen Teilen. Insofern grenzen sich Annika und Britta Selter nicht nur gegen das klassische Modell der „passionierten Nur-Hausfrauen und Mütter“ ab, sondern ebenso von der Orientierung einer vollzeitigen Berufstätigkeit des ihnen bekannten Männerpaares¹⁸⁴ („geben sich echt die Klinke in die Hand“). Das Wunschbild der Arbeitsteilung ist ein partnerschaftliches, in dem beide Frauen gleichberechtigt ihrer Arbeit nachgehen und am Familienleben teilnehmen können. Eine zentrale Balancierstelle ist dafür die geplante Betreuung Maries im Kindergarten, wodurch auch die ungeliebte Hausarbeit, darunter insbesondere das Putzen, wieder in ein als egalitär empfundenes System zurückgeführt werden soll:

184 Um möglicher Konfusion vorzubeugen: Es handelt sich hierbei nicht um Martin Winkler und Jan Haffner, sondern in der Tat um ein ebenfalls nahezu in Vollzeit beschäftigtes Pflegeväterpaar.

Britta: [...] Also von der Arbeit gut vom Arbeitsaufwand na klar ja ich muss halt die Wohnung schmeißen, was halt auch n bisschen immer zum Unfrieden wird weil das is halt immer so ne blöd einfach ja du musst halt unter der Woche wir ham halt früher immer-

Annika: -wir warn sehr partnerschaftlich da.

Britta: Ja, wir ham halt früher imma ähm zusamm am Wochenende die Wohnung geputzt, so jede Woche mal drei Stunden geputzt und fertig ja alles durch das wars dann und das war ham wir seit zehn Jahr gemacht, ja Wochenende Samstag wurd halt geputzt, so.

Annika: Geht nich mehr, das machst drei-stündlich mit nem Kind-

Britta: -das geht gar nicht, gar nicht. Ja gar nich, wir machen am Wochenende nichts also das geht nich ich muss unter der Woche irgendwie gucken dass ich die Wohnung irgendwie (Interviewer: mhm), und auch nich drei Stunden am Stück is net so dass ich jetzt sag: „So jetzt fang ich mal an weißte dann, so und dann danach kommt saugen und dann kommt wischen und machen wa das noch und das noch“ nix ja, da kommt immer so verstückelt, ja immer so einzeln so (Interviewer: mh). Ha jetzt wisch ich ma schnell durch, Tssch ja. Und ah jetzt mach ich ma die Küche, also es is immer so irgendwann. Ach ich hab ne viertel Stunde mach ich ma schnell n Ofen also das is immer so du bist nie irgendwie komplett fertig (Interviewer: mh) weils immer nur so einzelne Fragmente, und das is halt auch ähm muss man sich auch dran gewöhn ja auch allein schon diese wir ham ja auch mehr Einkäufe (lacht leise auf). Einkaufen is ja auch noch so du musst ja immer Marie mitnehm und einkaufen unter der Woche und-

Annika: -is halt einfach ungleich. Also ich freu mich schon wenn sie dann, es wird auch nich schade wenn sie in Kita geht ab Januar ham wir n Platz aber ich bin schon froh wenn sich das dann ein bisschen wie früher so n bisschen gleichberechtigter die Arbeit verteilt. [247 - 252]

Das Thema Arbeitsteilung zeigt – wie andere Aspekte der Ausgestaltung der Pflegeelternschaft – als dominantes Motiv das ins Ungleichgewicht geratene System einer Gleichberechtigung zwischen den Partnerinnen. Wie diese besondere Dynamik interpretiert werden könnte, möchte ich in der folgenden Vergleichsanalyse eingehender diskutieren.

9 Vergleichsanalyse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der zwei Paarinterviews systematisch in Vergleich zu einander gesetzt. Ähnlichkeiten, Unterschiede und Zusammenhänge, die auf Grundmuster gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft schließen lassen, sollen so herausgearbeitet werden. Wie auch bei der Einzelanalyse finden Vergleiche vor dem Hintergrund der biografischen Erfahrungen der PartnerInnen statt, nicht alle Aspekte der Pflegeeltern können oder sollen auf das Spezifikum der Gleichgeschlechtlichkeit rückgeschlossen werden. Letztlich ist die Gemeinsamkeit der beiden Paare in dem Code „Gleichgeschlechtlichkeit“ nur eine analytische Konstruktion, denn es handelt sich um ein Männerpaar auf der einen und ein Frauenpaar auf der anderen Seite. Die vermeintliche Gemeinsamkeit Homosexualität hat für das Aufwachsen der Pflegekinder keine unmittelbare Bedeutung, für den Alltag der Familie spielen hingegen die Geschlechtsidentitäten des Familienpersonals, die Erfahrung zwei Väter bzw. zwei Mütter zu haben, eine ungleich wichtigere Rolle. Insofern handelt es sich lediglich um eine *Strukturähnlichkeit* zwischen den Elternpaaren: beide Familien weisen aus dem Blickwinkel des heteronormativen Geschlechtermodells eine Doppelbesetzung einer Elternposition beim gleichzeitigen Fehlen der anderen auf und sind in dieser Abweichung von der Triade der Normalfamilie als *unkonventionelle Familien* zu verstehen, welche die Frage thematisieren, wo die anderen Elemente aufgehoben sind (Funcke & Hildenbrand, 2009). Ob es sich dabei um zwei Männer oder zwei Frauen handelt ist allerdings nicht gleichgültig, sondern hat geschlechtsspezifische Irritationen zur Folge, auf welche die Paare ähnlich- und verschiedenartige Erklärungsstrategien und Sinnstiftungen finden.

In Abweichung zu den Einzelauswertungen werde ich die Phänomene, die in den *Sichtweisen und Reaktionen anderer auf die Pflegeelternschaften* geschildert wurden, keiner weiteren Analyse unterziehen, da für die Vergleichsebenen nur eingeschränkt Material zu Verfügung steht. So werden die Reaktionen der Eltern nicht bei allen PartnerInnen thematisiert, auch die Sichtweisen der Herkunftsfamilien der Pflegekinder können nur randständig verfolgt werden. Die in den Interviews insgesamt sich abzeich-

nenden Praxen der Jugendämter gegenüber gleichgeschlechtlichen Bewerberpaaren werde ich hingegen am Ende des Kapitels diskutieren.

9.1 Biografischer Vergleich der Paare

In diesem Abschnitt werden die unterschiedlichen Biografien der interviewten PartnerInnen in einem Vergleich erneut aufgegriffen, um ein Verständnis über das jeweilige Erfahrungswissen und die habituellen Muster der Paare zu erarbeiten, die als Hintergrundfolie die Deutungsmuster der Pflegeeltern auf ihre Familie verstehen helfen. Ich will zudem eine Milieuzuordnung treffen, auf deren Basis Werthaltungen, insbesondere bezüglich der Erziehung und Arbeitsteilung der Paare, als spezifisch für ein bestimmtes (Bildungs)Milieu verstanden werden können ohne dabei das Merkmal der Gleichgeschlechtlichkeit als Erklärungsmuster eng zu führen.

9.1.1 Kindheit und Aufwachsen der PartnerInnen

Martin Winkler und Jan Haffner wachsen beide bei jungen Eltern und gemeinsam mit Geschwistern auf. Großeltern spielen jeweils eine wichtige Betreuungsrolle für die Eltern, Jan Haffner beschreibt sogar, dass er die ersten drei Jahre bei seiner Großmutter großgeworden sei. Die Eltern üben kaufmännische und handwerkliche Berufe aus, gehören der unteren Mittelschicht an und arbeiten früh an der Finanzierung ihrer Eigenheime. Mit jungen Kindern und Schulden für die jeweiligen Häuser ist die Finanzlage der Eltern beschränkt.

Annika und Britta Selter wachsen beide zunächst als Einzelkinder auf, ihre Mütter sind jeweils Mitte zwanzig und zunächst verheiratet, es kommt jedoch in den Kindheiten der Pflegemütter zu Scheidungen ihrer Eltern. Die Töchter verbleiben bei ihren Müttern, haben aber Kontakt zu ihren Vätern. Später treten Stiefväter den Familien bei. Annika Selter, die zuvor lange mit ihrer Mutter allein gelebt hat, wächst mit dem Einzug des Stiefvaters und dessen drei Kindern, ab ihrem zwölften Lebensjahr nun mit vielen Familienmitgliedern, zu denen eine Halbschwester hinzukommt, auf. Großeltern finden bei beiden Frauen keine besondere Erwähnung.

Annika und Britta Selter stammen aus unterschiedlichen Schichten, ein Umstand den sie häufiger im Interview zur Außenwahrnehmung ihrer eigenen Familie thematisieren („in deiner Schicht“ – „in meiner Schicht“). Britta Selter kommt aus einem etablierten Arbeitermilieu, ihr Vater ist Malermeister, indessen ihre Partnerin Annika Selter aus einem pädagogisch-akademischen Milieu stammt, ihr Vater ist Erziehungswissenschaftler und ihre Mutter Sonderschullehrerin.

Im Vergleich der Sozialisationsfelder der zwei Männer und zwei Frauen fallen besonders die Ähnlichkeiten zwischen den jeweiligen Partnern bzw. Partnerinnen auf, die in den Interviews auch als Gemeinsamkeiten kommuniziert werden.¹⁸⁵ Es mag zum Teil der Form des Paarinterviews geschuldet sein, dass insbesondere Ähnlichkeiten zwischen den PartnerInnen hervorgehoben werden, doch spiegeln sich bemerkenswerte Ähnlichkeiten bereits in den objektiven Umständen und Konstellationen der Lebenswege, so dass sich ein Vergleich zwischen den beiden Paaren – gegenüber einem Vergleich der vier PartnerInnen – anbietet: Während das Frauenpaar die biografischen Erfahrungen der Scheidung von Eltern, dem folgenden Alleinleben bei einer Mutter und der sozialen Elternschaft eines Stiefvaters macht, wächst das Männerpaar zwischen Geschwistern, fortdauernd bei zwei jungen Elternpersonen sowie ihren Großeltern auf.

9.1.2 Coming-Outs der PartnerInnen

Im Vergleich der geschilderten Coming-Out-Prozesse der PartnerInnen und den darauffolgenden Reaktionen ihres Umfeldes, fallen Unterschiede und Gemeinsamkeiten sowohl zwischen den PartnerInnen als auch zwischen den Paaren auf. Martin Winkler und Jan Haffner sind beide im jungen Erwachsenenalter, 21 Jahre alt, als sie ihren Eltern ihre partnerschaftliche Orientierung zu Männern offenbaren. Das sog. äußere Coming-Out, das Offenbaren der Orientierung vor Freunden und Verwandten, vollziehen die beiden Männer in unterschiedlichen Abfolgen. Während Martin Winkler in einer kurzen Phase alle für ihn relevanten Personen von sei-

182 „Auch ein Scheidungskind“, „Unsere Eltern sind 70er Jahre Eltern, die waren beide jung, die haben beide früh gebaut die hatten echt wenig Kohle die mussten durchs Leben kommen und hatten Kinder früh am Bein“.

ner Orientierung in Kenntnis setzt („Aber voll. In voller Wucht, in zwei Wochen (lacht)“), entscheidet sich Jan Haffner für ein sukzessives Vorgehen („also es wussten Freunde viel früher als meine Familie“). Beide Partner haben ihr inneres Coming-Out, das (An)Erkennen der eigenen Orientierung, jedoch früher gehabt, vor dieser Erkenntnis aber länger mit einem äußeren Coming-Out gewartet (Jan: „[...] mir wars trotzdem immer klar. [...] Ich hab lange lange gewartet.“) bzw. zunächst versucht den von ihnen erwarteten Lebensweg einzuschlagen (Martin: „Ich wusste das eigentlich mit 14. [...] ich hab mich nie geoutet, weil das ging nicht, das hat nicht in die Regel gepasst.“). Innere Bewusstwerdung und äußere Offenbarung fallen zeitlich bei den Männern auseinander. Für Annika und Britta Selter fallen sie mit der ersten gleichgeschlechtlichen Beziehung zusammen. Britta Selter ist zu diesem Zeitpunkt – wie die Männer – im jungen Erwachsenenalter (22 Jahre) und beschreibt ihr äußeres Coming-Out im Zuge dieser Beziehung als unvermittelt („Ich hab das glaub gar nich vermittelt, also das war irgendwie einfach da“ – „irgendwann findet sich die Person“). Anders als bei Martin Winkler und Jan Haffner geht diesem keine lange Bewusstheit der eigenen Orientierung voraus („mir war das nich klar und man weiß nur man hat n Problem. Irgendwas is anders. Ich bin anders.“). Auch Annika Selter offenbart ihrem Umfeld ihre gleichgeschlechtliche Orientierung unvermittelt mit der ersten Freundin („Ja ich hab mich halt verliebt und das war dann so“). Dieses Umfeld umfasst für Annika Selter ebenso ihre Schule, da sie diese Beziehung im Alter von 17 Jahren in der gymnasialen Oberstufe hat. Die Reaktionen des jeweiligen Umfeldes, zuvorderst der Eltern, sind wiederum zwischen den PartnerInnen verschieden. Während Annika Selter nahezu selbstverständlich als gleichgeschlechtlich orientierte Frau Akzeptanz findet („Es war eigentlich nie ein Thema“) und diese Selbstverständlichkeit mit in den Wunsch nach Kindern aufnehmen kann („ich will n Kind und für mich hat das sich auch also grundsätzlich nie ausgeschlossen so mit ner Frau zusamm zu sein“), bahnt sich für ihre Partnerin Britta Selter ein harter Bruch zu ihrer Herkunftsfamilie an. Bereits ihre Jugend beschreibt sie als sehr konfliktreich mit ihren (Stief)Eltern, so berichtet sie u. a. von einem Psychiatrieaufenthalt („also ich bin auch n bisschen ausgerastet“). In der Retrospektive führt sie diese Auseinandersetzungen vor allem auf die Nicht-Akzeptanz ihrer Sexualität zurück („wenn ich jetzt drüber nach-

denke war wahrscheinlich das einzige Problem dass ich einfach homosexuell war und das irgendwie nie anerkannt war“). Vor diesem Hintergrund wird Britta Selters Auszug nach Hessen als „Auswandern“ in ein „Exil“ von ihr beschrieben. Ähnlich verschieden, wenn auch nicht so hart kontrastiert, verlaufen die Reaktionen auf die Coming-Outs der Männer. Während Jan Haffners Eltern die gleichgeschlechtliche Orientierung ihres Sohnes – wie auch die meisten seiner anderen Entscheidungen über seinen Lebensweg – als individuelle Entscheidung anerkennen („wenn das so ist dann is es so“), zieht Martin Winklers Coming-Out im hohem Maß enttäuschte (normative) Erwartungen der Eltern an ihren Sohn nach sich, die zu Konflikten führen. Es wundert daher nicht, dass Martin Winkler bis zu einem gewissen Grad zunächst versucht hat diesen Erwartungen zu entsprechen, und in einer längeren Beziehung zu einer – auch nach dem Coming-Out – guten Freundin gelebt hat, mit der er sich zeitweise eine Familiengründung hat vorstellen können. Sein Coming-Out bricht mit diesem Lebensweg und tritt zusammen mit beruflichen Neuorientierungen. Die Eintragung seiner Partnerschaft mit Jan Haffner und ebenso deren Pflegeelternschaft brechen den Normalitätskonflikt zu den Eltern zwar erneut auf, zugleich versöhnen diese Etappen Martin Winklers Familie mit seiner Lebensweise, werden doch gewissermaßen Ansprüche an den Lebensweg ihres Sohnes normalisiert – so wird die Verpartnerung der beiden Männer als ein schönes Ereignis empfunden und die Pflegekinder als (einzige) Enkel aufgenommen. Für Britta Selter steht eine mögliche Versöhnung bzw. „Vertöchterung“¹⁸⁶ mit ihrer Mutter aus, die in ähnlicher Weise an Normalitätsvorstellungen für ihre Tochter festhält („die hätt halt gern wahrscheinlich ne Frau die Stöckelschuhe hat und äh (..) n Mann hat und fünf Kinder und im Haus nebenan wohnt und das is halt immer noch ihr innigster Wunsch und der wird halt net erfüllt“). Immerhin teilen Mutter und Tochter eine gemeinsame Kommunikation als Eltern, die allerdings nur teilweise gelingt, da deren Erziehungsvorstel-

186 Zwar hat der Begriff der Versöhnung seine etymologische Wurzel im Wort Sühne und nicht im Wort Sohn, eine solche Bedeutung wäre aber für Coming-Out-Konflikte zwischen Kindern und Eltern nicht unangemessen, schließlich geht es darum, dass der Sohn bzw. die Tochter nach der normativen Abweichung „Homosexualität“ wieder als solcher bzw. solche voll anerkannt wird. Versöhnen kann dann meinen: ihn wieder zum Sohn zu machen bzw. das Sohn-Sein (voll) anzuerkennen.

lungen in einigen Punkten weit auseinander gehen und Britta Selter froh darüber ist, mit ihrer Partnerin und anderen Pädagogen eine reflektierte Kommunikation nutzen zu können („schon sehr angenehm dass man einfach mehr reflektierte Leute um sich hat“).

An den Coming-Out-Prozessen der PartnerInnen ist abzulesen, dass eine gleichgeschlechtliche Orientierung zu einem – ggf. lang anhaltenden oder nie abgeschlossenen – Konfliktthema mit den Eltern werden kann. (Teilweise) Brüche zum Herkunftsmilieu sind deshalb im Zuge eines Coming-Outs ein Stück weit unausweichlich. Auch wenn Eltern eine akzeptierende Haltung einnehmen und die Orientierung ihres Kindes nicht als Problem thematisieren, so wird deutlich, dass eigene Wege gefunden werden müssen und normative Vorgaben an Orientierungsfunktion einbüßen. Desintegrative Erfahrungen („Irgendwas ist anders. Ich bin anders“) und Anstrengungen zur Bewältigung der irritierten Normalität sind vor diesem Hintergrund mit den Biografien gleichgeschlechtlich orientierter Menschen notwendigerweise verbunden. Solche biografischen Erfahrungen sozialer Abweichung machen sie aber womöglich „anschlussfähig an desintegrative Erfahrungen anderer Art, wie sie für die Herkunftsmilieus der Pflegekinder typisch sind“ (Funcke 2010, 361). Von zentraler Bedeutung ist allerdings, dass sie diese Abweichung bei sich selbst zu akzeptieren gelernt haben. Die interviewten Paare stehen bewusst zu ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung und Lebensweise und sind mit entsprechendem Selbstbewusstsein im Bewerbungsprozess aufgefallen. Dabei betreiben sie aber kein offensives Stigmamanagement ihrer Besonderheit, sondern versuchen als authentische Menschen sich „normal“ zu verhalten. Politische Bestrebungen verfolgen sie mit ihrer Familienform nicht.

Martin: Wir versuchen einfach wie normale Menschen uns zu verhalten ne, is glaub ich wichtiger und nicht irgendwie die Regenbogenfahne sozusagen ans Haus zu hängen, also ich glaub dieses nicht-provokante was wir haben ne.

Jan: Mh.

Martin: Ehm aber trotzdem direkte, so [756 - 758]

9.1.3 Soziallagen und Milieus der Paare

Martin Winkler und Jan Haffner sind berufliche Aufsteiger, sie arbeiten in Leitungspositionen und haben zum Teil hohe Qualifikationen erworben. Ihre Berufswahlen fielen jedoch nicht auf typisch männliche, karriereorientierte Felder, sondern in den pflegerischen bzw. künstlerischen Bereich. Martin Winkler hat sich nach einem Fachabitur und zwei Ausbildungen (zunächst als Bürokaufmann dann als Krankenpfleger) mit einem größeren Spezialpflagedienst selbstständig gemacht. Sein Partner Jan Haffner hat durch unterschiedliche Studienqualifikationen verschiedene Leitungsstellen im künstlerisch-musischen Bereich einnehmen können. Annika Selter setzt die pädagogische Tradition ihrer Eltern fort und wird selbst Gymnasiallehrerin. Britta Selter macht zunächst eine Ausbildung zur Polizistin und im Kontext einer Therapie in Hessen, ihrem „Exil“, eine weitere Ausbildung zur Rettungsassistentin, einem Beruf in dem sie fort-dauernd arbeitet und viele wichtige Kontakte zu ihren Kollegen und Kolleginnen pflegt. Aufstiegsbewegungen sind aber auch bei ihr zu beobachten, so holt sie ein Fachabitur an der Abendschule nach und erprobt sich in einem technisch-naturwissenschaftlichen Studium, dass sie jedoch aufgibt.

Zum Interviewzeitpunkt ist das Männerpaar beruflich fest etabliert und erörtert vor diesem Hintergrund die Möglichkeiten einer Familiengründung. Für das Frauenpaar fällt ein beruflicher Start, Annika Selters neue Planstelle, mit dem Beginn der Pflugschaft zusammen. Die Pflagemütter sind zudem jünger als die Pflegeväter. Als (Pflege)Eltern weisen die Paare trotzdem ähnliche Altersbezüge zu ihren Pflegekindern auf, was daran liegt, dass die älteren Pflegeväter auch ältere Pflegekinder (3½ und 5 Jahre gegenüber 11 Monaten) aufnehmen.

Trotz der leicht verschiedenen Ausgangsvoraussetzungen weisen beide Paare bildungsnahe und individualistische Lebensstile auf. Im Sinne der SINUS-Milieus handelt es sich bei den Pflegeeltern um ein Elternmilieu *Postmaterielle* (Merkle & Wippermann, 2008). Die Berufswahlen in pflegerischen, künstlerischen, pädagogischen und karitativen Berufen sowie ihre bewegten Berufsbiografien und späteren Qualifikationen geben darauf deutliche Hinweise.

„Für Postmaterielle liegt der Fokus im Beruf primär auf Selbstverwirklichung und Identifikation mit der beruflichen Tätigkeit und weniger auf Karriere, Status und Besitz im klassischen Sinn.“ (ebd., 102)

Ebenso ist die Ausgestaltung der Partnerschaft und Elternschaft bzw. ihrer Ideale an post-materiellen Werten orientiert. So teilen beide Paare, wie dies für *Postmaterielle* typisch ist, die „Vision einer gleichberechtigten Partnerschaft mit gleichberechtigter Arbeitsteilung in Beruf, Haushalt und Erziehung“ (ebd., 104). Wenngleich aber Konflikte, die im Zeichen von Ungleichheiten in der Partnerschaft stehen und infolge des partnerschaftlichen Wertmusters als belastend empfunden werden, eine gewisse Milieutypizität aufweisen, so können die daraus entstehenden Dynamiken nicht allein mit der Übernahme dieser Werte erklärt werden. Denn der Wert gleichberechtigter Partnerschaft wird durch die Gleichheit auf der Geschlechterebene unterstrichen und erhält unter diesen Vorzeichen gewissermaßen ein eigenes Selbstverständnis, das weniger in traditionelle Muster „zurückfallen“ kann als dies für verschiedengeschlechtliche Paare gilt, deren Geschlechtsidentitäten an Normalvorstellungen anknüpfen und somit – trotz aller Vermeidungsversuche – eine Heteronormativität reproduzieren können. In diesem Sinne hat sowohl das partnerschaftliche Wertmuster als auch die Unmöglichkeit am Muster der Heteronormativität anknüpfen zu können, weitreichende Folgen für die Erziehungsvorstellungen und die Arbeitsteilung der untersuchten Paare. Nicht zuletzt besteht, wie das die Kapitel 2 und 3 nahelegen, ein Zusammenhang zwischen der Aneignung von individualistischen Werten und der Etablierung gleichgeschlechtlicher Lebensweise.

9.2 Kinderwunsch in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft

Für die interviewten Paare ist die Beziehungskonstellation der Gleichgeschlechtlichkeit offenkundig nicht mit einer zwingenden Kinderlosigkeit assoziiert, eine Familiengründung war auch für sie als Frauen- bzw. Männerpaar denkbar. Auf welche Deutungsmuster und Konstruktionen greifen die PartnerInnen jedoch für die Begründung ihres Kinderwunsches zurück?

Beide Paare identifizieren in den Paarinterviews jeweils eine/n PartnerIn von dem die „Idee kam“ bzw. von dem der Wunsch nach Kindern „ausgegangen“ sei:

Annika: Also wie wir drauf gekommen sind (...) ich glaub es ging von mir also letztendlich gings von mir aus dass ich immer Kinder haben wollte [6]

Jan: [...] Und das kam erst so auch von Martin so die Idee [...] [8]

Martin Winkler und Annika Selter sind jünger als ihr/e PartnerIn (drei bzw. sieben Jahre) und bringen das Thema Kinder nach einigen Jahren der gemeinsamen Partnerschaft in der Beziehung auf. Im Vergleich ihrer Begründungen des Kinderwunsches zeigen sich jedoch deutliche Unterschiede: Während Annika Selter an einer Selbstverständlichkeit anknüpft („immer Kinder haben wollte“), und dieser Wunsch in dafür als typisch erachteten Lebensabschnitten an Aktualität gewinnt („so Mitte 20 warn wurd es für mich erstma aktueller“), begründet Martin Winkler seinen Kinderwunsch mit einer zentralen (Lebens)Sinn- und Glücksprojektion („konnte mir nicht vorstellen mit 70 auf mein Leben zurück zu gucken und zu sagen: es gab kein Kind“). Dieser Unterschied wird umso schärfer, wenn man die Aussage Martin Winklers mit der Annika Selters zur Bedeutung des Eltern Glücks für ihr Leben kontrastiert („also wir wollten schon Kinder, ich vielleicht noch mehr, aber es war für uns nich so wie ichs von andern kenne dass die gesagt haben: das wär so die Erfüllung des Lebens“). Zwar erwarten auch Martin Winkler und Jan Haffner nicht von Kindern, dass diese sie glücklich machen müssen, beide Paare sind mit ihrer Partnerschaft bereits glücklich („warn auch vorher glücklich“; „Beziehung war nicht unsinnhaft (kurzes Auflachen)“), aber die erhöhte Sinnzuschreibung an einen Lebensabschnitt mit Kindern für den Kinderwunsch ist im Interview mit den Pflegevätern ein beständiges Motiv der Erzählung. Die stärkere Orientierung Annika Selters an biografischen Selbstverständlichkeiten gegenüber den Sinnzuschreibungen Martin Winklers, korrespondiert mit den, den Kinderwunsch plausibilisierenden, Narrationen durch die jeweiligen PartnerInnen. Britta Selter – obwohl selbst, aus ihrer Biografie heraus begründet, ohne „Anreiz“ auf eine Mutterschaft – bilanziert die guten biologischen (und gleichsam gesellschaftlichen) Voraussetzungen für den Kinderwunsch des Paares („Wir sind ja

zwei Frauen is ja super“), indessen Jan Haffner die „gar nicht so absurde“ Idee seines Partners mit anderen Sinngestaltungen flankieren muss, die ihnen aussichtsreiche Möglichkeiten für eine mögliche Elternschaft zuschreiben („wir haben viele Patenkinder und (.) kommen beide auch mit Kindern gut klar“). Während die beiden Frauen also ihren Kinderwunsch unmittelbar mit dem *Wie* verbinden („wie kommt man zum Kind, ne?“), wollen die zwei Männer dem Interviewer zunächst klar das *Warum* erklären. Dass man(n) „gut mit Kindern klar kommt“ und Kinder eine „Bereicherung“ für die Beziehung darstellen, wird deswegen von Jan Haffner gleich zu Beginn der Erzählung festgehalten. Für Britta und Annika Selter sind diese Aspekte unhinterfragt, der Lebensabschnitt in dem für Annika Selter der Kinderwunsch an Aktualität gewinnt wird von Britta Selter – einer Sonderstellung ihrer Situation entgegen – als „typisch“ (für Frauen) unterstellt. Allein der Wortgebrauch von Annika Selter, „wurd es für mich erstma aktueller“, zeigt die biografische Selbstverständlichkeit des Kinderwunsches auf: er war immer da und zu diesem Zeitpunkt wird er eben aktuell. Annika Selter schließt damit an der Tradition ihrer Mutter an, die mit Mitte Zwanzig Annika zur Welt bringt – die gleichgeschlechtliche Konstellation in ihrer Beziehung ist für sie kein Grund mit diesem Selbstverständnis zu brechen:

Annika: [...] für mich hat das sich auch also grundsätzlich nie ausgeschlossen so mit ner Frau zusamm zu sein also da hab ich mir echt nie Gedanken drum gemacht. Nur war die Frage wie. [13]

Martin Winkler und Jan Haffner knüpfen in ihrer Beziehung indessen nicht an den Traditionen ihrer Eltern an. Ihre eigene Familiengründung bezeichnen die Pflegeväter vor ihren Kindheitserfahrungen als überaus reflektiert, damit sind nicht nur die bewussten Entscheidungswege eines gleichgeschlechtlichen Paares, sondern ebenso die etablierte Soziallage der beiden Männer gemeint, so sind die Partner als sie die Pflegekinder aufnehmen praktisch doppelt so alt (37 und 40 Jahre) und im Gegensatz zu den eigenen Eltern finanziell gut abgesichert sowie beruflich in Leitungspositionen.

Jan: [...] wir sind ja ähm sehr intellektuell Eltern geworden, ne, wir haben beide voll- (Martin ironisch: völlig verknopft) gearbeitet, uns gehts finanziell gut und konnten dann entscheiden jetzt ist dann noch

Raum für ein Kind und so. Ich glaub so die Grundvoraussetzungen auf so (.) ehm (.) ja. Die war anders. [659]

Dass Martin Winkler und Jan Haffner bereits Mitte dreißig sind, als die Frage nach Kindern für sie aufkommt, hängt allerdings nicht nur mit Spezifika einer gleichgeschlechtlichen Beziehung zusammen, für die Maier annimmt, dass „[...] auf Dauer angelegte homosexuelle Zweierbeziehungen in der Regel erst mit höherem Lebensalter eingegangen werden – erst mit etwa Ende zwanzig, Anfang dreißig.“ (2008, 61) – Annika und Britta Selter sind dementsprechend bereits mit 20 bzw. 27 Jahren ein Paar. Die anderen Vorzeichen ihrer Pflegeelternschaft gegenüber den Pflegemüttern, können vor allem als Phänomene männlicher Geschlechtsrollen gelesen werden. Dass für Martin Winkler und Jan Haffner der Kinderwunsch im späteren Alter an Relevanz gewinnt und mit stärkeren Ambivalenzen zwischen den Partnern konstruiert wird, ist – geschlechtsanalog zu Britta Selters Unterstellung für Frauen „typischer“ Umstände des Kinderwunsches – typisch für Männer. Haag, der auf Daten des DJI¹⁸⁷ zurückgreift, bemerkt zum Kinderwunsch bei Männern in verschiedengeschlechtlichen Beziehungen, dass dieser im Alter ansteigt, wohingegen er bei Frauen sinkt:

„Diese Erkenntnis korrespondiert mit dem Bild des Mannes als Ernährer, der also zunächst eine gesicherte berufliche Position erlangen muss, um ein ausreichendes Einkommen für die Familie bereitstellen zu können“ (Haag 2010, 33).

Das obige Zitat von Jan Haffner („haben beide voll gearbeitet, uns gehts finanziell gut und konnten dann entscheiden jetzt ist dann noch Raum für ein Kind“) ist damit überaus geschlechtstypisch für den Entscheidungsprozess von Männern zur Familiengründung. Gleichwohl ist für die Geschlechtsspezifika des Kinderwunsches in einer gleichgeschlechtlichen Beziehungskonstellation davon auszugehen, dass sich zwischen den PartnerInnen eine andere Dynamik entfaltet als dies typischerweise bei Beziehungen zwischen Mann und Frau der Fall ist. Während bei verschiede-

187 Onnen-Isemann (2008)

dengeschlechtlichen Paaren der Wunsch nach Kindern über das Alter gegenläufig zwischen den Partnern ist, könnte er bei gleichgeschlechtlichen Paaren womöglich mehr Synchronität aufweisen. Das würde zur Folge haben, dass Pflegeväterpaare durchschnittlich älter sein müssten als Pflegemütterpaare, die Altersunterschiede zwischen dem hier untersuchten Paaren insofern nicht nur einzelfallspezifische Zufälligkeit, sondern Ausdruck geschlechtstypischer Verteilungen ist – eine Hypothese, die an den empirischen Daten der *ifb*-Studie (Rupp, 2009) zu prüfen wäre. Der Kinderwunsch von Frauen und Männern unterscheidet sich unterdessen nicht nur in seinen quantitativen Ausprägungen, bedeutender erscheinen mir die unterschiedlichen qualitativen Dimensionen, die Frauen und Männer mit diesem assoziieren. So verbindet Mutterschaft auf vielen Ebenen typischerweise – auch für gleichgeschlechtlich orientiertere Frauen – mehr Selbstverständlichkeiten für das Aufziehen von kleinen Kindern als dies eine Vaterschaft in der männlichen Geschlechtsrolle tut. Dies begründet sich in der Möglichkeit auf eine Schwangerschaft. Für das Frauenpaar Britta und Annika Selter stellt sich nicht die Frage, ob sie gut mit Kindern umgehen können, wofür sie Kinder brauchen (ob sie etwa die Beziehung bereichern oder dem Leben besonderen Sinn verleihen), kurz *warum* sie Eltern werden sollten, die einzige Irritation die vorläufig von dem „Fehlen“ eines Mannes im heteronormativen Bild der Familie für sie ausgeht, ist die Frage *wie* – und zwar wie einer von ihnen schwanger wird: „Wir sind ja zwei Frauen is ja super“. Mit dieser Bemerkung verweist Britta Selter auf das biologische – und damit ebenso implizierte: erzieherische – Kapital in ihrer Beziehung. Die Irritation, die von dem „Fehlen“ einer Frau ausgeht, ist für die beiden Männer bei der Begründung eines Kindeswunsches deutlich weitreichender. So verbindet Jan Haffner zu Beginn der Erzählung gleich ihre erzieherische Qualifikation mit dem Kinderwunsch („kommen beide auch mit Kindern gut klar“), wobei die Unterstellung einer Versorgungsfähigkeit für einen Säugling zusätzliche Qualifikationen und Erprobungen verlangt, weshalb die Partner ihre Kriterien beim Pflegekinderdienst erst später, mit dem Hinzukommen solcher Erfahrungen, erweitern:

Jan: [...] eigentlich ham wir gesagt von drei- ab drei und dann kam irgendwann auch mal die Idee, wir können doch auch ein kleines Kind (.) weil ehm dann mein Patenkind Markus geboren ist, und hab ich

dann so mit dem Wickeln das kriegen wir auch hin, net so, wenn das ein kleines Kind ist ist es halt ein kleines Kind, aber vom Gefühl war mir immer klar lieber eins das schon spricht, wo man irgendwie n bisschen intellektueller mit umgehen kann (Martin kurzes Auflachen) [...] [88]

Dieses „Gefühl“, dass Jan Haffner für die Frage nach dem Alter der Kinder beschreibt, gründet im fehlenden Bild einer Kleinkind versorgenden Mutter. Keiner der Pflegeväter identifiziert seinen Kinderwunsch mit dieser Erziehungsfigur, während für Annika Selter die Aufnahme eines Säuglings eine wichtige Voraussetzung für die Pflegschaft überhaupt erst bildet, da eine Familiengründung im Normalbild der Frau, wenn schon nicht mit einer Schwangerschaft – die wegen Fragen der Herkunft und einer befürchteten „Spaltung“ der Mutterschaft von dem Frauenpaar aufgegeben wird – so doch zumindest mit einem kleinen Kind assoziiert werden soll.

Neben die wenig ausgeprägte Verknüpfung von Vaterschaft zur Kleinkindfürsorge treten unterschiedliche Strukturen und Muster der Erwerbsarbeit, die für Jan Haffner zur Quelle von Zweifeln über die Umsetzbarkeit eines gemeinsamen Familienlebens werden, wollen doch beide Männer nicht aus ihrem Berufsleben zurücktreten und werden in diesem praktisch in Vollzeitbeschäftigung gefordert. Ich will diesen Aspekt im Punkt *Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Gleichberechtigung* vertiefen. Hier kann vorerst festgehalten werden, dass die Strukturen männlicher Erwerbsarbeit zusätzliche Ambivalenzen im Kinderwunsch der Partner Jan Haffner und Martin Winkler auslösen, die es für sie erst zu bewältigen gilt („70:30-Absprache“).

Fernab der geschlechtsspezifischen Unterschiede gibt es eine deutliche Gemeinsamkeit zwischen den Paaren: für beide schließt sich der Kinderwunsch an eine (lange) bestehende Partnerschaft an:

Annika: und halt ich hab erst studiert und das war natürlich also wir sind schon was länger zusamm, 11 Jahre?

[...]

Annika: Und ähm ja nach n paar Jahren halt als wir irgendwie selber so Mitte 20 warn wurd es für mich erstma aktueller [...] [8 - 13]

Jan: Mh - ja, also wir haben irgendwie äh nach n paar Jahren Beziehung und so weiter die Idee gehabt [...] [6]

Das mag auf den ersten Blick selbstverständlicher scheinen als es ist. In unserem Kulturraum ist die Zeugung eines Kindes zwischen Mann und Frau traditionell innerhalb der Ehe vorgesehen, die eine hochgradige Institutionalisierung aufwies und an eine Elternschaft der Ehegatten fest gekoppelt war (Tyrell, 1988). Das heißt die – im biologischen Sinne der Elternschaft – Erzeuger des Kindes sollen in einer Beziehung verbunden sein, früher stärker der ehelicher Gatten- heute zunehmend einer partnerschaftlichen (nicht zwingend ehelichen) Beziehung, und sollen – im sozialen Sinne der Elternschaft – die Elternpositionen Mutter und Vater einnehmen. Klassischerweise ist die Ehegattenbeziehung so mit Familie gekoppelt, modern gewendet folgt also aus dem biologischen der (auch rechtliche) Anspruch zur Übernahme einer sozialen Elternschaft. Ein gleichgeschlechtliches Paar, ob nun zwei Männer oder Frauen, kann kein gemeinsames Kind zeugen. Welchen Grund sollten sie also haben aus einer Partnerschaft eine Elternschaft abzuleiten? Anders als etwa verschieden-geschlechtliche Paare, die wegen einer Unfruchtbarkeit eine Kindesadoption anstreben, kann auch nicht ein Ersetzungsgedanke vollzogen werden. Für alle bleibt offenkundig, dass es zwischen einem Kind und einem gleichgeschlechtlichen Paar keine gemeinsame genealogische Beziehung geben kann. Die Folge für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen kann eine Individualisierung der Elternschaft sein (Maier, 2008). Die beiden interviewten Paare übernehmen hingegen das kulturelle Muster einer Elternkoalition, das aus einer beständigen Partnerschaft Generativität ableitet und sprechen – trotz identifizierter Initiatoren und treibender Rollen (Martin Winkler bzw. Annika Selter) in der Familiengründung – von ihrer Elternschaft klar in einer Wir-Ebene. Sowohl die zwei Frauen, die elf Jahre lang ein Paar sind, als auch die beiden Männer, die acht Jahre lang zusammen sind als sie Pflegeeltern werden, leben intensiv verbunden ihre Partnerschaft. Sie verstehen ihre Familiengründung deshalb als gemeinsames Projekt, für das beide PartnerInnen auch Verantwortung tragen wollen. Der Wunsch sich mit seinem/r PartnerIn *gemeinsam* um Kinder zu kümmern muss deshalb zwangsläufig von der Deutung gemeinsamer Zeugung getrennt werden – selbst wenn eine/r

der PartnerInnen tatsächlich biologischer Elternteil ist, kann die Zeugung nicht länger als Verbindungsglied zur Kopplung mit einer gemeinsamen Elternschaft gelten. Ganz im Gegenteil, die einseitige biologische Verwandtschaft wird vor dem Hintergrund einer partnerschaftsorientierten Elternschaft sogar problematisiert, weil sie die Elternkoalition in ihrer Gleichberechtigung zu „spalten“ droht. Nicht zufällig bringen in beiden Paarinterviews jene PartnerInnen solche Bedenken zum Ausdruck, die den Kinderwunsch ihres Partner bzw. ihrer Partnerin nicht im selben Maße teilen:

Britta: [...] Es war halt irgendwie also es spaltet halt ja, weil wenn eine n Kind hat also n leibliches Kind dann is es halt einfach das Kind von der einen (Interviewer: mhm) ja und es ist halt irgendwo ne Spaltung so n bisschen ja [...] [32]

Jan: [...] ja ich hatte dann auch so das Gefühl ich möchte nicht dass einer von uns ein Papa wird der andere wirds nicht [...] [12]

Eine Individualisierung der Elternschaft, die durch einen ungleich empfundenen Kinderwunsch potenziell angelegt wird, kann mit der ungleichen Verbindung zum zukünftigen Kind verstärkt werden. Britta Selter und Jan Haffner versuchen ein solches Ungleichgewicht zu vermeiden. Vor diesem Hintergrund kann auch die von beiden Paaren vor der Partnerschaft vorgenommene Eintragung ihrer Lebenspartnerschaften als Symbol der partnerschaftsorientierten Elternschaft sowie zur rechtlichen Absicherung zukünftiger Kinder des Paares und als Signal von Kontinuität an verantwortliche Stellen verstanden werden. Die eingetragene Lebenspartnerschaft mag als partnerschaftliche Institution, wie im Kapitel 2 ausgeführt wurde, die romantische Strahlkraft und biografische Orientierung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare nicht ersetzen können, sie unterstützt aber die Deutung einer Elternkoalition, da sie wichtige Rechtsverhältnisse zwischen (sozialen) Eltern und Kindern in der Lebensgemeinschaft regelt.

Zusammenfassend sind im Vergleich der Kinderwunschkonstruktionen zwischen dem Männerpaar, Martin Winkler und Jan Haffner, und dem Frauenpaar, Annika und Britta Selter, Unterschiede erkennbar, die sich als auseinanderfallende Möglichkeiten der Orientierung an biografischen und geschlechtsbezogenen Selbstverständlichkeiten verstehen lassen:

Während Annika Selter in Tradition ihrer Mutter und durch die gleichgeschlechtliche Beziehung in ihrer Geschlechtsrolle als Frau unbeirrt einen unhinterfragten Kinderwunsch äußert, verweisen Martin Winkler und Jan Haffner auf die biografischen Brüche ihrer Elternschaft gegenüber der ihrer eigenen Eltern und greifen auf Sinnstiftungen zurück, die ihren Wunsch mit Kindern zusammenzuleben plausibilisieren (bereichert Beziehung; kommen mit Kindern gut klar; verleiht dem Leben besonderen Sinn), da sich aus der Konstellation zweier Männer eine zentrale Irritation des kulturellen Musters der Familiengründung für sie ergibt. Zwar fehlt Britta Selter aus ihren Erfahrungen heraus der „Anreiz“ auf eine Mutterschaft, doch übernimmt sie, ähnlich wie ihre Partnerin, das Bild weiblicher Ressourcen zur Kleinkindfürsorge, während Jan Haffner sich diese Qualifikationen erst glaubt aneignen zu müssen und bei seinem Patenkind das Wickeln übt – vom „Gefühl“ her trotzdem lieber ältere Kinder aufnehmen möchte. Die starke Partnerschaftsorientierung ist hingegen ein zentrales Motiv in der Familiengründung beider Paare. Sie treibt eine Dynamik an, welche die gleichgeschlechtliche Elternschaft von dem Muster biologischer Abstammung löst und die PartnerInnen vor besondere Aufgaben in ihrem Weg zur Elternschaft stellt.

9.3 Strukturfragen gleichgeschlechtlicher Elternschaft...

Wie auch immer die PartnerInnen ihren Kinderwunsch konstruieren, ob im Fahrwasser von scheinbar ungebrochenen Selbstverständlichkeiten oder mit besonderen Sinnstiftungen, ihre Entscheidung eine Familiengründung innerhalb einer gleichgeschlechtlichen Beziehung umsetzen zu wollen, ist eine bewusste und gewissermaßen *trotzdem* getroffene, denn mit unerwarteten Schwangerschaften ist nicht zu rechnen. Die PartnerInnen müssen sich überlegen, wie sie – trotz mangelnder Möglichkeit ein gemeinsames Kind zeugen zu können – ihren Wunsch nach einem Leben mit Kindern verwirklichen können. Wenn nicht bereits die Frage *ob*, zwingt spätestens die Frage nach dem *wie* man Eltern wird, gleichgeschlechtliche Paare zu einer erhöhten Reflektion ihrer Elternschaft.

Bei den zwei interviewten Paaren sind ähnliche, wenn auch aus unterschiedlicher Geschlechtsperspektive ablaufende Suchprozesse zu beobach-

ten. Da mit einer Elternschaft naheliegend verbunden, kommen zunächst an der biologischen Abstammung orientierte Modelle in die Überlegung ein. Während Martin Winkler und Jan Haffner in Erwägung ziehen eine (Queer-) Familie gemeinsam mit einem befreundeten Frauenpaar zu gründen, fragen Britta und Annika Selter einen ihnen bekannten Familienvater für eine private Samenspende an und versuchen abwechselnd durch diesen schwanger zu werden. Das biologische und soziale Ungleichgewicht zwischen den Elternpositionen der Mutter und des Vaters ist im Vergleich dieser Suchbewegungen nicht zu übersehen. Derweil Britta und Annika Selter einen „Samenspender“ suchen, zu dem ihr zukünftiges Kind nach Wunsch Kontakt suchen kann, dessen Rolle aber für die Elternkoalition der Partnerinnen klar außerhalb ihrer Lebens-gemeinschaft angesiedelt ist, dürfen Martin Winkler und Jan Haffner bestenfalls auf eine „Doppelhaushälfte“ in einem Quadro-Parenting-System hoffen, ein Modell in dem sie ihren partnerschaftsorientierten Wunsch Eltern zu werden schlecht aufgehoben sehen:

Jan: Und es war aber klar, dass wir nicht Papas sein wollen und das Kind ist nicht da, also es soll schon wenn n Kind da ist dann auch bei uns leben, [...] nicht dass das wo anders lebt und wir dann wochenendweise oder in welcher Konstruktion auch immer oder wir leben in einer Doppelhaushälfte, ein Paar lebt da ein Paar lebt da, das schien uns alles zu sehr organisatorisch zu schwierig [...] [12]

Nicht nur der hohe Organisations- und Koordinationsaufwand macht eine auf vier Personen ausgeweitete Elternschaft für Jan Haffner und seinen Partner unattraktiv, „Papas sein und das Kind ist nicht da“ widerspricht vor allem dem angestrebten partnerschaftsorientierten Modell der Kleinfamilie, welches Kinder und ihre (zwei) Eltern in einem Haushalt koppelt. Diese Orientierung impliziert andererseits nicht, dass sie ein „abgeschlossenes System Familie-Kind“ sein wollen bzw. in ihrer Vorstellung sein können. So bleibt die theoretische Option einer Leihmutterschaft nicht nur wegen ihrer strafrechtlichen Sanktionierung als Möglichkeit unerwähnt (tabuisiert), sie ist auch wegen der Vorstellung einer Unhintergebarkeit der Mutter-Kind-Beziehung für die Männer nicht denkbar: Ein Kind muss seine Mutter kennen.

Die Unzuverlässigkeit ihres gewünschten Samenspenders macht eine künstliche Befruchtung für Annika und Britta Selter zwar ebenfalls unübersichtlich, anders als dem Männerpaar stehen ihnen jedoch weitere Optionen biologischer Elternschaft offen, so beginnen sie lange Recherchen über Möglichkeiten anonymer Samenspenden. Während also der biologische Erzeuger auf männlicher Seite für die Frauen aus dem Elternsystem rauszuhalten ist und das kernfamiliale Muster nicht irritiert, können Martin Winkler und Jan Haffner ohne die Anbindung einer *Mutter* an ihr Elternsystem keine (teil)biologische Elternschaft umsetzen, bei welcher das Männerpaar, insbesondere der nicht-biologische „Vater“, zudem eher noch befürchtet selbst außen vor zu sein.

Wenngleich die Optionen einer teilbiologischen Elternschaft unterschiedliche geschlechtsbezogene Strukturprobleme zur Konstruktion einer kernfamilialen Elternkoalition bei den Paaren mit sich bringen, löst die Frage, wer letztlich der biologische Elternteil wird – besonders vor dem Hintergrund eines ungleich verteilten Kinderwunsches – eine doch ähnliche Irritation des Wertesystems der Egalität zwischen den PartnerInnen aus. Wie zur Konstruktion des Kinderwunsches ausgeführt, soll eine „Spaltung“ der Elternschaft mit möglichen Folgen für die Gleichberechtigung in der Partnerschaft vermieden werden. Die künstliche Befruchtung durch eine anonyme Samenspende wird von den Frauen deshalb aufgegeben, allerdings nicht zuletzt auch weil diese – anders als die Samenspende des bekannten Familienvaters – nicht länger eine niederschwellige Kontaktmöglichkeit für das entstehende Kind zu seiner (anderen) biologischen Herkunft garantieren kann. Führt man sich vor Augen, dass beide Frauen versucht haben durch den bekannten Samenspender schwanger zu werden („erst sie dann ich“), liegt die Lesart nahe, dass das fürsprechende Element der (teil)biologischen Elternschaftswege – wahrscheinlich für beide Paare – in der Verbindung zur Herkunft liegt und weniger in der Zeugung eines leiblichen Kindes, da es sich ohnehin nicht um ein gemeinsam gezeugtes Kind handeln kann.

Um dem Konflikt einer mit der einseitigen biologischen Elternverbindung verbundenen „Spaltung“ des Elternpaares zu vermeiden, nehmen die Paare Möglichkeiten (rein) sozialer Elternschaften in den Blick, darunter zuerst das gesellschaftlich bekanntere und dem kernfamilialen Muster naheliegendere Konzept der Adoption. Eine Adoption im Inland

ist für sie aber – mehr noch als für verschiedengeschlechtliche Paare – unwahrscheinlich, weshalb die Paare gleichweg von Auslandsadoptionen sprechen. Eine Kindesadoption löst zwar keine bzw. vergleichsweise nur geringfügige¹⁸⁸ Spannungen der Ungleichheit gegenüber dem Kind aus, verschärft jedoch die Frage nach der Herkunft. Was zumindest durch eine halbe biologische Elternschaft und Optionen auf ein Kennenlernen des Vaters aufgehoben scheint, wird für Annika und Britta Selter bereits im Kontext einer Samenspende aus dem Ausland problematisiert („total seltsam muss es dann nach Schweden reisen um sein Vater kennzulernen“). Für eine Adoption im Ausland, zumal die Distanz zur Herkunftsfamilie geografisch eher noch weiter weg liegen dürfte, ist die Struktur nicht besser. Auch das Männerpaar grenzt sich gegen eine Elternschaft ab, welche für die Kinder die „Türen zur Herkunft schließt“ und kann sich eine Adoption deshalb nicht vorstellen. Annika Selter benennt daneben die – mit der brüchigen Verbindung zur Herkunft assoziierte – schwierige soziale Anerkennung für ein Kind aus künstlicher Befruchtung in ihrem Milieu („es wär schon vom Stand auch in so nem konservativen Gymnasium schwieriger gewesen, so n Samenspendekind zu haben“). Vor diesen Abwägungsprozessen der beiden Paare ist festzuhalten, dass eine gleichgeschlechtliche Elternschaft für sie nicht nur eine bewusste und reflektierte, sondern ebenso eine besonders *verantwortete* Elternschaft hinsichtlich der späteren Identitätsbildung des Kindes bedeutet. Die bis dato erfolgten Suchbewegungen führen vor diesen selbst und zum Teil fremd gesetzten Ansprüchen („konservatives Gymnasium“), denen eine gleichgeschlechtliche Elternschaft gerecht werden soll, zu keinen befriedigenden Lösungen.

188 Zum Zeitpunkt der Interviews war es den Paaren nur möglich sich als Einzelpersonen für eine Adoption zu bewerben bzw. war es rechtlich im Rahmen der eingetragenen Lebenspartnerschaft nur einem der Partner erlaubt, ein Kind fremd zu adoptieren. Eine anschließende Adoption des adoptierten Kindes durch den anderen Partner (sog. Ketten- oder Sukzessivadoption) war gesetzlich ausgeschlossen. Insofern kann, wenn auch nicht im Bezug auf die Abstammung so doch in rechtlicher Hinsicht gegenüber dem Kind, durch die Adoption eine Ungleichheit zwischen den LebenspartnerInnen entstehen.

9.4 ... und die strukturelle Antwort der Pflegschaft

Die Geschichten der Paare, wie sie schließlich Eltern geworden sind, wären zu Ende, käme nicht die Pflegschaft als Antwort auf die implizite Frage, wie die Strukturbesonderheiten gleichgeschlechtlicher Elternschaft aufzulösen seien, ins Spiel:

Jan: [...] Ja und dann blieb eigentlich nur so-so die Frage Pflegekind dann übrig dann, Dauerpflege [...] [18]

Annika: -dann kamst du mit den Pflegekinderseminar. [46]

An der Dramaturgie dieser Erzählungen wird der Stellenwert einer Pflegeelternschaft unter den möglichen Wegen zur Familiengründung deutlich: Sie läuft nicht auf einen Ersatz oder eine Notlösung hinaus, sondern auf den – für die beiden Paare – einzig richtigen Weg Eltern zu werden. Mit der Eröffnung der Möglichkeit auf eine dauerhafte soziale Elternschaft für ein fremdes Kind bzw. im Fall des Frauenpaares: auf ein Kleinkind, das weiterhin Kontakt zu seiner Herkunftsfamilie unterhalten soll, gewinnt die Pflegeelternschaft eine hohe Attraktivität für die Paare. Gerade ihre Strukturbesonderheiten als Familie eigener Art, zwischen Ersatz- und Ergänzungsfamilie, macht die Pflegschaft in den Augen der interviewten Paare zur passenden Antwort auf die Anforderungen an ihre gleichgeschlechtliche Elternschaft:

- Ihr partnerschaftsorientierter Wunsch einer gemeinsamen Elternkoalition für ein Kind ist in dem Rahmen der sozialen Pflegeelternschaft aufgehoben, die sie gemeinsam annehmen und gleichberechtigt ausüben können,
- die mit der Ablösung gemeinsamer Zeugung einhergehende Frage, wie die Verbindung zur Herkunft des Kindes hergestellt werden kann, ist in der Pflegschaft – sogar durch vermittelnde Instanzen – geregelt, ohne dass das kernfamiliale Muster nach dem die Paare Familie herstellen wollen, durch die Einbindung Dritter in die Lebensgemeinschaft (wie etwa bei einer Queer-Familie) irritiert würde ;
- und letztlich genießt eine Pflegschaft ein Maß gesellschaftlicher Anerkennung, das im Gegensatz zur moralischen Skepsis anderer gegenüber Inseminationen und Auslandsadoptionen steht. Zwar bilden sie in ihrer gleichgeschlechtlichen Konstellation weiterhin eine

unkonventionelle Familienform, aber das ist die Pflegschaft in einem anderen Sinne ebenfalls: unkonventionell.

Für die Paare steht die Pflegschaft also am Ende längerer Suchbewegungen und klar im Zeichen einer Familiengründung. Dauerhafte Perspektiven der Pflegekinder sind ihnen deshalb wichtig. In ihren jeweiligen Informationsabenden und Seminaren für Pflegeeltern identifizieren sich die beiden Paare entsprechend mit anderen kinderlosen – verschiedengeschlechtlichen – Paaren mit ähnlichem Wunsch nach einer Familiengründung, dabei fallen ihnen im Vergleich zu diesen Besonderheiten an sich selbst auf, die sie im Kontext der Strukturbedingungen einer Pflegschaft nicht als Defizit zu „normalen Paaren“, sondern als Ressource und Vorteil gegenüber diesen lesen können. So liegt ein Unterschied zu anderen – insbesondere jüngeren – kinderlosen Paaren in der antizipierbaren Vorgesichte einer Unfruchtbarkeit:

Britta: -bei der im Pflegekindseminar da war halt schon klar: warum sind denn die die is ja die könnt ja eigentlich noch n Kind kriegen und dann war halt schon also so indirekt (Interviewer: mh) immer schon klar (...) okay die könn halt keine Kinder kriegen wahrscheinlich also das war halt auch schon so n Eingeständnis für die wahrscheinlich also.
[402]

Annika und Britta Selter brauchen als gleichgeschlechtliches Paar ihren Kinderwunsch nicht mit einer Unfruchtbarkeit zu erklären bzw. eine solche muss ihnen nicht unterstellt werden – dass sie Pflegekinder aufnehmen wollen, ist durch ihre Geschlechterkonstellation nachvollziehbar. Das Thema eines „unerfüllten“ biologischen Kinderwunsches ist für beide Paare nicht kummerbesetzt. Die Partnerschaft kann sich sowieso nicht in einem gemeinsamen Kind „krönen“, wie es traditionell die Ehegemeinschaft vorsieht. Die einseitige biologische Elternschaft wird vor der Partnerschaftsorientierung sogar problematisiert. Für das Männerpaar ist dieser Umstand so selbstverständlich, dass eine Unfruchtbarkeit oder das „Versagen“ biologischer Elternschaft erst gar keine Thematisierung findet, da sie kein Kind in ihrer Beziehung gebären können – die Schwangerschaft und Geburt ohnehin außerhalb ihrer Partnerschaft stattfinden muss. Dass sie ein Kind nicht gebären können, bedarf insofern keiner Bewälti-

gung, sondern ist schlicht Teil der Geschlechtsidentitäten der zwei Männer. Die soziale Elternschaft für Pflegekinder startet bei gleichgeschlechtlichen Paaren insofern mit einer Normalisierung, die nicht als Ersatz für einen unerfüllten biologischen Kinderwunsch erklärt werden muss. Sie steht nicht in der Ersetzungslogik einer Abstammung, als dritte Wahl nach eigenen und adoptierten Kindern, sondern wird als passende Antwort auf einen besonders verantworteten Weg der Elternschaft gesehen. Trotzdem bleibt eine Fremdenpflege eine unkonventionelle Familie, die durch unkonventionelle Bedingungen gekennzeichnet ist. Nicht normal zu sein und aus dem gewohnten Rahmen der Familienzugehörigkeiten zu fallen, kann als unangenehm empfunden werden. Annika und Britta Selter sehen hier wiederum einen Punkt, an dem sie „abgehärtet“ sind. Gegenüber verschiedengeschlechtlichen Paaren sei ein Auf- oder aus dem Rahmen des Normalen fallen, für gleichgeschlechtliche Paare ohnehin gegeben, eine Pflegschaft sei kein Anlass weiterer Normalitätsbrüche („wir sind es einfach gewohnt ja dass wir eh schon auffällig sind“ – „n ganzes Leben“). Jan Haffner bemerkt hingegen, dass sie als Eltern schon gerne normal wären („auf der einen Seite würden wir gern normale Eltern sein“), entsprechend ist das familiäre Leben auch am Muster der Kleinfamilie orientiert („wir sind so ne Familie wie ne Familie ist“), jedoch kann – andererseits – das Aufwachsen bei zwei Männern und zum anderen als Pflegekinder nicht einfach normal sein. Zwar unterschiedlich akzentuiert, kommt es bei beiden Paaren so zu einer Verschränkung der unkonventionellen Bezugssysteme Gleichgeschlechtlichkeit und Fremdenpflege. Dass Pflegekinder ohnehin ungewöhnlich – getrennt von Mutter und Vater – aufwachsen, stabilisiert die Sondersituation der gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern, dass ein gleichgeschlechtliches Paar wiederum keine Ersetzungslogik der Abstammung an die Pflege herantragen kann, da eine gemeinsame Zeugung ausgeschlossen ist, „imprägniert gegen den Abschluss des leiblichen Elternsystems und verschleiert geradezu nicht die Abwesenheit der Herkunftsfamilie“ (Funcke 2010, 362). Einen letzten Aspekt führen Martin Winkler und Jan Haffner mit dem Elternbild beziehungsöffener Vaterschaft gegenüber vereinnahmender Mutterschaft an. Martin Winkler illustriert seine Wahrnehmung an einer Szene im Pflegeelternseminar, einer Familienaufstellung, die ich hier nochmals rezitierten will:

Martin: [...] weil ich war Pflegevater und hatte eine total intelligente Frau als Pflegemutter neben mir, [...] aber emotional sofort da drin war, dass das Kind- wollts an sich reißen und volle Liebe dieses Kindes haben, und das Kind konnte aber eigentlich nicht von den Eltern weg. Und das Spannende, was ich fand war, dass ich das gar nicht so empfunden hab, ja, ich stand da als Pflegevater und hatte die ganze Zeit das Gefühl: Ich fänd das jetzt schön, natürlich, also ich würde mich total freuen auch (.) Liebe zu entwickeln, aber- und das Kind soll bitte auch mich lieben können, aber ich habs offen gelassen, ne (Jan: mh), dem Kind zu sagen: wann kommst du zu mir [...] [213]

Beide Pflegeväter machen in der Folge deutlich, dass sie so mit ihren Pflegekindern auch umgegangen sind, es ihnen offen gelassen hätten, das Angebot ihrer Beziehung zu nutzen. Es wird ebenso Pflegemütter geben, die ein offenes Beziehungsangebot an ihre Pflegekinder richten können, ohne diese gleich „an sich reißen“ zu müssen. Dass Martin Winkler hier ein Kontrastbild zwischen offenen Vätern einerseits und vereinnahmenden Müttern andererseits entfaltet, liegt vielleicht vielmehr an der in der Pflugschaft möglichen Umdeutung ihrer Geschlechterkonstellation: Das in anderen Kontexten negativ betonte „Fehlen“ einer Mutter kann im Pflegesystem, das von einer Offenheit der Pflegeeltern profitiert, besondere Wertschätzung erfahren.

Die Beispiele der interviewten Paare zeigen, dass Aspekte, die im Deutungsrahmen der Normalfamilie als Defizite erscheinen (Abwesenheit einer geschlechtsbezogenen Elternposition, Unmöglichkeit gemeinsamer Zeugung, unkonventionelle Privatheit) im Zusammenhang mit der Sondersituation der Fremdenpflege als Ressource umgedeutet werden können. Man könnte sagen, dass für die Pflugschaft zusätzliche Spielregeln von Familie gelten, welche die Chancen gleichgeschlechtlicher Elternschaft erweitern, ja dass gerade bestimmte Bedingungen der Pflege, ein unkonventionelles Familienleben und die Bewältigung von Nicht-Normalität, geradezu als „Heimspiel“ von den Paaren aufgenommen werden, da es sich um an ihre Biografie und Lebensgestaltung anschlussfähige Erfahrungen handelt.

Fachkräfte können mit einem ressourcenorientierten Blick auf gleichgeschlechtliche Bewerberpaare diese Chancen wahrnehmen. Während

das erste Jugendamt, in dem sich die zwei Männer beworben haben, sich defizitorientiert und entsprechend abwartend und skeptisch gegenüber dem Paar Martin Winkler und Jan Haffner verhielt, nehmen die Jugendämter die für das Männer- und Frauenpaar letztlich zuständig sind, durchaus besondere Chancen und Ressourcen wahr. Die Attraktivität, die in der Struktur einer Fremdenpflege für die beiden gleichgeschlechtlichen Paare mit ihrem partnerschaftsorientierten Kinderwunsch liegt, kann insofern auf Gegenliebe von Seiten vermittelnder Fachkräfte stoßen. Dass sich aus der Not ihrer außergewöhnlich bedingten Kinderlosigkeit pflegespezifische Tugenden ableiten lassen, die von ihrem Pflegekinderdienst überdies Anerkennung finden, führt neben einem neuen und positiven Selbstverständnis vielleicht dazu, dass sich die Paare im erhöhten Maße mit den Aufgaben ihrer Pflugeschaften identifizieren können.

9.5 Vergleich der Pflegesituationen

Bevor die weitere Ausgestaltung der Pflugeschaften betrachtet wird, will ich hier zunächst die Gelegenheit für einen strukturellen Vergleich der Pflegesituationen nutzen, damit die späteren Interpretationen vor dieser entsprechend gerahmt bleiben. Denn der Einstieg in das Pflegeeltern-Sein gestaltet sich für das Frauen- und Männerpaar sehr unterschiedlich. Martin Winkler und Jan Haffner nehmen mit dem Geschwisterpaar Nick und Lucy zwei Pflegekinder im Kindesalter (fünf und dreieinhalb Jahre) von einer Bereitschaftspflege auf. Wegen ihres sechs- bzw. achtwöchigen Urlaubs zu Beginn können sie eine intensive gemeinsame Phase mit vielen Familienaktivitäten verbringen. An diese Anfangszeit schließt sich die Etablierung eines „durchgetakteten“ Alltags an, der um die Fremdbetreuungszeiten der Pflegekinder im Kindergarten herum gestaltet wird. Beide Männer gehen quasi vollzeitlich ihren Berufen nach (verschieben diese zum Teil in die Abend- und Schlafenszeit der Kinder) und verbringen abwechselnd Zeit mit Lucy und Nick. Vor dem Kontrast einer „Bewahrung“ in der Bereitschaftspflege sprechen sie von schnellen Entwicklungen der Pflegekinder bei ihnen und definieren deren „Ankommen“ – unter der Deutung nicht länger angepassten Verhaltens – mit dem Zeitpunkt der ersten „Krise“ in der Pflegefamilie (der Regression der Pfluge Tochter).

Für das Frauenpaar beginnt die Pflegschaft hingegen mit schwierigen Begleitumständen. Neben der beschleunigten Elternwerdung (Sturzburt), die zudem beruflich für die gewünschte Form der Aufgabenteilung unpassend fällt, nehmen Annika und Britta Selter die Bereitschaftspflegemutter – im Kontrast zur bindungslos gedachten Bewahrung beim Fall der Männer – als „Mutter“ (im emotionalen Sinne) der jungen Pflégetochter wahr. Die Anbahnung ist für die beiden Frauen insofern emotional schwierig, da sie aus ihrer Sicht einer Mutter das Kind und einem Kind die Mutter wegnehmen. Auf den erneuten Bindungsverlust reagiert die bereits entwicklungsverzögerte Marie wiederum mit Entwicklungsverzögerungen, eine Beziehung und Bindung zu den neuen Pflegemüttern muss zunächst mühevoll aufgebaut werden, damit Marie ihre Entwicklung fortsetzen kann. Auch die beiden Frauen müssen sich an ihre neuen Rollen und die veränderte Arbeitsteilung, die mit der Versorgung eines Säuglings einhergeht, zunächst gewöhnen. Anders als das Männerpaar können nicht beide Partnerinnen ihren Beruf weiter ausüben, besonders Britta Selter betrauert den Verlust alter Freiheiten und Kontakte. Die Möglichkeit von Fremdbetreuungen (Annika Selters Mutter, Kindergarten etc.) ist deshalb nicht nur selbstverständlich geplant, sondern geradezu eine Bedingung der Pflegschaft. Vor dem Hintergrund dieser verschiedenen Belastungen definieren Annika und Britta Selter das „Ankommen“ ihrer Pflégetochter mit den ersten (großen) Entwicklungsschritten und Wiedererkennungseleistungen und mithin einer Entspannung der Familiensituation.

Unterschiede zwischen den Pflegschaften begründen sich – mit dem Alter der Kinder und ihrer Stellung als Einzel- oder Geschwisterkind – also vor allem an den sehr verschiedenartig erlebten Anfangszeiten. Eine Gemeinsamkeit beider Pflégekonnstellationen findet sich hingegen im Verhältnis zur Herkunft der Kinder: Weder die Eltern von Nick und Lucy noch die von Marie werden als Täter beschrieben. Als ursächlich für die Fremdenpflége wird jeweils auf die krankheits- oder behinderungsbedingte Erziehungsunfähigkeit der Eltern bzw. eines Elternteils verwiesen. Ressentiments gegen die Eltern bleiben – mit Ausnahme zum Vater Nick und Lucys, der seine Kinder nicht haben nehmen wollen – nicht zuletzt deshalb aus, weil die Kinder keine Erfahrungen von Misshandlung oder weitreichender Vernachlässigung gemacht hätten, allein die häufigen Wechsel des

Lebensmittelpunktes (Marie) bzw. das Erleben der psychischen Krankheit der Mutter (Nick und Lucy) werden als von den Kindern erfahrene Belastungen geschildert. Beide Eltern „paare“ (die Eltern der Pflegekinder leben zum Zeitpunkt des Interviews jeweils getrennt) sind zudem mit der Pflegschaft offiziell einverstanden, eine gerichtliche Anordnung bzw. der Entzug des Sorgerechtes wurde nicht angestrebt.

9.6 Das Verhältnis zur Herkunft der Kinder

Das Thema „Herkunft“ taucht als eine Strukturfrage des gleichgeschlechtlichen Elternwunsches bereits vor einer möglichen Pflegschaft auf und musste von den Paaren in ihrer besonderen Familiengründung reflektiert werden, da sie eine geteilte biologische Abstammung zu einem gemeinsamen Kind nicht herstellen können. Der Bezug zu den Herkunftseltern ist damit keine Bedingung, der man sozusagen pflichtschuldig nachkommt, sondern ein wichtiger Teil der Entscheidungsfindung für eine Pflegeelternschaft gewesen. So wie eine Pflegschaft das Herkunftssystem des Kindes unhintergebar macht, so wollen und können die beiden Paare dessen Abwesenheit auch nicht verschleiern, sondern profitieren vielmehr von dessen „Sichtbarkeit“ für die Legitimation des eigenen Familienentwurfs. Die sich aus der Konstellation einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft stellende Frage nach der (biologischen) Herkunft des Kindes ist in der Pflegschaft nicht nur für die Paare angemessen aufgehoben. Das Vorhandensein sowie der Kontakt zur Herkunftsfamilie und schließlich der Umstand, dass diese die Versorgung ihres Kindes nach Einschätzung eines Jugendamtes nicht leisten kann, sichert der Pflegeelternschaft eine Anerkennung zu, die anderen Formen gleichgeschlechtlicher Elternschaft – wegen eines als problematisch eingeschätzten Verhältnisses zur Herkunft – entzogen werden kann, wie dies etwa Funcke & Hildenbrand mit Blick auf aus anonymen Samenspenden gezeugte Kinder bei Frauenpaaren tun:

„Frauen, die in einer gleichgeschlechtlichen Paarbeziehung leben und auf dem Weg der heterologen Insemination zu einem oder mehreren Kindern gelangen, erfüllen sich zwar einen persönlichen Wunsch, laden aber ihren

Kindern eine erhebliche biografische Bürde auf. [...]. Wenigstens gilt diese ethisch und sittlich nicht vertretbare Zumutung für jene Kinder, die nie eine Chance haben werden, ihren leiblichen Vater kennenzulernen.“ (Funcke & Hildenbrand 2009, 219).

Einer Wertung der verschiedenartigen Bezüge zur Herkunft möchte ich mich selbst enthalten,¹⁸⁹ das Zitat der beiden Autoren, die eigentlich einen Beitrag zur Beratung und Therapie unkonventioneller Familien leisten wollen, macht aber deutlich, dass die antizipierte Anerkennung für eine Pflegschaft, die insbesondere Annika Selter zum Ausdruck bringt („wäre schon vom Stand auch in so nem konservativen Gymnasium schwieriger gewesen, so n Samenspendekind zu haben weil Pflege is immer so n soziales Ding, das finden alle irgendwie toll.“), keine Einbildung der Paare ist. Die Deutung sozialen Engagements, die einer Pflegschaft – unberührt von „egoistischen“ Motiven der Familiengründung – unterstellt wird *und* die in ihr angelegte Stellung der leiblichen Eltern, vermindert die aus einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft entstehende Spannung zur Herkunft. Gleichwohl sind gleichgeschlechtliche Pflegeeltern keine „Bilderbuchfamilie“, die als die „normale Familie“ gegenüber der weniger normalen Herkunftsfamilie inszeniert werden könnte. Vor diesem Hintergrund argumentieren die Paare auch nicht mit einem normalen Aufwachsen der Pflegekinder (eher sind sie sensibel für dessen Besonderheiten) oder wollen die Eltern zu einer Abgabe unter Druck gesetzt sehen. Beide Paare legen Wert auf die Zustimmung der Eltern und präsentieren sich vor ihnen als individuelle Menschen. Vielmehr handelt es sich bei gleichgeschlechtlichen Paaren also (ebenfalls) um eine Randgruppe, die allerdings – anders als dies für viele der Herkunftsfamilien (Kapitel 4.3) gilt – häufig über hohes soziales und kulturelles Kapital verfügt, nicht bildungsfern und sozial isoliert, sondern in weite Netzwerke und etablierte Berufsfelder integriert ist. So verfügen ebenfalls die beiden interviewten Paare über breite Bildungsressourcen, jeder der PartnerInnen hat mindestens die Fachhochschulreife und jeweils eine/r arbeitet in einem akade-

189 Ob anonyme Samenspenden bei verschiedengeschlechtlichen Paaren, die wie die Autoren selbst bemerken „zu 90 Prozent die [tatsächliche; Einfügung d. A.] biologische Abstammung tabuisieren“ (ebd., 218 - 219), demgegenüber „ethisch und sittlich“ vertretbarer sind, lassen Funcke & Hildenbrand indessen offen.

mischen Beruf. Diese Erziehungs- und Bildungsressourcen sind es, die sie für das Aufwachsen bei sich gegenüber der Herkunftsfamilie, welche die Versorgung nicht leisten kann, bilanzieren.

Sowohl die Herkunfts- als auch die gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern repräsentieren zwar beide nicht das Bild einer typischen deutschen Familie, von einer Milieunähe zu den Herkunftseltern kann deshalb aber nicht die Rede sein. Die interviewten Paare neigen eher dazu sich von dem Lebensstil des Herkunftsmilieus ihrer Pflegekinder abzugrenzen, was an ironischen Randbemerkungen über bestimmte Gebräuche der Eltern im Interview deutlich wird (Cola, Fast Food, langes in der Wohnung vor dem Fernsehen verweilen, Plastikspielzeug). Exemplarisch hierfür sind Jan Haffners Bemerkungen zum Leben und Wohnen des leiblichen Vaters ihrer Pflegekinder, dessen Bemühungen er zwar in seiner Ausführung anzuerkennen sucht, diese aber nicht ohne Ironie wiedergibt:

Jan: Ich find ihn ja auf ne Art (.) versucht er ja sein Leben irgendwie auf die Reihe zu kriegen mit irgendwelchen Jobs und- (Martin laut bestätigend: Ja) äh die Wohnung in der die leben, die ist einigermaßen irgendwie auch ansprechend gemacht und so, da hat jemand versucht zu dekorieren (lacht leise auf), so ne (Martin lacht leise). Die kochen auch was für die Kinder, das ist natürlich alles nicht so wie man sich das vorstellt aber, die versuchen es wenigstens mit den bescheidenen Mitteln die se da haben. [362]

Eine ähnliche Mischung aus grundsätzlicher Wertschätzung bei gleichzeitiger – meist ironisierter – Abgrenzung findet sich auch bei dem Frauenpaar gegenüber den „lernbehinderten“ Eltern Marias:

Annika: -Die sind auch freundlich zu Marie bring ihr immer Plastikspielzeug mit.

Britta (lacht): Plastikspielzeug.

Annika: Machen viel Fotos mit ihrem Handy. Und das is okay und Marie darf auch mit dem Handy spielen des darf sie bei uns nie. Is sie immer ganz glücklich. (lacht) [475 - 477]

Sympathien und das Belächeln der Eigenarten der Herkunftseltern stehen sich in den Deutungen der Pflegeeltern nicht gegenüber, sie spielen zusammen in einem Bild über die Herkunftsfamilie, das einerseits aus „lie-

ben Menschen“, weil sie es mit ihren Kindern gut meinen und ihnen nicht intendiert Leid zugefügt haben, und das andererseits aus – krankheits- bzw. behinderungsbegründet – erziehungsunfähigen Eltern besteht. Letzteres legitimiert die Platzierung der Pflegekinder beim gleichgeschlechtlichen Paar, das bessere Bedingungen des Aufwachsens vorzuweisen hat, ersteres erlaubt jedoch eine grundsätzliche Wertschätzung auf deren Grundlage die Pflegeeltern, bereits im Vermittlungsprozess, besondere – auf die männliche bzw. weibliche Gleichgeschlechtlichkeit bezogene – Passungskonstruktionen zu den Herkunftseltern erzeugen.

Die Konstruktionen werden jeweils aus der (vermuteten) Sicht der Herkunftseltern bzw. im Fall des Männerpaares aus Sicht der Herkunftsmutter, an der die Frage einer Inpflegegabe entschieden wurde, erzählt. Während es der Mutter des Geschwisterpaares Nick und Lucy durch den persönlichen Kontakt und die Konstellation zweier Männer leichter gefallen sei ihre Kinder in Pflege zu geben bzw. dauerhaft zu belassen, weil sie als Mutter der Kinder konkurrenzlos bleibe („sie hat auch irgendwann einmal gesagt ‚is schon gut, dass es keine andere Mama gibt‘, so dass sie exklusiv die Mama bleibt, das hätt’s ihr auch leichter gemacht“), vermuten Annika und Britta Selter, dass sie als zwei Frauen an dem lebensweltlichen Deutungsmuster der Eltern von Betreuerinnen angeschlossen hätten und von diesen aus einem entsprechenden biografischen Selbstverständnis heraus als Pflegeeltern leicht angenommen werden konnten, ohne dass ihre Besonderheit problematisiert wurde („Aber für die Eltern war das wohl auch so und das glaub ich wirklich weil die so n bisschen einfacher sind und so viele weibliche Betreuer haben ich weiß gar nicht ob die das überhaupt al- je als Problem realisiert haben [...] also für die is das einfach so die wohnt halt bei zwei Fraun, so wie ich auch lauter weibliche Betreuer überall hab“). Beide Konstruktionen – so unterschiedlich offen sie auch kommuniziert werden – erlauben aus der angenommenen Sichtweise der Herkunftseltern geschlechtskonnotierte Lesarten auf die Pflugschaft, die eine Inpflegegabe an das gleichgeschlechtliche Paar erleichtert haben könnte. Dass sie eben keine „Bilderbuchfamilie“ sind, wird so als Ressource umgedeutet. Diese Passungskonstruktionen erlauben, gemeinsam mit dem Umstand, dass eine Pflegefamilie ohnehin keine Familie im herkömmlichen Sinne ist, eine Stabilisierung der unkonventionellen Elternschaft.

Auffällig an diesen Sinnkonstruktionen besonderer Passung ist, dass sie anscheinend keiner Logik einer Ersetzung folgen. Sind die gleichgeschlechtlichen Paare deshalb – in der Sprache des alten Paradigmenstreites der Pflegekinderhilfe – per se „Ergänzungsfamilien“, da sie qua ihrer Geschlechterstellung keine geschlossene Kleinfamilie repräsentieren können, welche die Eltern personell vollständig zu ersetzen vermag (Mutter und Vater)? Was die biologische Dimension von Elternschaft angeht, ist dies aus der Beobachtung der zwei Fälle durchaus zu schließen. Eine Ersetzung dieser Positionen durch Menschen, die theoretisch die Eltern des Pflegekindes sein könnten, ist nicht *denkbar*. Verschiedengeschlechtlichen Paaren steht ein solcher Gedankengang hingegen offen. Ich will dies an der Sinnkonstruktion einer Pflegemutter, welche die Beziehung zu ihrem Pflegesohn in einem Internetforum für Pflegeeltern schildert, illustrieren: „Bei ihm hatten wir oft das Gefühl er hat nur den falschen Bauch für die Geburt gewählt“ (Jespersen 2011, 79). Die Pflegemutter will in diesem Bild die tiefe und enge, ja *natürliche* Beziehung zu ihrem (Pflege) Sohn verdeutlichen. Während bereits beim Frauenpaar die Unmöglichkeit gemeinsamer Zeugung und der damit für diesen Gedanken vorbedingte fremde Spendersamen, das in dieser Konstruktion immanente Bild der natürlichen Beziehung irritieren würde, wirkt der Gedanke, wenn man ihn dem Männerpaar in den Mund legt, vollends absurd. Die biologische Elternschaft bleibt von den gleichgeschlechtlichen Paaren unberührt und hat ihren festen – unantastbaren – Platz außerhalb der Familie. Vor dem Hintergrund einer Familiengründung im Kontext der Gleichgeschlechtlichkeit erfährt die soziale Elternschaft allerdings eine Aufwertung, die wahrscheinlich bereits mit der Auseinandersetzung der partnerschaftlichen Orientierung und dem Kinderwunsch beginnt. Soziale Elternschaft wird deshalb zu *der* Elternschaft für die beiden gleichgeschlechtlichen Paare. Sie schützt das Pflegekind davor, im Rahmen einer Ersetzungslogik kinderloser Bewerber, zum Kind dritter Wahl zu werden. Zugleich wird damit die soziale als die *faktische* Elternschaft gegenüber der „nur“ biologischen Abstammung erhöht. Für das Männer- und Frauenpaar hat dies jedoch unterschiedliche Konsequenzen in ihrer Selbstwahrnehmung. Die Geschwister Lucy und Nick kommen im Kindesalter zu den Pflegevätern und haben, abgesehen von einem halbjährigen Aufenthalt in einer Bereitschaftspflege, zuvor mit ihren Eltern – zuletzt ausschließlich der

Mutter – zusammen gelebt. Es besteht insofern für die Männer eine vergleichsweise größere biografische Lücke zu ihren Pflegekindern, in der sie nicht ihre (sozialen) Eltern waren. Zudem ist der Fortbestand der Mutterschaft zentraler Bestandteil der Passungskonstruktion zur Herkunftsfamilie: die Position der Mutter ist konkurrenzlos („exklusiv die Mama bleibt“). Für Martin Winkler ist es deshalb anfangs schwierig die Pflegekinder als seine Kinder zu bezeichnen („Weil ich find das so besitzergreifend eigentlich, also ich will nicht einfach sagen (einzeln betont:) du bist mein Kind. Is mir schon schwerer gefallen“). Erst das spielerische Einfordern der Pflegekinder („nein, ich bin doch dein Kind“) erlaubt es Martin Winkler diese Zuordnung vorzunehmen („das fand ich eigentlich für mich den Moment zu sagen: ja das ist auch so. Ich trau mich das jetzt“). Für Martin Winkler und Jan Haffner bleibt die Mutter des Geschwisterpaares – auch vor der Beobachtung, dass aus ihrer Bindung langsam eine Beziehung zu den Kindern werde – trotzdem weiterhin die Mutter, nicht zuletzt deshalb, weil die Vorstellung, dass ein Kind ohne Mutter ist, vor den eigenen biografischen Erfahrungen und des verantworteten Weges zur Elternschaft nicht gewünscht wird. Die Bedingungen gestalten sich für das Frauenpaar hingegen anders. Marie kommt als kleines Kind zu ihnen, während der vielen Lebensortwechsel Maries hatten die Eltern vergleichsweise wenig Zeit mit der Tochter verbracht, weshalb in der Wahrnehmung des Frauenpaares bereits die Bereitschaftspflegemutter in den Stand der „Mutter“ von Maire gesetzt wird, da für sie die Bindung eines Kleinkindes darüber entscheidet, wer seine Eltern sind. Mit der anwachsenden Bindung zu Marie werden deshalb schließlich Annika und mehr noch Britta Selter, als die emotionale Hauptbezugsperson, zu den Eltern Maries. Sie ersetzen die Eltern auf faktischer Ebene: für Marie sind wir ihre Eltern. Dies reicht weiter als Martin Winklers Zugeständnis an sich selbst, das Geschwisterpaar als seine Kinder zu bezeichnen. Die leiblichen Eltern Maries werden in der Interaktion der Besuchskontakte nicht nur als bindungslos wahrgenommen, so zu tun als ob sie Eltern wären wirkt auf Britta Selter „künstlich konstruiert“ und ist für sie als die „Mutter“ (emotionaler Akkuaufloader) Maries schwer durchzuhalten, weshalb eine andere Inszenierungsform der Kontakte getroffen wird (Teilnahme am gemeinsamen Spiel statt Elternrolle auf Zeit). Diese gedankliche Operation, welche Annika und Britta Selter zu den Eltern Maries macht, bleibt

trotz des „Fehlens“ eines Vaters ungebrochen. Anders als für das Männerpaar Mütter, sind Väter für die Frauen – aus der eigenen biografischen Erfahrung heraus – keine Bedingung von Familie. Die Frauen können mit einem Kleinkind ihre soziale Mütterschaft also stärker schließen – das heißt die leiblichen Eltern faktisch ersetzen („anfangs war es so: es wärn halt ihre Eltern und wir nich und jetzt wirts halt mehr so unser Kind“), als es die Männer mit den beiden Kleinkindern bei ihrer sozialen Vaterschaft können bzw. wollen („Es war auch klar dass wir jetzt nicht son abgeschlossenes System Familie-Kind sein wollen“).

Während also die stets präsenste Thematisierbarkeit, womöglich auch Diskreditierbarkeit, der Herkunft der Kinder zur kontinuierlichen Auseinandersetzung und einem Bezug zur Herkunftsfamilie zwingt, ist die Frage, inwieweit die Pflegeeltern die leiblichen Eltern als soziale Eltern ergänzen oder zu ersetzen suchen, abhängig von deren emotionaler Bedeutung für die Kinder, die wiederum durch das Alter und den Faktor Zeit beeinflusst wird, der Selbstwahrnehmung der Pflegeeltern und zum Teil von geschlechtskonnotierten Bedeutungszuschreibungen.

9.7 Der Umgang mit der Geschlechtersozialisation

Eine gleichgeschlechtliche Besetzung der Elternpositionen steht im Widerspruch zum kulturellen Muster eines heteronormativen Geschlechtermodells, nach dem Frauen und Männer in Komplementärrollen Gatten und Elternteile bilden (Mutter und Vater). Während bei gleichgeschlechtlichen Paaren eine Position im Elterngefüge doppelt besetzt scheint, fehlt aus Sicht dieser Norm die andere. Aus der Konstellation zweier männlicher und zweier weiblicher Eltern entstehen deshalb Normalitätsirritationen, die von den Elternpaaren bewältigt werden müssen. An das Aufwachsen ihrer Pflegekinder richten sich Fragen der Geschlechtersozialisation, die bis hin zu Vorbehalten und kategorischer Ablehnung eines Großwerdens bei gleichgeschlechtlichen Eltern reichen können (siehe 5.2). Die Pflegeeltern müssen Antworten auf diese Irritation finden, für sich, ihre Kinder und zum Teil auch für Außenstehende (etwa den Pflegekinderdienst). Eine die Struktur gleichgeschlechtlicher Elternschaft entspannende Deutung wurde mit dem besonderen Bezug zur Herkunft

innerhalb einer Pflegschaft bereits vorgestellt. Die Familiengründung an sich steht somit schon unter der Frage einer Bewältigung der ungewöhnlichen Elternsituation. Der Anspruch, der sich aus der Heteronormativität ableitet, reicht jedoch weiter als die Verbindung zur biologischen Herkunft. Für das Aufwachsen der Kinder stellen sich Fragen danach, inwiefern diese Geschlechtsrollenvorbilder finden können, die im alltäglichen Familienalltag nicht vorhanden sind, wie sie entlang solcher Modelle den Bezug zur eigenen Geschlechtsidentität und einem angemessenen Geschlechtsrollenverhalten erlernen können.

Im Vergleich zwischen den beiden Paaren sind neben dem „kleinen Unterschied“ wiederum einige Grundvoraussetzungen verschieden gelagert. Während die Pflegegeschwister Nick und Lucy in einem für Geschlechterrollen und die Herausbildung der eigenen Geschlechtsidentität sensiblen Alter sind, befindet sich die Pflegetochter Marie noch im Kleinkindalter, in welchem solche Fragen für die Frauen womöglich weniger Aktualität aufweisen. Ebenfalls wird die Frage der Geschlechtersozialisation bei den Männern stärker dadurch provoziert, dass sie unter den Geschwistern auch ein Mädchen aufziehen, das bei ihren Pflegevätern kein Geschlechtsrollenvorbild finden kann.

Annika und Britta Selter thematisieren die Bedeutung zwei (Pflege)Mütter zu haben für das Aufwachsen ihrer Pflegetochter im Interview selbst nur wenig, vielmehr werden sie durch Fragen anderer auf diesen Aspekt gebracht bzw. beschäftigen sich stärker mit den Konsequenzen, die dieser Umstand für sie mitbringt (siehe nachfolgender Abschnitt). Nach männlichen Geschlechtsmodellen gefragt, versichern Annika und Britta Selter ihrem Pflegekinderdienst, dass diese durch ihre eigenen (Stief)Väter und Freunde abgedeckt seien („Sie ham einmal gefragt die männliche Bezugsperson, im Bewerbungsprozess, obs die gibt dann ham wir gesagt: ja, wir ham Großväter und so und Freunde.“). Aus Sicht der Frauen werden damit ausreichend Modelle für Männlichkeit im Verwandten- und Freundeskreis identifiziert, auch wenn davon auszugehen ist, dass diese keine Alltäglichkeit für Marie besitzen (werden). Annika und Britta Selter reklamieren allerdings für Frauen allgemein bessere – im Vergleich zu Männerpaaren mit Kinderwunsch – gesellschaftliche Chancen der Anerkennung einer Elternschaft, da die Assoziation der Kinderversorgung durch Frauen näher liegt („Ja Fraun und Kleinkinder is halt gesellschaftlich“ – „besser einfach

ja.“), umso mehr wenn diese mit einem sozialen Engagement assoziiert und die Verbindung zur Herkunft deutlich wird („zwei Frauen Kind aufnehmen was auch noch Kontakt sogar zu den leiblichen Eltern hat das ist kein Ding, [...] weil das ist halt Pflegschaft und irgendwie früher haben auch die Nonnen und die Klöster die Kinder großgezogen das ist was was die Menschen kennen [...]). Annika und Britta Selter fühlen sich durch die an Frauen gekoppelte Selbstverständlichkeit für Familie weniger unter Druck gesetzt, dass ihrem Kind in seinem Aufwachsen womöglich etwas fehlen könnte. Vor diesem Selbstverständnis bleiben auch Nachfragen des Interviewers aus. Wie erwähnt geben Geschlecht und Alter Marias aber womöglich, für die Eltern sowie für Außenstehende, weniger Anlass zu weitreichenderen Nachfragen.

Für die Männer ist die Frage nach der Geschlechtersozialisation ihrer Pflegekinder, oder in ihren Worten gesprochen: wie die „weibliche Seite zu füllen“ ist, hingegen eine sehr präsente. Allerdings bringt der Interviewer diese – vor der Besonderheit einer Pflege-tochter – bei den Pflegevätern auch stärker auf. An der sich entfaltenden Diskussion der Partner wird aber erkennbar, dass die Erfahrbarkeit von Frauen bzw. Frau-Sein, ein viel diskutiertes Thema zwischen dem Männerpaar bildet. Hierbei setzen sie sich mit unterschiedlichen Aspekten von Weiblichkeit auseinander, die von der Frage nach Geschlechtsrollenvorbildern, über die emotionale Dimension der Mutterrolle bis hin zur konkreten Erfahrbarkeit des weiblichen Körpers reichen. Anders als der Interviewer in seiner Frage an das Paar suggeriert, weitet besonders Jan Haffner das Thema auf den Pflegesohn aus. So rekapitulieren die Partner beide erstaunlich viele Geschlechtsrollenvorbilder (ihre eigenen Mütter sowie die weibliche Seite der Herkunftsfamilie, darunter Mutter und Oma, Frauen in pädagogischen Institutionen, wie im Kindergarten und den Schulen, und andere Mütter von befreundeten Elternpaaren, bei denen ihre Pflegekinder zum Spielen sind), was auf eine deutliche Sensibilisierung für das Thema hinweist. Jan Haffner bemängelt trotz dieser Aufzählung jedoch die wenigen Möglichkeiten konkreter Erfahrbarkeit des (nackten) weiblichen Körpers, etwa in Umkleidesituationen. Vor diesem Hintergrund wertschätzt Martin Winkler den körperlichen Umgang im Kindergarten des Geschwisterpaares, in welchem die Erzieherinnen die Kinder kuscheln und in den Arm nehmen würden (was in den städtischen Kindergärten in A-Großstadt

sonst nicht üblich sei). Martin Winkler betont zudem die emotionale Dimension der mit Mutterschaft verbundenen Elternrolle, die er im Zuge einer regressiven Phase seiner Pflegetochter einzunehmen gelernt habe. Sein Partner bilanziert trotz dieser hohen Sensibilität für die Fragen der Geschlechtersozialisation und der Bedeutung einer Mutter für die Kinder – oder womöglich gerade deswegen – die Nicht-Normalität ihrer Familie und rückt sie in den Kontext pluralisierter Formen des Aufwachsens, um ihr Legitimität einzuräumen:

Jan: [...]. Aber der beste Freund von Nick da ist die Mutter alleinerziehend der hat seinen Vater im Leben noch nicht gesehen weil die wohl sehr früh getrennt waren. Da fehlt der Papa, und ich merke dass wenn ich im Kindergarten mit der fängt mit mir sofort an irgendwie so (.) eh die Kämpfspielchen zu spielen, zu gucken wer hat Kraft, dem fehlt das ganze Männliche der sieht immer nur Frau, ne.

Interviewer: Mhm.

Jan: Und, wo ich denke es gibt so viele Konstellationen, wahrscheinlich fehlt vielleicht was aber es ist dann jetzt eben so, ne. [895 - 901]

Im Vergleich der Selbstwahrnehmungen der Pflegeelternpaare erscheinen die Sozialisationsfelder der Pflegemütter und Pflegeväter verschieden, obschon sie ein ähnliches Strukturproblem des Unbesetztseins einer Elternposition teilen. Das aus Sicht der Heteronormativität Fehlen einer Mutter wiegt als Irritation von Familie für das Männerpaar jedoch mehr und hat für sie weitreichendere Konsequenzen der Legitimation, als dies ein Fehlen des Vaters für das Frauenpaar hat, die überdies aus eigener Biografie heraus ein Vorhandensein von Vätern bzw. ein Füllen von Väterlichkeit nicht als konstitutiv für Familie begreifen. Ursächlich dürfte hierfür, neben den unterschiedlichen Umständen der Pflugschaft (Alter und Geschlecht der Pflegekinder), vor allem die assoziative Verknüpfung einer Mutter mit der für Kinder zentralen Elternposition der Hauptbezugsperson sein. Die darin angelegte Ungleichheit zwischen Mutter und Vater in der Normalfamilie wird so ebenfalls strukturgebend für die Elternrollen der gleichgeschlechtlichen Paare.

9.8 Jedes Kind braucht eine „Mutter“

Es ist ein *grundlegendes* Entwicklungsbedürfnis von Kindern, sich eine emotionale Hauptbezugsperson zu suchen, die ihre individuelle Entwicklung zugewandt begleitet und ihr Bedürfnis nach Versorgung und emotionalem Halt befriedigt. Besonders in den ersten Lebensjahren ist ein Kind auf eine solche Person existenziell angewiesen. In unserem Kulturkreis ist dafür traditionell die Mutter vorgesehen, die diese Aufgabe biologisch naheliegend – durch hormonelle Umstellungen während und nach der Schwangerschaft begünstigt – übernimmt. Aus diesem Grund ist das normative Bild der Mutter, zum Teil naturalisiert begründet und romantisch überformt, untrennbar mit der Elternrolle der emotionalen Hauptbezugsperson und der (stillenden) Versorgerin assoziiert – und umgekehrt. So unhinterfragt es ist, dass die Mutter die Rolle der emotionalen Hauptbezugsperson einnimmt, so unhinterfragt ist es, dass jedes Kind eine Mutter braucht. Entwicklungspsychologisch ist es allerdings nicht zwingend notwendig, dass die Mutter die „Mutter“ (im Sinne der kulturellen Kopplung mit der Rolle der emotionalen Hauptbezugsperson) ist, wichtig ist nur, dass diese Funktion von einer verlässlichen Person eingenommen wird, an die sich das Kind binden kann. Ein Kind, insbesondere ein Kleinkind, das aber ohne Mutter aufwächst, kann jedoch den Verdacht erregen, dass es auch ohne eine solche für es wichtige Person aufwachsen müsse: Ohne Mutter heißt dann eben ohne „Mutter“ aufzuwachsen, ungeachtet des möglichen Umstandes, dass eine andere Person, etwa der Vater, diese zentrale Rolle für das Kind einnehmen könnte. Die Pflegschaft bringt insofern eine kulturell nicht vorgesehene Situation mit sich, in der die Mutter – aus welchen Gründen auch immer – nicht (länger) die „Mutter“ sein kann. Die Rolle der emotionalen Hauptbezugsperson steht somit zur Disposition. Es muss ein Ersatz gefunden werden, welcher die entwicklungsrelevante Position für das Kind einnimmt. Bei der Fremdplatzierung von Kleinkindern werden vor diesem Hintergrund deshalb gerne Pflegefamilien bevorzugt, da von einem familialen Umfeld am ehesten die Übernahme solcher Funktionen erwartet werden darf. Pflegekinderdienste wünschen sich zu diesem Zweck von Pflegeelternbewerbern, dass diese (mindestens in der Anfangszeit) eine Pflegeperson zur kontinuierlichen Betreuung des Pflegekindes bereitstellen können, so

dass sich eine Bindung entwickeln kann. Am kulturellen Muster anknüpfend richten sie diese Erwartung bei verschiedengeschlechtlichen Paaren in der Regel – wenn auch nicht immer ausgesprochen – an die Pflegemutter. Wie aber soll mit dieser Frage umgegangen werden, wenn die Pflegeeltern aus zwei Müttern bestehen oder gar keiner? Die interviewten Paare weisen diesbezüglich naive Vorstellungen auf, die sich jeweils an ihrer homogenen Geschlechterkonstellation begründen. Beide Paare mussten sich entlang ihrer gemachten Erfahrungen und der damit verbundenen Irritationen erst eine Lösung dieser Strukturfrage erarbeiten. Für die Pflegeväter Martin Winkler und Jan Haffner bedeutet der Umstand, dass es keine Frauen auf der Elternebene gibt, zunächst auch, dass es keine „Mutter“ bei ihnen gibt, zumal die Mutter der Kinder ja einen festen Platz außerhalb der Lebensgemeinschaft hat. Bewusst grenzen die beiden Männer ihr beziehungsoffenes Väter-Sein vom Bild ver-einnahmender Mütter ab. Dabei verneinen sie jedoch auf der anderen Seite die grundlegende Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung nicht. Aus der Irritation des kulturellen Musters Familie durch das „Fehlen“ einer Mutter (sowie der berufsbedingten Auslastung der Männer) können sie sich anfangs nur ein Zusammenleben mit Kindern außerhalb des Säuglings- und Kleinkindalters vorstellen. Die existenzielle Bedeutung einer Hauptbezugsperson nimmt mit dem Alter der Kinder zwar tatsächlich ab, ist allerdings ebenfalls für ältere Kinder nicht zu unterschätzen, insbesondere wenn die Bindung zur „Mutter“ nicht in der zuvor erlebten Intensität aufrecht erhalten werden kann. Durch das regressive Verhalten der Pflgetochter Lucy wird die Frage der Übernahme dieser Funktion entsprechend mit dem „Ankommen“ der Pflegekinder erstmalig thematisiert. Die professionellen Helfer (SPZ) erklären im Zuge dieser Krise den Pflegevätern, dass ihre Pflgetochter nach der emotionalen Zuwendung einer „Mutter“ verlange und einer von ihnen diese Aufgabe übernehmen müsse. Zur Hauptbezugsperson für Lucy wird in der Folge Martin Winkler, der die Pflegekinder regelmäßig abends zu Bett bringt. Er schildert dem Interviewer, dass er es für seine Pflgetochter übernehme – „natürlich übertragen“ – „Mama“ zu sein:

Martin: [...] so ne Mutterrolle auch zu füllen, also reinzugehen und zu sagen: da braucht ein Kind auch noch was anderes, ja, und das ist auch okay da einfach sozusagen spielerisch „Mama“ sein zu können,

wo ich mich als schwuler Mann zum Beispiel immer gegen gewehrt hab, früher ja, als es kein Kind gab zu sagen diese klassischen Muster Mann - Frau wer ist das denn in so ner schwulen Beziehung, ist ja so die Klassikerfrage, die ich zumindest erlebe. [76]

Dieses „Mama“-Sein ohne eine Mutter/Frau zu sein ist eine bemerkenswerte Sinnkonstruktion, die sich im Zusammenhang unterschiedlicher Deutungsmuster behaupten muss und zugleich der Pflegschaft, sowie Martin Winkler persönlich, Chancen eröffnet. Die scheinbar untrennbare Kopplung aus Mutterschaft und der Funktion der emotionalen Hauptbezugsperson, kann Martin Winkler in dieser Deutung – mit professioneller Hilfe – für sich lösen: Er kann eine „Mama“ sein. Die erste Hürde, die diese Konstruktion nehmen muss, ist, Martin Winklers Selbstverständnis als Mann nicht in Frage zu stellen. Martin Winkler deutet den möglichen Konflikt, der im Kontext einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft eine zusätzliche Konnotation erhält, in dem Zitat bereits an. Die beiden Männer verstehen sich in Abgrenzung zur komplementär gedachten Beziehung von Gatten als gleichberechtigt und gleichbefähigt. Eine äußere Zuschreibung ungleicher Rollen („Mann - Frau“) wird vor der inneren Haltung einer Egalität der Partner problematisiert, umso mehr als sie ein vorurteilsbehaftetes Denken gegenüber Männerpaaren wiederzugeben sucht („Klassikerfrage“). Martin Winkler kann, um den Bedürfnissen seiner Pflegetochter nachzukommen, seine Geschlechtsrolle als Mann bzw. Vater jedoch erweitern, „spielerisch“ und „natürlich übertragen“ kann er eine „Mama“ sein, ohne seine Geschlechtsidentität in Frage stellen zu müssen:

Martin: Und das find ich total cool, dass in diesem Prozess Kind ich plötzlich mich dafür öffnen kann zu sagen: dann bin ich jetzt für'n Moment einfach deine Mama wenn du das brauchst [78]

Das Eltern-Sein („Prozess Kind“) birgt für Martin Winkler so eine als persönliche Bereicherung empfundene Erfahrung. Eine Bereicherung, die nicht auf Kosten der Partnerschaft geht, denn dass sein Partner die Funktion „Mama“ übernimmt, löst für Jan Haffner anscheinend keine Konkurrenz im Elterngefüge aus. Beide verstehen sich primär als Väter. Mag Martin Winkler die Exklusivrolle der „Mama“ zusätzlich einnehmen, so ist

Vaterschaft hingegen nicht exklusiv gedacht, sondern kann von beiden Pflegevätern ausgefüllt werden. Dass sich die Väter die Zeit mit den Kindern in etwa gleich aufteilen und dass es sich zudem um ein Geschwisterpaar handelt, also um zwei Kinder, mindert weiter das Aufkommen einer Konkurrenzsituation.¹⁹⁰ Zwar ist die Sichtweise der Herkunftsmutter nur bedingt aus dem Interview zu rekonstruieren, dass aber die Funktion einer „Mutter“ von einem Mann eingenommen wird, könnte ebenfalls für sie eine Konkurrenz zu dieser „Mutter“ mildern.

Für die Pflegeväter ist die Bedeutung einer emotionalen Hauptbezugsperson und ihrer Assoziation mit der Mutter also insgesamt spannungslos aufgehoben, da mit der Loslösung der Funktion „Mutter“ vom Geschlechtskörper der Frau, weder für die Partner und wahrscheinlich ebenso wenig für die Herkunftsmutter eine Konkurrenz entsteht. In der „Übertragung“ der Rolle einer Mutter auf Martin Winkler findet keine Ersetzung der Mutter statt, weil Martin Winkler zuvorderst – in der Selbst- und Fremdwahrnehmung – als ein Vater in Erscheinung tritt. So bleibt andererseits aber die Irritation des kulturellen Musters Familie, die das „Fehlen“ einer Mutter auslöst, weiterhin bestehen. Mag Martin Winkler innerhalb der Pflegefamilie eine „Mutter“ sein („wenn das Kind das jetzt braucht“), so kann das Vorhandensein einer „Mutter“ doch nicht nach außen kommuniziert werden – im heteronormativen Geschlechtermodell und mithin der Außendarstellung sind weibliche Geschlechtskörper und das mit diesem verbundene Bild der Mutterschaft einheitlich. Insofern können Innen („Mutter“) und Außen (Mutter) im Widerspruch stehen. Gerade jedoch diese vor der Geschlechtskonstellation zweier Pflegeväter auftretende Unvereinbarkeit von tatsächlicher Funktion einerseits und Rollenzuschreibung an den weiblichen Geschlechtskörper andererseits, bekräftigt die Bedeutung der weiblichen Herkunft und verhindert deren (vollständige) Ersetzung.

190 Jan: [...]. Ich finds im Nachhinein ganz toll dass es zwei sind (Martin: ich auch), weil ich find das super, wenn ich mir vorstelle wir würden beide immer um die Liebe von einem Kind irgendwie (lacht leise auf) buhlen und, dann sitzts bei dem aufm Schoß und dann will der andere auch und so. Ich find das toll dass es zwei sind.

Martin: Es ist schöner ne (Jan dazwischen noch: die auch so wechseln), irgendwie, wir können sie auch so auf-aufteilen auch, das ist ganz cool.

Jan: Dann bin ich mal Lieblingpapa und dann er mal. [860 - 862]

Annika und Britta Selter haben als zwei Frauen mit einem Säugling andere Voraussetzungen. Ähnlich zu den beiden Männern jedoch, dachten sie als zwei Frauen auch zwei Mütter sein zu können, so wie diese sich als zwei Väter denken. In dieser Vorstellung wird die Funktion einer emotionalen Hauptbezugsperson nicht untrennbar auf die Herkunftsmutter projiziert, sondern kann bzw. muss von anderen Frauen (so auch der Bereitschaftspflegemutter) übernommen werden, da das Kleinkind zur Entwicklung eine feste Bindung braucht. Die darin liegende Assoziation zur Mutterschaft macht einen Säugling für das Paar konstitutiv zur Familiengründung – entsprechend wird erst durch die in Aussichtstellung des Jugenddamtes auf ein Pflegekind im Kleinkindalter und dessen dauerhaften Verbleib bei den Frauen die Pflegschaft als Option des Elternweges attraktiv. Was Annika und Britta Selter in dieser Anknüpfung an kulturelle Muster allerdings nicht kalkuliert haben: die Rolle und Funktion der „Mutter“ ist nicht beliebig teilbar. Das Kind wählt sich *eine* Hauptbezugsperson, von dieser Bindung können weitere signifikante aber nicht dergleichen grundlegende Bindungen ausgehen. Besonders im Alter von etwa acht Monaten (der sog. Fremdelphase) wird die Hauptbezugsperson für den Säugling so zentral, dass mitunter anderen mit einem Fremdeln begegnet wird, was sich zum Beispiel darin äußert, dass nur die „Mutter“ ihr Kind trösten, füttern und ins Bett bringen darf, während es bei anderen Bindungspersonen ablehnend und weinend reagiert. Marie, die als elf Monate altes, jedoch entwicklungsverzögertes Kleinkind zu den Frauen kommt, wird im erneuten Aufbau einer Bindung (hoffentlich) ähnliche Verhaltensweisen zeigen können. In der Normalfamilie ist die Mutter-Kind-Dyade während dieser Zeit für den Vater eine ungleich stärkere als zwischen ihm und seinem Kind – manch Vater kann sich deshalb von dieser Dyade ausgeschlossen fühlen. Elternrollen werden hier also qua ihrer Entwicklungsfunktion als ungleich empfunden, jedoch muss die Achse nicht zwingend zwischen Frau und Mann verlaufen, sie kann ebenso in Ausnahmen umgekehrt und bei gleichgeschlechtlichen Paaren zwischen Mann und Mann bzw. zwischen Frau und Frau verlaufen. Wie im klassischen Familienmodell dem Vater ergeht es Annika Selter, denn im Fall des Pflegemütterpaares war es Britta Selter, die als die primär das Kind zuhause versorgende Mutter zu der „Mutter“ Maries wurde, während Annika Selter eine neue Stelle angetreten hat und fast vollzeitlich der Erwerbsarbeit nachgeht. Aus der

berufs- und finanzbedingten pragmatischen Entscheidung wird eine folgenreiche Weichenstellung in den Elternrollen. Anders als in der Normalfamilie steht Annika Selter für diese Situation keine passende Elternrolle zur Verfügung. So wie die Hauptbezugsperson nicht teilbar ist, so wird auch die Mutterrolle als nicht teilbar erfahren – folglich fühlt sich Annika Selter in die Rolle eines Vaters gedrängt („genau die Vaterrolle, das was man kennt“), indessen Britta Selter, die aus ihrem Naturell heraus gerne mit ihrer Tochter mehr Spielen und Blödsinn machen würde und sich weniger mit der typischen Mutterrolle identifiziert („ich hab mich nicht so als Mama gefühlt“), sich auf einen „emotionalen Akkuaufloader“ reduziert sieht („und die Mudder kann den ganzen Tag so den Haushalt schmeißen weißte“). Die mit Mutterschaft verknüpften Rollenanteile sind die einer für das Kind exklusiven Person. Während Martin Winkler sozusagen ein Vater mit zusätzlichen Mutterfunktionen wird, kann Annika Selter ihre Rolle als Pflegemutter nicht auf mit Mutterschaft assoziierte Elemente stützen: ihr „Mutter-Sein“ wird unsichtbar und die ihr zufallende Rolle eines Vaters ist für sie – biografisch begründet und als treibende Kraft im Kinderwunsch, die sich stark mit der Mutterrolle identifiziert („eher so die Mami“) – weniger attraktiv. Es gibt bei dem Frauenpaar für eine Vaterrolle keine Entsprechung gegenüber der von den Männern angenommenen Notwendigkeit eines Füllens der mütterlichen Emotionalität. Marie soll zwar ihren Vater kennen und ihre Herkunft so behaupten können („dass Marie sagen kann im Kindergarten: Natürlich hab ich auch n Vater und ich kenn auch mein Vater“), Väterlichkeit muss von Seiten der Eltern ebene bei ihr jedoch nicht emotional „gefüllt“ werden. Im Gegensatz zum Familienzentrum der Mutter, stellen Väter aus biografischer Sicht Annika und Britta Selters – mit dem Erleben der Scheidung und eines zeitweisen Alleinlebens mit der Mutter – eher ersetzbar und für die Herstellung von Familie nicht bedingende Rollen dar. Zwar wünschen die beiden Frauen durchaus eine Differenzierung ihrer Elternrollen, jedoch eher im umgekehrten Sinne als dies durch Marie „entschieden“ wurde. Mit zunehmendem Alter und zukünftig gleichverteilter Familienaktivitäten, verbindet das Paar deshalb die Hoffnung auf eine Entspannung der unvorhergesehenen Ungleichgewichtung der Elternrollen. Zudem konnten sich die Pflegemütter an ihre unterschiedlichen Rollen gewöhnen, wenngleich bestimmte Wünsche, insbesondere von Annika Selters Seite nach einem

eigenen Mutter-Sein, unbefriedigt bleiben und auf ein mögliches zweites Pflegekind projiziert werden.

Aus der Exklusivrolle der Hauptbezugsperson folgen für das Frauenpaar insgesamt gänzlich andere Konsequenzen als für die beiden Männer. Die „Mutter“-Position wird zum konkurrierten Ort zwischen den Frauen, die sich – wenn schon eine Gleichberechtigung verwehrt bleibt – gerne in vertauschten Rollen sehen würden. Als eine persönliche Bereicherung im Eltern-Sein werden die ungeplanten Alltagsrollen nicht empfunden, obwohl sich diese Sichtweise aus späterer Perspektive, mit einem möglichen zweiten Pflegekind (bei dem die Rollen tatsächlich vertauscht sind), verändern könnte. Nicht weniger geht von der hohen Bedeutungszuschreibung an die Mutterrolle eine stärkere Konkurrenz zu den Herkunftseltern Marias aus (siehe *das Verhältnis zur Herkunft*).

Bei allen geschlechtlich konnotierten Unterschieden beider Paare in Bezug auf die Ausgestaltung bzw. Ausgestaltbarkeit der „Mutter“-Rolle(n), gehen doch beide mit ähnlich naiven Vorstellungen einer weitreichend gleichverteilten Elternschaft in die Pflugschafften hinein. Ich will behaupten, dass das mit einem gemeinsam geteilten Ideal einer Partnerschaftlichkeit zu tun hat, das sie teils neben, teils gegen das vorgegebene kulturelle Muster des heteronormativen Geschlechtermodells zu setzen versuchen. So leiten sie einerseits jeweils Vorstellungen von Vaterschaft (offene Beziehung) und Mutterschaft (emotional zentrale Person) aus dem tradierten Geschlechtermodell ab. Andererseits irritiert die aus Sicht dieses Modells doppelte Besetzung einer Geschlechtsposition das klassische und in Komplementärrollen gedachte Bild von Elternschaft. Den ungleichen Ehegatten setzen sie deshalb gleichberechtigte und gleichbefähigte PartnerInnen entgegen. Während dieses Wertmuster auf der Paarebene geschätzt wird und reibungslos gelebt werden kann, bisweilen zu erhöhter Partnerschaftszufriedenheit führt, erzeugt es indessen für die Gestaltung von gleichgeschlechtlichen Elternrollen einen blinden Fleck. Elternrollen sind verschieden, nicht nur in Bezug auf ausdifferenzierte Vorlieben und Charakteristika der Paare als PartnerInnen, sondern insbesondere aus Bindungssicht der Kinder. Diese machen in ihrem Entwicklungsbedürfnis nach einer emotionalen Hauptbezugsperson keinen Unterschied bei ihren gleichgeschlechtlichen Eltern, sie unternehmen bei ihnen dieselben Suchbewegungen nach Bindung. Wer am verlässlichsten

dafür zur Verfügung steht, wird „Mutter“. Bei den Männern ist es Martin Winkler, der die Kinder abends ins Bett bringt, bei den Frauen Britta Selter, die die sensible Anfangszeit mit Marie zuhause verbringt. Eine Ungleichheit in Form von Ungleichberechtigung in der Beziehung zum Kind ist aber genau das, was die Paare in ihrer Familien Gründungsphase zu umgehen versucht haben. So wurde auf eine (teil)biologische Elternschaft verzichtet, führt sie doch zur „Spaltung“ der Eltern, zu Gunsten einer gemeinsamen sozialen Elternschaft – der Pflegschaft. Mögen die Rechte auf und die (nicht-vorhandene) Abstammung zum Kind zwar gleich sein, gilt doch in ähnlicher Weise für eine rein soziale Elternschaft das Entwicklungsbedürfnis der Kinder, das unterschiedliche Elternpositionen begründet. Für dieses Bedürfnis gibt es im heteronormativen Geschlechtermodell eine Entsprechung in der Mutterrolle. *Selbstverständlich* übernehmen bei den meisten verschiedengeschlechtlichen (Pflege)Eltern deshalb die Frauen diese Position – mit allen damit verknüpften Ansprüchen und Konsequenzen. Die Heteronormativität erzeugt indessen einen eigenen blinden Fleck: es geht auch anders. Dass es anders geht, dass Martin Winkler – natürlich übertragen – „Mama“ sein kann und dass Annika Selter – wenn auch unfreiwillig – ein „Papa“, der von der Arbeit Heim kehrt und von Marie mit Lachen begrüßt wird, das ist im klassischen Muster nicht vorgesehen.

Familie muss, mit gleichgeschlechtlichen Eltern gedacht, die Ausdifferenzierung der Verschiedenheit von Elternrollen, ihre Ungleichheit, muss mit einem System egalitärer Partnerschaftsvorstellungen vereinbart werden. Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern können dabei nur bedingt auf bestehende Orientierungsmodelle zurückgreifen, sie müssen sie modifizieren und unterschiedliche Wert- und Deutungsmuster zusammenbringen. Die Bedeutung der Mutterrolle hat hierfür weit-reichende und verschiedenartige Konsequenzen auf Männer- und Frauen-paare und in der Folge eine unterschiedliche Brisanz für die elterlichen Selbstkonzepte.

9.9 Erziehungsmodelle gleichgeschlechtlicher Eltern

Im Vergleich der Erziehungsvorstellungen der Paare sind die Voraussetzungen mit zwei Kindern im Kindergarten- und Grundschulalter gegen-

über einem Säugling, der gerade anfängt seine neue Umgebung zu explorieren, selbstverständlich grundverschieden. Insofern darf es nicht wundern, dass bei den Männern deutlich mehr konkrete Erziehungsbilder und (pädagogische) Alltagssituationen sowie Entwicklungen der Pflegekinder erzählt werden, als dies bei den Frauen der Fall ist.

Es fällt jedoch auf, dass bei beiden Pflegeelternpaaren das von ihnen hochgeschätzte Motiv der Partnerschaftlichkeit eine Übertragung auf ihre Erziehungsvorstellungen findet. So wird den Kindern weitreichend (bei Marie eher symbolisch) Autonomie in ihrer Entwicklung und ihren Bedürfnissen zugeschrieben, was sich bereits bei deren „Einzug“ in die Pflegefamilie ausdrückt. Der Begriff des „Einziehens“, der von beiden Paaren gewählt wird, verdeutlicht den Modus offener Angebote, welche von den Kindern genutzt werden können. Der Wert der Gleichberechtigung und Gleichbefähigung auf der Partnerschaftsebene spiegelt sich in einem demokratischen Erziehungsstil wider, im welchem die Kinder als Gesprächspartner ernst genommen werden (Merkle & Wippermann 2008, 107). Zugleich setzen die Eltern Grenzen, in denen die Entwicklung ihrer Pflegekinder stattfinden soll.

Martin: [...]. Also wir geben den ganz viel- versuchen den ganz viel Stabilität und Halt zu geben. Und lassen sie auch ihre Entwicklung eigentlich frei gestalten [...] da gibts ne sehr große Freiheit, also wie entwickelst du dich und im Alltag gibts aber die Regel dazu, und ich glaub, dass dieses Fundament Regel ihnen sehr hilft sich entwickeln und frei sein zu können. [...] [175]

Diese Vorstellung von *Freiheit in Grenzen* entspricht geradezu prototypisch dem Grundmuster eines autoritativen Erziehungsstils, das sowohl milieuspezifisch für *Postmaterielle* (Merkle & Wippermann, 2008) als auch kennzeichnend für andere gleichgeschlechtliche Elternpaare (siehe Kap. 3.5.3) ist. Diesem Grundmuster werden von postmateriellen Eltern typischerweise individuelle Elemente hinzugefügt (ebd., 107). Ein solches Vorgehen ist gleichfalls bei den interviewten Pflegeelternpaaren zu beobachten. So greifen sie sich das subjektiv Beste aus verschiedenen Erziehungsstilen und -vorbildern heraus und erproben bzw. modifizieren es für ihren Erziehungsalltag.

Jan: Aber (.) es ist so und ich bin auch ein Teil von meiner Mama und ich

bin Teil von meinen Großeltern und aber (.) das ist eben natürlich so und

Martin: Aber das ist auch das schöne.

Jan: -ich kann drüber nachdenken, es gibt- ja. Ja. (.) Von daher (.) (Martin lacht leise auf) bin ich jetzt nicht gegen das Modell meiner Eltern, ich würd sagen ich hab das (.) drüber nachgedacht und versuche das weiter zu entwickeln, sagen wir mal so. [652 - 654]

Britta: -ich geh offensiver damit um ich frag auch die Physiotherapeutin nach manchmal Erziehungstipps ja und ich trag mir halt meine Sachen dann so zusammen und äh nehm halt das Beste was ich am besten finde ja oder wie oder versuch es mal und dann sag ich „Ok das war jetzt net so toll“. [324]

Wie an den Bezügen zu den Eltern und Großeltern erkennbar ist („bin auch ein Teil von meiner Mama“) geben die Geschlechter für die Übernahme von Erziehungshaltungen keine grundlegenden Grenzen auf, wenngleich weibliche Modelle signifikant häufiger auftauchen, was ihre gesellschaftlich – weiterhin – größere Bedeutung für den Familienalltag von Kindern widerspiegelt. Männer bzw. Väter tauchen hingegen stärker als Gegenmodelle auf.

Jan: [...] das ist Papa pur, so wollst du ja eigentlich- da war ich mit meinem Papa so (Handgeste auf Konfrontation) damals. Und da hab ich eigentlich schon ganz viel so gemerkt (.) der Papa ist in mir drin den kann ich gar nicht vermeiden, so, und es gibt auch jetzt Situationen (Martin lacht leise auf) wo ich bin wie mein Vater damals und ich dachte so wollste eigentlich nich sein. [650]

Britta: [...] Äh und ich hatte auch n Stiefvater der halt äh n Arschloch (Interviewer: Mhm) muss ich jetzt so sagen is es heut noch (lacht lese aber gebrochen auf) und so n ganz anzüglicher Mensch und ähm (...) das wird jetzt net unbedingt so das Vorbild sein aber gut ich kenn natürlich deine Eltern auch und (...) (Annika: zu den gehn wir auch häufiger) ich glaube ich mache ich glaube ich machs einfach so dadurch dass meine Eltern halt das Vorbild nich bieten (Interviewer: Mhm), ja auch mein Vater nich ja also die sind nich wirklich so wirkliche tolle Eltern [...] [318]

Es ist jedoch anzumerken, dass Britta Selters Mutter für sie nicht gerade ein wesentlich besseres Vorbild in ihrer Erzählung darstellt.¹⁹¹ Insofern wundert es nicht, dass Britta Selter „offensiver“ Suchbewegungen macht und sich nach geeigneten Erziehungsratgebern in ihrem Umfeld umschaute. Für sie und ihre Partnerin bieten Annika Selters Eltern dabei ein hohes Maß an Orientierung, da sie mit diesen eine „reflektierte“ Kommunikation über Erziehung führen können.

Annika: Aber bei bei mir in der also in der Familie schon auch die Besonderheit dass, [...] meine Mutter is natürlich auch Sonderschullehrerin mein Vater is Erziehungswissenschaftlicher (lacht) (Interviewer: okay (lacht)) das is ganz also das is auch schon noch aufm abstrakten Niveau einfach dann also meine Mutter gibt sich also viel Tipps dann auch was sich grade beim entwicklungsverzögerten Kind wie Marie aus Sicht der Sonderschullehrerin sagt das kann man so und so machen (Interviewer: Mhm). Is halt alles schon mal komplett abstrahiert (lacht leise auf). [331]

Neben die befreundeten Erzieherinnen Britta Selters und die KollegInnen Annika Selters, kommen mit der Mutter als Sonderschullehrerin und dem Vater als Erziehungswissenschaftler, eine ganze Reihe pädagogischen Fachpersonals, das dem Frauenpaar Orientierungen bietet. Jan Haffner und Martin Winkler stellen hingegen viele Vergleiche zu anderen (verschiedengeschlechtlichen) Familien an, insbesondere einem Paar das ebenfalls relativ spät Eltern geworden ist, während Annika und Britta Selter aus ihrer Sicht leider wenig Familien in ihrem Freundeskreis vorfinden, da diese (noch) größtenteils kinderlos seien. Ein professioneller Reflexionsrahmen spielt aber auch für die beiden Männer – vor dem Hintergrund mangelnder Angebote ihres Fachdienstes – eine große Rolle (Kindertherapeutin, SPZ und weitere). Beide Paare unterhalten zudem eine Bekanntschaft zu einem Pflegeväterpaar, an dem sie sich zu bestimmten Besonderheiten ihrer Elternsituation in Vergleich setzen. Ein individuelles Element, das die Paare in ihre Erziehungsvorstellungen integrieren, ist eine Sensibilität für die Geschlechtererziehung, insbeson-

191 „Meine Mutter is emotional nich wirklich so der Bringer gewesen und da wurde halt auch noch Schläge verteilt, also das is jetzt auch net unbedingt so was ich als Vorbild nehm würde.“ [331]

dere mit Blick auf das Aufwachsen von (Pflege)Töchtern. Hierbei sind die Bedingungen der Paare zwar unterschiedlich, indessen Jan Haffner und Martin Winkler die Frage weiblicher Geschlechtssozialisation vor dem „Fehlen“ eines Geschlechtsrollenvorbildes auf Elternebene thematisieren, grenzen Britta und Annika Selter sich gegen eine Mainstream-Weiblichkeit („rosa Mädchenkram“) ab. Beide Paare kommen aber auf dieselbe Maxime, nämlich ihren Töchtern (und ebenso dem Sohn) einen maximalen Freiraum an Selbstbestimmtheit in der Findung ihrer Interessen einzugestehen und sie vor enggeführten Zuschreibungen einer Geschlechtskonformität zu schützen. Bei dem Männerpaar ist jedoch eine starke Einflussnahme von außen zu beobachten, so greifen neben Martin Winklers Mutter ebenfalls andere Frauen, zum Beispiel im Kindergarten, korrigierend in geschlechtsspezifische Erziehungsmomente der Pflege Tochter ein (Zöpfe flechten; Nagellack machen). Diese Einflussnahmen werden als Angebote von den Männern zwar in der Regel dankbar angenommen, zugleich bergen sie das Risiko einer Bevormundung, in den Augen „feiner Frauen“, hilfsbedürftiger und mit der Erziehung eines Mädchens angeblich potenziell überforderter Männer:

Jan: [...] wenn zwei Männer kommen, dass dann anderen feinen Frauen denken (Martin kurzes Auflachen) "oh zwei Männer, denen müssen wir n' bisschen helfen", ja

Martin: fehlt die Mammi.

Jan: Da fehlt die Mammi. Wua, das ist mutig, so ne (Martin kurzes Auflachen). Das so de-der Blick von Frauen auf Männerbeziehungen. [68 - 70]

Sowohl das Männer- als auch das interviewte Frauenpaar teilen eine hohe Bildungsorientierung und gehören einem bildungsnahen Milieu an. Der Wert, den sie Bildung zusprechen, begründet sich aber an den Chancen persönlicher Entfaltung und – zumindest nicht primär – dem Erhalt eines gesellschaftlichen Status, wie es für andere etablierte Milieus typisch ist. Mit Bildungsinvestitionen in ihre Pflegekinder verbinden sie also nicht zwingend Tradierungsabsichten für diese, sondern fokussieren die Förderung ihrer individuellen Entwicklung. Diese Einstellung passt in die „humanistische Tugend“ postmaterieller Eltern (Merkle & Wippermann, 2008) und wird von den Paaren biografisch eingebettet („eigenen

Weg finden"; „unterschiedliche Sichten“) und von den Bedürfnissen der Pflegekinder und deren biografischen Belastungen (mit Entwicklungsverzögerungen und möglichen Lernschwierigkeiten) gerahmt.

Britta: [...] also selbst wenn sie jetzt äh äh Hauptschule oder Realschule ja mein Gott ja äh wir ham halt gesagt dass wir sie fördern werden und das Beste halt ähm auch ähm auf ne andre Schule wo äh wo se ne spezielle Förderung kriegt und (..) das wir alles tun werden und uns is oh wir ham gesagt uns is wichtig dass das Kind selbs-selbstständig wird.

[...]

Britta: Das war unser unser Ding ich mein wir ham m ja mein Vatta is Malermeister also wir ham hier auch mehrere Schichten in der Familie (lacht etwas) und ähm (...) ja. [567 - 569]

Martin: [...] also dieses Prinzip ehm also dieses stark (.) leistungsorientierte Prinzip: du bist nur wer wenn du was geleistet hast, (Jan: das haben wir bei uns nicht) das is (.) wirklich weg. Ich merk das in Diskussionen mit Kindergarteneltern, die reden alle heute vom Abi und vom Studium jetzt schon, da sind die Kinder noch nicht mal in der Grundschule (Jan: Mh). Das versuchen wir total zu vermeiden. Also für mich ist der- das-das (.) das-das Mindestziel: die Kinder können sich ernähren (Jan: Mh). So später. Das ist mein Mindestziel und das find ich viel entspannter, weil ich das- ich will diesen Druck nicht für die Kinder den ich sozusagen immer gespürt hab ja, das ich in ne Richtung sollte (Jan: Mh, ja) und mich immer wehren musste gegen Richtungen, und meinen Weg gehen wollte, ja. [...] [634]

Für beide Paare ist das „Mindestziel“ die spätere Selbstständigkeit ihrer Pflegekinder, einerseits weil eine individuelle Entfaltung und damit gleichsam Ablösung der Kinder von ihnen als wünschenswertes Ziel gilt, andererseits weil sie selbst keine anhaltende Pflegebedürftigkeit („Pflegefall“) ihrer Kinder wollen, da sie selbst auf eine Partizipation im Berufsleben nicht (dauerhaft) verzichten möchten. Gehobene Bildungsansprüche und mithin eine Überforderung der Kinder mit dem eigenen Ehrgeiz im Zeichen eines Statuserhalts lehnen sie deutlich ab, wengleich das geplante („wir sie fördern werden und das Beste halt ähm“) bzw. bereits installierte Förderungsaufgebot für diese überdurchschnittlich hoch ist.

Besonderen Wert legen Martin Winkler und Jan Haffner dabei auf kreative Bildungsanteile (die Malschule ihres Pflegesohnes, die musikalische Förderung der Pflégetochter sowie die für sie außergewöhnliche Auflage, dass die Kinder ein Instrument spielen *müssen*,¹⁹² sind einige Beispiele dafür).

Martin: Und jetzt malt der wirklich ganz tolle Sachen und-und eh die Mallehrerin ist immer ganz begeistert weil er plastisch malen kann und (betont:) also cool! Das-das macht uns auch stolz, ne (Jan: Mhm), find ich irgendwie auch toll und sie geht singen und jetzt sollen sie nen Instrument lernen und (.) das ist cool. Also das macht richtig Spaß. [177]

Wo Entwicklungspotenziale bzw. Begabungen gesehen werden, erfolgt also eine weitreichende Unterstützung. Zentrales Ziel dieser Bildungsabsichten ist damit die Selbstfindung und -entwicklung der Pflégekinder unter der Bewahrung ihrer Individualität. Die Kinder sollen sich nicht „gegen Richtungen wehren“ müssen, sondern ihren eigenen Weg finden können. Eltern sind hierbei als liebevolle Menschen gedacht, die ihre Kinder unterstützen aber nicht vereinnahmen, sondern sie auch loslassen können, wenn dies nötig ist (ebd., 108).

9.10 Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Gleichberechtigung

Das Thema der Arbeitsteilung ist in beiden Paarinterviews eines der präsentesten. Während sich die Frage der Arbeitsteilung bei dem vollzeitberufstätigen Männern um Zeitknappheit und den hohen Aufwand der Koordination von Arbeit und Familie dreht, bewegt das Frauenpaar vor allem die Ungleichheiten der Sphären und Aufgaben, welche durch die Betreuung eines Kleinkindes einerseits und die Aufnahme einer Vollzeit-

192 Martin: [...] also es geht uns darum dran zu bleiben, ja. Es kann auch ein anderes Instrument werden aber (.) die Beschäftigung mit einem Instrument ist uns wichtig. (.) Und dann hat er sofort gesagt: - das ist echt ein cleverer Kerl - und du? Und dann hab ich gesagt „ja okay, dann muss ich jetzt auch nochmal ran“, das find ich aber auch dann fair ja also sozusagen Vorbild zu sein (lacht). [630]

stelle andererseits entstanden sind. Ich will aufzeigen, dass beide Problematisierungen der Arbeitsteilungen zum Teil an geschlechtstypischen Strukturen der Erwerbsarbeit und des beruflichen Selbstverständnisses begründet sind. Andere Faktoren sind daneben die Dauer des Familienlebens, die berufliche Etablierung der PartnerInnen sowie das Aufnahmealter der Pflegekinder.

In den Biografien von Jan Haffner, Martin Winkler, Britta und Annika Selter sind ausgeprägte Berufsidentitäten ein zentrales gemeinsames Merkmal. Die bewusste Entscheidung für ein Leben mit Kindern ist bei den Paaren klar an eine andauernde Berufstätigkeit beider PartnerInnen gebunden. Britta und Annika Selter kommunizieren diese Bedingung offen ihrem vermittelnden Dienst:

Annika: [...] Ja wir ham von Vorhinein also viele ähm Pflegeeltern machen das ja so das ein die Mutter in der Regel dann ganz zuhause bleibt und wir ham von Anfang an gesagt nur ein Jahr und auch dem Jugendamt gegenüber so kommuniziert das wir das nich machen werden (Interviewer: mhm). Dass eine komplett zuhause bleibt, und dass wir auch n Kind nehm nur nehm was nich so schwer gestört is sag ich mal dass das nich geht dass das nich fremd betreut werden kann. (Interviewer: mhm) Das war für uns beide eigentlich immer wichtig. [275]

Für das Männerpaar scheint der beiderseitige Verbleib in ihren Berufen selbstverständlicher gewesen zu sein – wohl auch für ihren Pflegekinderdienst, für sie stellt sich die Frage nach einem „ganz zuhause bleiben“ erst gar nicht, sondern nur danach, wer seine Berufstätigkeit reduziert. Insofern machen die Strukturen ihrer Erwerbsarbeit die Vergabe eines Pflegekindes im Säuglingsalter unwahrscheinlich, indessen das Frauenpaar durch die (zeitlich befristete) Aufgabe einer Arbeitsstelle und der damit entstehenden Option, ein Kleinkind fortwährend zu betreuen, den Wunsch nach einem möglichst jungen Pflegekind zur Familiengründung aufrecht erhalten kann. Erwerbsverhalten und Aufnahmealter der Pflegekinder bedingen sich also wechselseitig. Beide Familiensysteme sind aber auf eine (künftige) Fremdbetreuung strukturell angewiesen, um eine gewünschte Balance zwischen Familie und Beruf für die PartnerInnen herzustellen. Pflegekinder, für die eine Fremdbetreuung – perspektivisch – nicht möglich ist („Pflegefall“), werden folglich nicht gewünscht. Das

Erziehungsideal, persönliche Entfaltung und Verselbstständigung bei ihren Kindern auf den Weg zu bringen, ist somit ebenso Teil des Selbstbildes, für welches die Selbstverwirklichung der Eltern im Beruf eine hohe Bedeutung besitzt. Vor den unterschiedlichen Erfahrungen mit ihrem Jugendamt, erlebte Diskriminierung bei den Männern einerseits und hohes Maß an Entgegenkommen bei den Frauen andererseits, bringen die Paare diesen Wunsch unterschiedlich offen zum Ausdruck. Während die Frauen diesbezüglich unzensiert formulieren, was sie sich nicht vorstellen können – so offen, dass sie sich genötigt fühlen diesen Wunsch vor dem Interviewer zu rechtfertigen („das is auch n bisschen gemein aber wir ham halt gesagt wir wolln beide wir liebe unsere Arbeit und wir wolln arbeiten und wir wolln kein Pflegefall“), weiten die Männer vor einer ausbleibenden Belegung durch das Jugendamt von A-Großstadt ihre „Liste“ sogar aus („wir waren in dieser Liste, die man da so ankreuzen kann sehr, sehr weit gefächert, ne, ham gesagt von eigentlich ham wir gesagt von drei- ab drei und dann kam [...] wenn das ein kleines Kind ist ist es halt ein kleines Kind [...] dann haben wir eben auch gesagt, wir können auch Kinder mit Behinderung, körperlich geistiger Behinderung vorstellen, weil der Martin ist ja Krankenpfleger“), obschon ihre Wunschvorstellungen deutlich anders gelagert waren („vom Gefühl war mir immer klar lieber eins das schon spricht, wo man irgendwie n bisschen intellektueller mit umgehen kann“).

Wie eingangs beschrieben, können beide Paare einem postmateriellen Wertemilieu zugeordnet werden, welches die Vision einer gleichberechtigten Partnerschaft teilt. In dieser Deutung wird eine Arbeits- und Aufgabenteilung im Sinne einer traditionellen Rollenteilung zwischen den Geschlechtern abgelehnt. „Arbeit und Selbstverwirklichung in der Arbeit“ ist besonders für die Frauen dieses Milieus eine zentrale Orientierung (Merkle & Wippermann 2008, 99). Auch wenn gleichgeschlechtliche Paare eine Rollenzuteilung nicht entlang der Geschlechter treffen können, spielt das Gegenmodell traditioneller Arbeitsteilung für die interviewten Paare doch eine wichtige Rolle. So fühlt sich Britta Selter, als die „Mutter“ Maries mit den überwiegenden Haushaltspflichten, in ihrer Rolle auf eine klassische Mutter reduziert und sehnt sich nach einer Ausweitung ihrer Berufstätigkeit. Die (empfundene) Ungleichheit, wel-

che anfangs zu Konflikten zwischen den Partnerinnen geführt hat, wird ebenfalls von Annika Selter problematisiert:

Annika: -is halt einfach ungleich. Also ich freu mich schon wenn sie dann, es wird auch nich schade wenn sie in Kita geht ab Januar ham wir n Platz aber ich bin schon froh wenn sich das dann ein bisschen wie früher so n bisschen gleichberechtigter die Arbeit verteilt. [252]

Die zeitlich befristete Anfangssituation mit einem Kleinkind wird von dem Frauenpaar damit als „Rückfall“ in traditionelle Muster empfunden, dazu passt, dass Annika Selter sich als „Papa“ von Marie emotional zugeordnet fühlt, indessen ihre Partnerin die Hauptbezugsperson der „Mutter“ für Marie einnimmt. Tendenzen von gegenseitiger Entfremdung der Lebenswelten, Erwerbsleben einerseits und Familienalltag andererseits, beobachten Annika und Britta Selter ebenfalls bei sich und streben für die Zukunft die Rückkehr zu einem gleichberechtigteren System an – mit einer Balance zwischen Familie und Beruf für beide Partnerinnen. Die derzeitige „klassische Arbeitsteilung“ ist für sie nur als Arrangement auf Zeit aushaltbar, mit klaren Perspektiven auf eine sich anschließende Fremdbetreuungsmöglichkeit Mariens im Kindergarten.

Ein im Kern ähnlicher Konflikt, wie wer mit Einschränkungen seiner Erwerbstätigkeit umzugehen hat, wird auch von dem Männerpaar ausgetragen, allerdings wird dieser vorverlagert und drückt sich bereits in den Ambivalenzen Jan Haffners zum Kinderwunsch seines Partners aus. Denn anlassgebend für den Konflikt ist für Jan Haffner ihre Berufstätigkeit und der jeweilige Wunsch diese fortzusetzen:

Jan: [...]wenn das so bisschen konkreter wurde gabs dann auch so in unserer Beziehung paar Spannungen, ehm, weil für mich diese Idee darüber schwieriger wurde, weil ich so merkte die eh- je mehr wir drüber gelernt haben und so Kurse gemacht haben, halt diese-diese Abendkurse, dass das halt auch- auch das eigene Leben doch sehr eingeschränkt und ich bin halt im künstlerischen Bereich tätig und hab da sehr extro-extravagante Arbeitszeiten und-und auch so viel Berufswechsel und irgendwie war das dann ne Zeit lang für mich so gar nicht mehr vorstellbar [...] [8]

Dass mindestens einer der Männer sich in seinem Berufsleben, zumindest teilweise, einschränken müsste, damit es zu einer Familiengründung kommen kann, ist vor der beiderseitigen Vollzeitbeschäftigung unumgänglich. Während Jan Haffner solche Möglichkeiten in seinem Berufsfeld jedoch nicht sieht, ist es Martin Winkler, der zur Umsetzung des Kinderwunsches sich mit seinem Partner auf die Lösung einigt, ein Mehr an zeitlicher (und emotionaler) Verantwortung zu übernehmen.

Jan: Also Martin übernimmt 70 Prozent der Verantwortung der Zeit und des Gefühls und ich (lacht leise auf) kann- 30 schaff ich so (lacht).
[531]

Diese Regelung und die Orientierung an einem befreundeten Elternpaar, das mit ähnlichen Fragen vor einer Familiengründungsphase stand, ermöglichten Jan Haffner seine Bedenken zu überwinden und sich mit seinem Partner auf eine Pflegeelternschaft einzulassen („okay die haben alle dieselbe Angst gehabt (Martin kurzes Auflachen) vor vor ihrem Leben und dann dacht ich dann äh, kann man sich da jetzt auch rein schmeißen, mal so“). Dabei ist die im Rahmen einer Paarberatung getroffene Entscheidung einer „70:30“-Regelung für das Männerpaar ungewöhnlich, da auch sie den Wert einer Gleichberechtigung hochschätzen. Mit der Anbahnung der Pflugschaft wird diese entsprechend schnell verworfen und eine Gleichheit zwischen den Partnern erneut hergestellt:

Jan: Genau. Mittlerweile sind wir- (Martin dazwischen: nein das war ganz schnell) aber bei 100:100 (lacht).

Martin: Also wir hatten nach den ersten drei Wochen als die beiden hier waren, hatten- war der erste Besuchstag. Und dann sind wir Wandern gegangen.

Jan: Mh.

Martin: Und da hats- hast Du nach drei Wochen zu mir gesagt: "also diese bescheuerte 70:30 Version lassen wir natürlich", also wir sind einfach beide 50:50 da. So, für die Kinder. [536 - 539]

Die emotionale Verantwortung für ihr gemeinsames Projekt Elternschaft wollen die beiden Pflegeväter im gleichen Maße teilen. Die „Verantwortung der Zeit“ bleibt allerdings als Anspruch gegenüber Martin Winkler bestehen, der seine Arbeitszeiten einschränken bzw. in die Abendstunden

verlegen muss, damit eine kontinuierliche Betreuung der Pflegekinder durch jeweils einen der Pflegeväter über den Tages- und Wochenrhythmus zu gewährleisten ist. Hinzu treten Fremdbetreuungsarrangements, wie zuvorderst der Kindergarten sowie an Wochenenden, an denen Martin Winkler arbeitsbedingt verreist und sein Partner ebenfalls arbeiten muss, die Betreuung durch Pflegegroßeltern. Um die erforderliche Flexibilität der Berufe zu bewältigen, kommt zudem ein Kindermädchen hinzu, das die Pflegeväter für durchschnittlich 20 Stunden im Monat zur Betreuung nutzen. Eine Haushaltshilfe, an die Reinigungstätigkeiten delegiert sind, wird als Bestandteil aus der Arbeitsteilung der Partnerschaft übernommen. Aus der zeitlichen Verantwortungsübernahme Martin Winklers folgt somit keineswegs eine klassische Arbeitsteilung, stattdessen organisieren die Pflegeväter ihr Familienleben mit hohem Koordinationsaufwand und der Einbeziehung zusätzlicher Betreuungs- und Hausarbeitsressourcen. Eine praktisch vollzeitige Berufstätigkeit bleibt für beide Partner die primäre Berufsorientierung.

Für das Frauenpaar Annika und Britta Selter hat eine vollzeitige Berufstätigkeit keine solche zentrale Orientierungsfunktion in ihrem Erwerbsleben. Die Partnerinnen sind bereits während ihrer Partnerschaft eher in Teilzeit ihren Berufen bzw. dem Studium nachgegangen. Beide Frauen scheinen zudem gleichermaßen bereit, ihre Berufstätigkeit zugunsten der Säuglingspflege einzuschränken, so wie sie gleichermaßen bereit waren, durch künstliche Befruchtung eine Schwangerschaft zur Familiengründung zu vollziehen. Dieses Selbstverständnis der Partnerinnen begründen sie am biologischen wie sozialen Kapital Frau für Familien, das sie in derselben Weise verpflichtet. Die letztendliche Entscheidung wurde dann pragmatisch vor den ökonomischen und berufsperspektivischen Möglichkeiten getroffen. Von einer ähnlichen Aushandlung wie bei den Männern im Vorhinein der Familiengründung berichtet das Frauenpaar nicht. Der Start in die Pflugschaft, bei welchem Annika Selter eine Vollzeitstelle antritt und Britta Selter in Elternzeit geht, stellt aber eine neue Situation für das Paar dar, welche zunächst bewältigt werden musste, da die entstehenden Ungleichheiten zwischen den Partnerinnen nicht von ihnen gänzlich antizipiert wurden.

Mit Blick auf die zwei interviewten Paare ist festzustellen, dass die Arbeitsteilung bei ihnen ein prominentes Thema bildet, das jeweils an

geschlechtlich konnotierten Strukturen der Erwerbsarbeit von Frauen und Männern anknüpft. Während Teilzeitbeschäftigungen und phasenweise Ausfälle durch Elternzeit in den Stellen der Frauen selbstverständliche und planbare Elemente darstellen, sind solche Einschränkungen in den Leitungspositionen der Männer nicht denkbar. Martin Winkler, der durch seine berufliche Selbstständigkeit eher noch Spielräume für sich als bei seinem Partner sieht, kann zwar seine Erwerbsarbeit „reduzieren“, tatsächlich verlegt er bestimmte verwalterische Aufgabenbereiche aber in die Abendstunden und arbeitet praktisch in Vollzeit. Eine solche berufliche Auslastung wird von den Frauen hingegen nicht gewünscht, tatsächlich kontrastiert Britta Selter das von ihnen angestrebte Modell der partnerschaftlichen Arbeitsteilung sogar vor einer – nicht weniger partnerschaftlichen – Aufteilung eines ihnen bekannten Pflegeväterpaares:

Britta: [...] wir sind eigentlich froh, dass wir also dass du auch nicht ne volle Stelle hast ähm, da sind die Schwulen schon, die andern äh Männer echt straighter.¹⁹³ Also die arbeiten-

Annika: -aber auch nicht beide voll.

Britta: Die geb- ja aber die geben sich echt die Klinke in die Hand also das is echt krass.

Interviewer: Mhm.

Britta: Also wir sind da eher so dass wir (..) dann mehr von der Familie haben wolln. [...] [188 - 192]

Zwar sind mit den „Schwulen“ nicht Jan Haffner und Martin Winkler gemeint, aber an der Arbeitsteilung der beiden und ihren Formulierungen wird deutlich, dass sie genauso gut gemeint sein könnten:

Jan: ehm und wir haben so Arbeitszeiten, die sich son bisschen gut überschneiden, ich kann Nachmittags hier sein, aber wir geben uns eigentlich so die Klinke in die Hand und und haben wenig Zeit so [...] [182]

Die Elternschaft der Männer ändert nichts an ihrer „straighten“ Orientierung an vollzeitlichen Beschäftigungsverhältnissen, indessen Familie

193 Das englische Wort *straight* ist in diesem Verwendungskontext als geradlinig bzw. Geradlinigkeit zu verstehen. In anderen Bedeutungszusammenhängen steht *straight* dem Wort *queer* gegenüber und beutetet dann heterosexuell, womit Britta Selters Formulierung eine unfreiwillige Komik erhalten würde.

von den Frauen stärker mit einer Rücknahme von Arbeits- zugunsten von Familienzeiten assoziiert wird. So kürzt auch Annika Selter ihre zunächst vollzeitliche Stelle, um mehr Zeit mit der Familie verbringen zu können („sind eigentlich froh, dass wir also dass du auch nicht ne volle Stelle hast“). Beide Paare messen der Zeit mit den Kindern hohen Wert zu und verbringen diese mit ihnen bewusst und häufig geplant. Freizeit wird von ihnen als arbeitsfrei, nicht als kinderfrei gedacht. Im Gegenteil geben sie – darunter besonders Martin Winkler und Jan Haffner – Zeitressourcen für eigene und partnerschaftliche Aktivitäten auf, um als Gesamtfamilie agieren zu können. Der vergleichsweise hohe Grad an Fremdbetreuungen der Pflegekinder beim Männerpaar, droht für diese jedoch den zentralen Sinnbezug des eigentlichen Elternwunsches zu unterlaufen:

Martin: [...]. Also ich-ich weiß nicht, manchmal hab ich auch n schlechtes Gewissen gehabt am Anfang und dachte- auch jetzt wieder die Frage nach offener Ganztagschule, ne, ehm (.) jaa dann entscheidet man sich für Kinder und dann is man is man trotzdem eigentlich arbeiten und so. Dann hab ich aber gedacht, das ist auch ein Teil von Normalität, ja in der Gesellschaft, also wenn Nick jetzt nicht in die offene Ganztagschule geht aber eigentlich Lukas, n Freund von ihm ausm Kindergarten, geht mit ihm zusammen in eine Klasse jetzt. Ja, ich fänds dann auch komisch irgendwie als, ne. Warum sollte er das nicht tun und mit mir den Nachmittag verbringen (.) aus so nem Konstrukt heraus weil ich dann eigentlich die Zeit mit ihm hab. Also ich glaube wir haben viel Zeit, so.

Interviewer: Mhm.

Martin: Und die die wir haben wird einfach intensiv genutzt. [...]

[435 - 437]

Auch wenn Martin Winkler in dieser Passage die Bewältigung mit einem normalisierenden Vergleich zu anderen Familien gelingt, ist diese Sinnkonstruktion doch brüchig und nur mit blinden Flecken zu balancieren. So mag eine Ganztagsbeschulung für Kinder nicht ungewöhnlich sein, die zusätzlichen Betreuungen durch gelegentliche Kindermädchen und die Delegation von Haushaltsarbeiten an Hilfskräfte sind hingegen – in weiten Teilen der Gesellschaft – nicht üblich. Die anfängliche Ambivalenz im Kinderwunsch, die Jan Haffner mit Verweis auf die Arbeitszeiten

der Männer zum Ausdruck bringt, bleibt insofern ein forstbestehendes Thema für die Partner. Um ihn gegen die arbeitsweltlichen Ansprüche zu behaupten, weist Martin Winkler dem Kinderwunsch deshalb einen zentralen Lebenssinn zu („ich konnte mir nicht vorstellen mit 70 auf mein Leben zurück zu gucken und zu sagen: es gab kein Kind“) und stellt die Beziehung zu seinem Partner sogar zur Disposition („dass wir an den Punkt waren zu fragen: bleiben wir weiter zusammen oder nicht“). Das Frauenpaar kann hingegen sowohl auf biografisch wie geschlechtsbezogene Selbstverständlichkeiten zurückgreifen, welche die Konstituierung eines Kinderwunsches erleichtern, obschon den beiden Männern nicht weniger am Familienleben liegt.

Die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie ist bei gleichgeschlechtlichen Paaren ebenso Thema wie bei anderen Paaren auch. Sie haben ähnliche Entscheidungen zu treffen und stehen vor der Frage, wie sie die aufkommenden Aufgaben verteilen und möglicherweise Zuständigkeiten festlegen sollen. Dabei können sie auf eine egalitäre wie auch auf eine „klassische“ Arbeitsteilung zurückgreifen (Kap. 3.5.1). Letztere kann jedoch „nicht über biologisch fundierte Geschlechterarrangements inszeniert werden“ (Funcke 2010, 362). Das hat zur Folge, dass eine klassische Arbeitsteilung sich weniger einspielt, sondern mehr bewusst ausgehandelt und ggf. vor der Egalität der PartnerInnen problematisiert werden kann. Andererseits verliert sie die geschlechtshierarchisierende Dimension, die ihr bei verschiedengeschlechtlichen Paaren unterstellt wird. Die komplementäre Aufteilung ist dann „modern“, weil sie als „Nichtunterscheidung praktiziert werden kann“ (Eggen 2010, 58).

Die interviewten Paare legen hingegen, wie in ihrer Partnerschaft, weiterhin großen Wert auf eine egalitäre Aufteilung der Aufgaben und Verantwortung. Dies wird nicht eigens begründet, denn der Anspruch auf eine Gleichheit ergibt sich für sie selbstverständlich aus der Konstellation eines gleichgeschlechtlichen Paares. Auf der anderen Seite konstituieren die PartnerInnen ihre Geschlechtsidentitäten in Identifikation und Ablehnung mit den vorgegebenen Geschlechtsmustern und damit in Zusammenhang mit dem heteronormativen Modell. Eine ungleiche Arbeitsteilung wird deshalb nicht nur problematisiert, weil sie ungleich ist, sondern zudem weil ihre Ungleichheit mit einem Modell assoziiert ist, dem man sich diesbezüglich nicht annähern will (Reduzierung auf

Nur-Hausfrau). Mit anderen typisch männlichen respektive typisch weiblichen Elementen des klassischen Geschlechtmusters wird sich hingegen identifiziert, wodurch unübersehbar Disparitäten zwischen Väter- und Mütterpaaren auftreten. Beide Paare wollen also auf ähnliche Weise nicht ungleich sein (im Sinne des Komplementärmusters Mann-Frau), in der Frage wie sie gleich sein wollen, unterscheidet sich das Männer- vom Frauenpaar jedoch. So halten Martin Winkler und Jan Haffner an einer beruflichen Orientierung an der Vollzeitarbeit stärker fest, während Britta und Annika Selter mehr Zeit in der Familie wünschen und teilzeitige Beschäftigungsverhältnisse anstreben. In ähnlicher Weise streben sie eine Gleichheit in ihren Elternrollen an, wobei das Frauenpaar das Bild zweier Mütter und das Männerpaar das Bild zweier Väter vor Augen hat, aus denen sich unterschiedliche Konsequenzen ergeben (siehe 9.8).

Das heteronormative Geschlechtermodell erscheint in diesem Kontext als kommunikative Kostenersparnis, da Zuständigkeiten mit geschlechterrollentypischen Zuschreibungen verbunden werden und so als Selbstverständlichkeiten vollzogen werden können. Wie sehr auch die Vorstellungen in der deutschen Gesellschaft darüber auseinander gehen, wie lange eine Mutter nach der Geburt aus dem Beruf bleiben sollte und wie unterschiedlich dabei gelebte Modelle sind, so bleibt es doch nichtsdestotrotz selbstverständlich, dass sie es für eine gewisse Zeit tut. Der Umstand, dass die Aufnahme eines Pflegekindes nicht an die Schwangerschaft einer Partnerin gebunden ist, stellt die Frage für die Rücknahmen von Erwerbsbeteiligungen bei gleichgeschlechtlichen Paaren weit stärker zur Disposition, da an sie keine bzw. beidseitig geschlechtsbezogene Erwartungen herangetragen werden können. Für die interviewten Männer bestand eine Konsequenz darin, dass sie erst gar nicht den Wunsch nach Kleinkindern priorisiert haben, sondern man(n) sich eher ältere Kinder, die zumindest im Kindergartenalter sind, vorstellen wollte. Für die Frauen spielte die Aufnahme eines Kleinkindes hingegen eine zentrale Rolle; die hiermit stärker entstehenden Ungleichheiten mussten allerdings, vor den Assoziationen mit Mutterschaft einerseits und der Ablehnung einer klassischen Aufteilung andererseits, bewältigt werden.

9.11 Ungleiche Verfahrensweisen bei gleichgeschlechtlichen Bewerberpaaren

Im Vergleich der Verfahrensweisen der verschiedenen Jugendämter bzw. freien Träger, die in den Erzählungen der Paare Erwähnung finden, fallen die höchst unterschiedlichen Erfahrungen zwischen dem Männer- und dem Frauenpaar auf. Während Annika und Britta Selter von einem unerwartet hohen Entgegenkommen bezüglich ihres Wunsches nach einer Dauerpflege von Kleinkindern und einer weitreichenden Gleichbehandlung mit anderen Bewerberpaaren berichten, schreiben Martin Winkler und Jan Haffner ihrer ersten Bewerbung beim Jugendamt von A-Großstadt eine zentrale Diskriminierungserfahrung zu („das war meine erste Erfahrung bei dem Pflegekinderdienst, wo ich mich wirklich diskriminiert gefühlt habe vom ersten Telefonat an“). Ressentiments werden für das Männerpaar an einer für sie spürbar reservierten Kommunikation mit Fachkräften deutlich, die auf die Erkenntnis, dass es sich bei den Bewerbern um ein gleichgeschlechtliches Paar handelt, folgen („Weil das Telefonat fing super an, ne die war total begeistert die da- also ne die als Ansprechpartnerin. Wie toll und ne wollte uns sofort und so und dann als das einmal klar war es sind zwei Männer (.)ist es abrupt abgebrochen das Gespräch“). Die auseinanderfallenden Haltungen der Ämter, bei denen die interviewten Paare ihre Erstbewerbung eingereicht haben, werden im Vergleich ihrer Schilderungen über die zu erstellenden Lebensberichte evident. Der Lebensbericht wird mit dem Frauenpaar besprochen und sie finden für ihre Offenheit und Ausführlichkeit Anerkennung:

Britta: Über die Sommerferien ham wir da immer rumge-rumgeschrieben und wir hams (Interviewer: ja) halt sehr (..) also uns ham se halt gesagt wir haben sehr genau halt den Lebenslauf geschrieben. [...] [71]

Im Gegensatz dazu läuft die Auswertung des Lebensberichtes für das Männerpaar anonym und hinterlässt bei ihnen einen bitteren Beigeschmack:

Jan: Es gab son Moment wo dann son Lebensbericht über uns geschrieben worden ist und ich dachte mh wir ziehen uns da so aus und erzählen so viel von uns und gibt hier Hausbesuche und wir müssen da son

Lebensbericht schreiben, wo man dann ja wirklich auch viel intimes dann ja reinschreibt und dann hieß es dieser Lebensbericht wird dann intern geprüft, aber wir haben den gar nicht mehr gesehen und dann haben wir von anderen Paaren gehört, der wird zumindest dann mal besprochen, ja. [39]

Die Bewerbung des Frauenpaares löst bei dem Jugendamt von D-Kleinstadt kein eigenständiges Einordnungsschema aus, ihre Bewerbung wird verarbeitet wie andere auch. Im Kontext der Pflegeelternschulungen fallen sie sogar mit besonderen Ressourcen auf. Während Annika Selter dafür den persönlichen Bezug bestimmter Pflegekinderdienstmitarbeiterinnen verantwortlich sieht („ihre beste Freundin ist lesbisch und hat leibliche Kinder das ist so ein Ding“), nimmt ihre Partnerin an, dass schlicht der strukturelle Mangel an ausreichend geeigneten Pflegeelternbewerbern („die brauchen so dringend Pflegeeltern ich glaub das ist den auch scheiß egal“) dafür bedingend ist.

Das Jugendamt von A-Großstadt, bei dem sich die Männer bewerben, braucht als städtisches Jugendamt allerdings nicht weniger dringend Pflegeeltern, trotzdem reagieren sie mit Sonderregelungen und Verzögerungsstrategien („und dann müssen sie nochmal Geduld haben und dann kommen sie erst mal in die Kartei und auf der anderen Seite war aber immer so die wir suchen ganz-ganz dringend Eltern, aber bei uns war immer dieses Tschück“). So wird das Frauenpaar unmittelbar mit einer Anfrage für ein Pflegekind konfrontiert („von den erfahren ja sie sind genommen, ach ja (Annika: und hier ist n Kind) wir ham auch noch n Kind für sie (Annika: ja) (lacht)“), indessen die Männer auf die Warteliste gesetzt werden und nachfolgend lange kein Kind – vor dem Hintergrund der Sonderregeln gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren – zu ihnen zu passen scheint. Jan Haffner und Martin Winkler unternehmen wegen – und trotz – der schlechten Erfahrungen mit dem Jugendamt von A-Großstadt weitere Bewerbungsversuche, auf welche sie deutlich positivere Rückmeldungen erhalten. Andere Jugendämter sehen Ressourcen bei ihnen („Ehm, die haben eher die Chance gesehen aha da gibts vielleicht keine Mutter nicht diesen Konkurrenzkampf zur ner anderen Pflegemutter und so“). Die Inpflegenahme des Geschwisterpaares schließt sich zeitnah an. Eben an diesem letztlich entstandenen Pflegeverhältnis wird erkennbar,

dass das Thema der Gleichgeschlechtlichkeit kein alleinstehendes Phänomen in den Amtspraxen der Pflegekinderdienste darstellt, sondern vor dem Hintergrund der örtlichen Strukturen eingebettet wird. Die Vergabe eines verschiedengeschlechtlichen Geschwisterpaares (Bruder und Schwester) an ein Männerpaar wäre in A-Großstadt gleich an zwei Vorbehalten gescheitert: Erstens der Sonderregel, dass Männerpaare keine Mädchen aufnehmen sollten und zweitens dem Grundsatz, dass Geschwister immer getrennt unterzubringen sind. Die Haltungen und Umgangsregeln (so vorhanden) der PflegekinderdienstmitarbeiterInnen, sind eingebettet in die Strukturen und Amtskultur des jeweiligen Dienstes. Gibt es bei diesem in anderen Bereichen viele kategorische Regeln (z.B. eine regelhafte Geschwistertrennung), dann sind ebenso kategorische Sonderregeln für gleichgeschlechtliche Paare wahrscheinlich (geschlechtsspezifische Unterbringung); ist das Amt hingegen – aus welchen Gründen auch immer – ohnehin Bewerbern sehr offen und entgegenkommend eingestellt (die in Aussichtsstellung von Dauerpflegen für Kleinkinder in C-Kleinstadt ist ein Indikator hierfür), dann kann das auf eine willkommene Haltung gegenüber gleichgeschlechtlichen Bewerberpaaren ausstrahlen. Ämter wiederum, die wenig Formalisierungen und Standards in der Pflegekinderhilfe aufweisen, werden eher als „personenabhängig“ erlebt.

Es bleibt nicht auszuschließen, dass die sehr unterschiedliche Behandlung der Paare zum Teil an ihrem Geschlecht begründet ist, wenngleich sich für Martin Winkler und Jan Haffner die anfänglichen negativen Erfahrungen nicht fortzusetzen scheinen. Das „Fehlen einer Mutter“ im Bild des heteronormativen Geschlechtermodells mag als besondere Chance in der Pflugschaft gelesen werden („nicht diesen Konkurrenzkampf zur ner anderen Pflegemutter“), es bleibt aber eine zentrale Irritation, die für Vergaben an Männerpaare folgenreicher (z.B. in der Sonderregel, dass Kleinkinder nicht an Männerpaare vermittelt werden) sein kann, als das „Fehlen eines Vaters“ für Frauenpaare. Auch an den zuvor thematisierten Passungskonstruktionen zu den Herkunftseltern (siehe das Verhältnis zur Herkunft der Kinder) wird eine Divergenz zwischen den sozialen Deutungen auf Frauen- und Männerpaare deutlich. Die lebensweltliche Deutung der Pflegemütter als „Betreuerinnen“ ist sicherlich ein Spezifikum des vorgestellten Falles, dass aber die Konstellation der Gleich-

geschlechtlichkeit für das Männerpaar in einer ähnlichen Situation auf gleiche Weise unthematisiert bleiben könnte („Wie gesagt wir ham sie gefragt was denn Maries leibliche Eltern dazu sagen und sie meinte nur: Oh das hab ich gar nich erwähnt" – „ich weiß gar nicht ob die das überhaupt al- je als Problem realisiert haben"), ist kaum vorstellbar.

10 Fazit: Die gleichgeschlechtliche Pflegefamilie

Die Ergebnisse der Interviewanalysen und ihrer Vergleiche bilanzierend, werde ich in diesem Kapitel ein Fazit ziehen, das einige der wesentlichen Themen gleichgeschlechtlicher Pflegeelternschaft zusammenführt. Abschließend möchte ich ein wichtiges Forschungsdesiderat aufzeigen.

... ist eine Familie, die keine normale Familie sein kann

Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern brechen mit den normativen Vorstellungen der Gesellschaft über Elternschaft und Familie. Die geschlechtliche Gleichbesetzung der zwei Elternpositionen macht den Rückschluss einer biologisch-genalogischen Abstammung der Elternpersonen zu den bei ihnen aufwachsenden Kindern undenkbar. Die Herkunft der Kinder wird damit stets fraglich und muss vor der Abweichung erklärt werden. Für die interviewten gleichgeschlechtlichen Eltern ist die Kleinfamilie nichtsdestotrotz ein zentrales Orientierungsmuster, so erwächst für sie aus ihrer stabilen Partnerschaft der generative Wunsch nach gemeinsamer Elternschaft und Familienleben, wie es in unserer Gesellschaft typisch ist. Das biologische Privileg verschiedengeschlechtlicher Paare, einen Kinderwunsch über die gemeinsame Zeugung umzusetzen, ist ihnen als Selbstverständlichkeit unzugänglich, weshalb Suchbewegungen nach alternativen Wegen der Familienplanung angestellt werden müssen. Diese Suchbewegungen reflektieren einerseits ihre Besonderheit (etwa in der Frage, wie für die Kinder Bezüge zu ihrer biologischen Herkunft hergestellt werden können), andererseits wird der Wunsch Eltern zu sein von ihnen als ebenso selbstverständlich empfunden, wie für andere Menschen. Ihr Kinderwunsch kann gewissermaßen als eine Normalisierung ihrer Abweichung und eine Angleichung an Normalbiografien verstanden werden: sie sind dann Menschen, die wie andere Eltern sein wollen.

Der Wunsch nach einem Zusammenleben mit Kindern wird allerdings vor dem Hintergrund unterschiedlicher Geschlechtszuschreibungen von dem Frauen- und Männerpaar verschiedenartig integriert. Was das Frauenpaar an Sicherheit durch die Assoziation der Mutter-Kind-Dyade als Grundbaustein von Familie gewinnt, mangelt als Selbstverständlichkeit hingegen den beiden Männern. Dass ein Mann die primäre Eltern-

rolle einnimmt widerspricht dem Geschlechtsstereotyp von Frauen als den primär aufziehenden und versorgenden Elternpersonen. Pflegeväterpaare müssen deshalb – in Abwesenheit dieses kulturell verankerten Bildes – wohl größere Anstrengungen unternehmen, um sich als Familie gegenüber anderen sichtbar zu machen. Auf der anderen Seite werden an dem Frauenpaar auch die Kosten einer solchen Deutung von Elternschaft bzw. Mutterschaft deutlich, da die Exklusivität der Mutterrolle schwierig auf zwei Mütter auszuweiten ist. Vaterrollen können anscheinend leichter nebeneinander stehen, insbesondere mit Blick auf die (weitere) Bedeutung der Herkunftsmutter. Elternrollen folgen jedoch insgesamt keinen starren Skripten, sie werden immerfort in der Familieninteraktion reproduziert. Die Reproduktion zweier Mutterrollen in der Pflegefamilie kann bereits dort deren Exklusivität in Frage stellen und zu Umdeutungen veranlassen, die sich ebenfalls auf das Verhältnis zur Herkunftsmutter ausweiten.

Die gleichgeschlechtliche Besetzung der Elternpositionen (als auch die Besonderheit der Pflegschaft) macht sie aber in jedem Fall zu einer besonderen Familie.

... ist eine Familie, die keine normale Familie sein muss

Dass die biologischen Eltern nicht gemeinsam mit ihren Kindern leben, ist im Verhältnis zur Normalfamilie eine unkonventionelle Bedingung. Diese Situation macht sie zu einer unkonventionellen Familie (Funcke & Hildenbrand, 2009), aus der für die beteiligten Menschen (Pflegefamilie, Herkunftsfamilie, Pflegekinder) besondere Aufgaben erwachsen. Man könnte annehmen, dass sich der Umstand gleichgeschlechtlicher Elternschaft für die Pflegefamilie als zusätzliche Aufgaben, im Sinne eines doppelten Stigmas, addieren würde und alle Beteiligten vor noch größere Bewältigungsanforderungen stellt; eine ohnehin ungewöhnliche Familiensituation nun vollends unübersichtlich wird. Die Zuschreibungsprozesse und Sinnkonstruktionen der interviewten Pflegeelternpaare legen eine andere Lesart nahe: *Was ohnehin nicht normal sein kann, darf erst recht besonders sein.*

Zwischen den Deutungen auf die Gleichgeschlechtlichkeit des Paares und die der Pflegschaft, kommt es zu gegenseitigen Bezügen, welche ihre

jeweilige Nicht-Normalität anerkennt. Der Rahmen von Normalfamilie wird erweitert, im Mittelpunkt stehen nicht mehr nur die Kernfamilie, aus den zwei Eltern und ihren Kindern, sondern auch die Beziehungen zu dem System der Herkunftsfamilie(n) der Kinder, das für die Pflegekinder als entwicklungs- und identitätsrelevantes Bezugssystem in der Pflegschaft unhintergebar bleibt. Dieser erweiterte Rahmen eröffnet Spielräume für neue Lesarten. Die Gleichgeschlechtlichkeit muss nicht einzig im Vergleich zur verschiedengeschlechtlichen Besetzung von Elternrollen als Differenz (und daraus folgend Defizit) verstanden werden, ihre Bedeutungszuschreibungen differenzieren sich über die Beziehungen zur Herkunftsfamilie aus. Aus der bei Martin Winkler und Jan Haffner „fehlenden Mutter“ im Bild der Heteronormativität kann im Rahmen der Pflegschaft eine konkurrenzlose Beziehung zur Herkunftsmutter werden. Aus Annika und Britta Selter werden weibliche Betreuerinnen, die an die lebensweltlichen Erfahrungen der Herkunftseltern anknüpfen und nicht als Abweichung problematisiert werden.

Die mit der Gleichgeschlechtlichkeit aufkommende Frage nach der Herkunft der Kinder stabilisiert gewissermaßen die Besonderheit der Familiensituation als Pflegefamilie und verhindert damit einen unreflektierten, die Herkunftseltern ersetzenden, Abstammungsrückschluss. Oder anders ausgedrückt: die Herkunft wird aus der Konstituierung von Familie nicht auszublenden versucht, sondern bleibt im Verweisungszusammenhang auf die Unmöglichkeit gemeinsamer Zeugung zwischen den gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern „sichtbar“. Die biografisch früh antizipierte Möglich- bzw. Notwendigkeit sozialer Elternschaft hilft ihnen bei der Entwicklung eines positiven Familienbildes. Wie andere gleichgeschlechtliche Paare auch, gehen sie Sonderwege und müssen ohnehin die Bereitschaft mitbringen, sich mit Fragen der Herkunft ihrer Kinder auseinanderzusetzen – die Pflegeelternschaft ist da keine Ausnahme. Zudem werden gleichgeschlechtliche Eltern gerade die Pflegschaft und das mit ihr assoziierte soziale Engagement für Kinder auf Nachfragen hin gerne nutzen, um ihren Sonderweg als Eltern zu legitimieren, womöglich sogar Anerkennung für diesen zu finden. Das Zusammenspiel von Pflegschaft und gleichgeschlechtlicher Elternschaft anerkennt nicht nur die Besonderheiten beider, der Blick auf soziale Elternschaft als ein bewusst und bevorzugt gewähltes Lebensmodell, im Gegensatz zur Deutung als Folge

ungewollter Trennung oder Unfruchtbarkeit, trägt ebenfalls zur Aufwertung dieser bei.

Aus den Deutungen und Sinnkonstruktionen der Paare ist ferner zu erkennen, dass Besonderheiten der Pflegesituationen aus der Perspektive der Besonderheiten ihrer Elternkonstellationen interpretiert werden. Geschlechtsbezogene Lesarten werden deshalb auffällig stark an die Pflegschaft herangetragen. Zugleich nutzen sie die Geschlechtskategorien – innerhalb derer sie selbst als gleichgeschlechtlich Orientierte Abweichende sind – sehr flexibel und können Anforderungen an die Sondersituation der Fremdenpflege in ihren Selbstentwürfen als Pflegeväter und Pflegemütter verankern. Beispiele hierfür sind die offenen Beziehungsangebote der Pflegeväter an ihre Pflegekinder, die sie als Väterlichkeit gegenüber vereinnahmender Mütterlichkeit abgrenzen, oder die besonderen Erziehungsressourcen, welche Annika und Britta Selter als zwei Frauen bei sich beobachten.

Zu den geschlechtskonnotierten Zuschreibungen kommen biografisch und an der Sondersituation gleichgeschlechtlich orientierter Menschen begründete Ressourcen, darunter das positive Selbstverständnis sozialer Elternschaft gegenüber einer kummerbesetzten Unfruchtbarkeit, Lebenserfahrungen von Normalitätsbewältigung als bereits zuvor ungewöhnliche Paare sowie allgemein eine Wertschätzung von Individualität, die im Zeichen von besonderen Lebenswegen steht. Aus ihrer – im Sinnbild des heteronormativen Geschlechtermodells – „Not“ machen sie im Kontext der Pflegschaft insofern Tugenden. Eine Sensibilität für die Sondersituation ihrer Pflegekinder schließt dies allerdings nicht aus. Wie die Kinder „stark zu machen“ sind für Fragen ihres besonderen Aufwachsens, beschäftigt beide Paare in ähnlicher Weise wie andere gleichgeschlechtliche Eltern auch. Fragen der Geschlechtersozialisation und der (biologischen) Herkunft müssen für Pflegekinder ebenso beantwortet werden. Hier ist es die Pflegschaft, in der sie Chancen für ihre ungewöhnliche Elternschaft sehen, denn die Herkunft ist hier – gegenüber anderen alternativen Wegen der Elternschaft – auf besondere Weise aufgehoben. So werden die monatlichen Besuchskontakte zwar teilweise mit pflegetypischen Belastungen in Verbindung gebracht, doch werden die Herkunftseltern generell vor dem Verantwortungsgefühl, den Kindern Zugänge zu ihrer biologischen Herkunft geben zu müssen, besonders wertgeschätzt.

...ist gleich und braucht doch Verschiedenheit

Mit Blick auf die Ausdifferenzierung ihrer Elternrollen und der Arbeits- und Aufgabenteilung zwischen den PartnerInnen, hat für beide Paare der Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft verschieden gelagerte und doch im Kern durch denselben Wert der Partnerschaftlichkeit begründete Konflikte ausgelöst, die in den Interviews einen weitreichenden Teil der Narrationen eingenommen haben. Der Übergang bzw. die Hinzunahme eines Eltern- und Familiensystems löst selbstredend auch für verschiedengeschlechtliche Paare Veränderungsprozesse aus, die für sie mit vermehrtem Kommunikations- und Abstimmungsbedarf in der Beziehung verbunden sind und bisweilen zu Konflikten zwischen ihnen führen können. An den Themen der interviewten Paare werden jedoch Dynamiken erkennbar, die sich an der Gleichheit der Geschlechterrollenverständnisse und einer (auch) an dieser Gleichheit begründeten egalitären Vorstellung zwischen den PartnerInnen entfalten. Beispielhaft steht hierfür der Konflikt zwischen Annika und Britta Selter, deren Vision einer gleichberechtigten (Pflege)Mutterschaft sich für sie bislang nicht realisieren ließ und die sich mit einer als „klassisch“ empfunden Teilung der Elternrollen und -aufgaben konfrontiert sehen, die von beiden als unbefriedigend angesehen wird. Eine traditionelle Rollenteilung kann ebenso von verschiedengeschlechtlichen Paaren desselben Wertemilieus, insbesondere den Frauen, abgelehnt werden und kann – als „Abstieg“ empfunden – Frustration auslösen (Merkle & Wippermann 2008, 105). Annika Selter steht als nicht primärem Elternteil, anders als Männern in einer traditionellen Konstellation, jedoch keine passende weibliche Rolle zur Verfügung. Ihrem eigenen Wunsch nach Mutterschaft ist schwieriger Ausdruck zu verleihen. Martin Winkler und Jan Haffner können, nach einem anfangs auftauchenden Konflikt über die zeitliche Verantwortung für die Pflugschaft, zwar jeweils ihren Wunsch nach einer Fortführung ihrer Berufe mit einem Familienleben verbinden – nicht zuletzt weil es sich um ältere Kinder handelt; diese Vereinbarkeit bringt allerdings vermehrte Fremdbetreuungen und Aufgabendelegationen mit sich, die für sie mit den Wertmustern ihrer Familien- und Erziehungsideale zum Teil konfliktieren.

Für Ungleichheiten, die mit Elternrollen in bestimmten Aspekten unweigerlich verbunden sind (Hauptbezugsperson), können die Paare weniger auf geschlechtsbezogene Selbstverständlichkeiten anknüpfen, sondern müssen diese – mal mehr, mal weniger mühevoll – aushandeln. Die damit einhergehende Bedeutung individueller Entscheidungen und Aushandlungsprozesse zieht – ähnlich wie bei der Strukturierung gleichgeschlechtlicher Beziehungen (Carapachio 2009, 27) – entsprechend längere Phasen der Rollendifferenzierung nach sich. Man kann deshalb mit Berlage & Meschig darin übereinstimmen, „die Unterstützung der Eltern bei der Rollenfindung im Rahmen einer sozialen Elternschaft“ (2002, 27) als eine wichtige Aufgabe der betreuenden Fachkräfte anzusetzen.

...lebt Verschiedenheiten und bleibt doch gleich

Eine Arbeitsteilung in Anknüpfung an das heteronormative Geschlechtermodell kann als (unbewusste) Strategie, Konflikte über die Ausdifferenzierung des Elternsystems zu vermindern, nicht, zumindest nicht ohne bewusste Nachahmungen und Modifikationen, von gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern genutzt werden. Dadurch wird andererseits eine personen- bzw. geschlechtsbezogene Zuschreibung von Ungleichheiten vermieden. Differenz muss anders legitimiert werden und Verschiedenes bleibt, vor dem Fortbestehen gleichberechtigter PartnerInnen, gleichwertig. Man kann sich hier der Interpretation Eggens anschließen, dass selbst ein klassisches Komplementärmodell der Elternrollen vor diesem Hintergrund seine geschlechtshierarchisierende Dimension verliert und gewissermaßen modern sein kann: „Ein homosexuelles Paar mit Kindern ist dann ein Ort, an dem die Unterscheidung Mann und Frau modern ist, das heißt als Nichtunterscheidung praktiziert werden kann“ (2010, 58). Wie für die Partnerschaften gleichgeschlechtlicher Paare kann man auch für ihre Elternschaften in den zusätzlichen Aushandlungsprozessen nicht nur hinzukommende Belastungen sehen, Elternschaft derart offen gestalten zu müssen, kann ebenfalls als Zugewinn von Freiheiten verstanden werden und die Lebbarkeit bestimmter Elternmodelle (z.B. Väter als primäre Elternpersonen) befördern.

Auffällig gegenüber Beobachtungen in verschiedengeschlechtlichen Pflegefamilien ist zudem, dass sich bei den Paaren jeweils beide Partner-

Innen mit dem Projekt der Pflegschaft und ihrer besonderen Familie identifizieren. Sie tragen die Verantwortung bewusst als gemeinsame Aufgabe, ungeachtet dessen, wer den Kinderwunsch forciert hat. Ein gleichberechtigtes Partnerschaftssystem versteht sich der Pflegeelternschaft ebenso als gleichverpflichtet.

Die Erlebensperspektive der Pflegekinder – Ein Forschungsdesiderat

Diese Arbeit hat sich weitreichend mit dem Erleben und Verstehen von gleichgeschlechtlichen Paaren, die eine Elternschaft durch die Inpflegenahme fremder Kinder begründen, beschäftigt. Empirisch ausgearbeitet wurde diese Fragestellung jeweils an einem Interview mit einem Männer- und einem Frauenpaar. Ihre Deutungen und Ausgestaltungen von Familie sind für die bei ihnen aufwachsenden Kinder von unmittelbarer und hoher Relevanz. Die Aufarbeitung der (spärlichen) deutschsprachigen Literatur und die Analyse der Interviews konnten besondere Ressourcen und Belastungen dieses Aufwachsens aufzeigen und diskutieren. Das Lernfeld gleichgeschlechtliche Familie ist dabei ein Elternhaus, in dem im besonderen Maß Gleichberechtigung gelebt und zugleich der Wert von Differenz, ein positives Selbstbewusstsein für ein Anderssein, betont wird. Pflegekinder können hier besondere Erfahrungen von Familie machen:

„Sie können ein Verständnis dafür entwickeln, dass Familien nicht nur auf biologischen Beziehungen sondern vielmehr auf Liebe, eigenen Lebensentwürfen und freier Wahl basieren können“ (Belling 2002, 15).

Gleichgeschlechtliche Eltern zu haben, bleibt aber in jedem Fall außergewöhnlich und fordert zu Erklärungen auf. Es kann als herausfordernd und belastend erlebt werden, sich und anderen, das, was man als alltäglich erlebt, als etwas Besonderes erklären zu müssen.

Wie Pflegekinder diese Normalitätsansprüche bewältigen, wie sie ihr Aufwachsen und Zusammenleben mit zwei Pflegemüttern respektive zwei Pflegevätern verstehen, wie sie dieses Zuhause anderen vorstellen, es sich und anderen erklären und welche stärkenden und herausfordernden Erfahrungen sie dabei machen, das muss das Anliegen zukünft-

tiger Forschungsbestrebungen sein, welche die Erlebensperspektive der Pflegekinder untersuchen und ihre Wahrnehmungen, Deutungen und Erfahrungen zu Wort kommen lassen.

Literaturverzeichnis

- Albert, M., Hurrelmann, K. & Quenzel, G. (2010): Jugend 2010. 16. Shell Jugendstudie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, R. (2004): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS, S. 62 - 71.
- Belling, P. (2002): Die Erziehungsfähigkeit homosexueller Eltern. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Gleichgeschlechtliche Paare leben mit Kindern – auch mit Pflege- und Adoptivkindern? Fachtagung der Zentralen Adoptionsstelle. LVR-Druckerei, S. 7 - 15.
- Berger, P. L. & Kellner, H. (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. Soziale Welt, 16. Jg., H. 3, S. 220 - 235.
- Berger, W., Reisbeck, G. Schwer, P. (2000): Lesben – Schwule – Kinder. Eine Analyse zum Forschungsstand. Oberhausen: Albro.
- Bergold, P. & Rupp, M. (2011): Konzepte der Elternschaft in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. In: Rupp, M. (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 199 - 146.
- Berlage, K. & Meschig, S. (2002): Wie Schwule und Lesben mit leiblichen Kindern oder Pflegekindern leben. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Gleichgeschlechtliche Paare leben mit Kindern – auch mit Pflege- und Adoptivkindern? Fachtagung der Zentralen Adoptionsstelle. LVR-Druckerei, S. 19 - 29.
- Blandow, J. (1999): Versorgungseffizienz im Pflegekinderwesen. Effects of Support in Foster Care. In: Colla, H. E. (Hrsg.): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied: Leuchterhand, S. 757 - 772.
- Blandow, J. (2004): Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. Weinheim & München: Juventa.
- Blyth, E. (2010): Die ‚Notwendigkeit eines Vaters für das Kind‘ und der Zugang lesbischer Frauen zur Reproduktionsmedizin. In: Funcke, D. & Thorn, P. (Hrsg.) (2010): Die gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft mit Kindern. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: Transcript, S. 195 - 223.

- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hrsg.) (2012): Familienreport 2012. Leistungen, Wirkungen, Trends.
- Bohnsack, R. (2010): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Barbara Budrich.
- Boswell, J. (1994): Same-Sex Unions in Premodern Europe. New York.
- Buba, H.-P. (2003): Partnerschaftsideale und Lebensformen von Lesben und Schwulen. In: Genderforschung in Bamberg. Forschungsforum Bamberg/FFB, Heft 11, hg. von Heimbach-Steins, M., Kerkhoff-Hader, B., Ploil, E. & Weinrich, I. S. 89 - 95.
- Buba, H.-P. & Vaskovics, L. A. (2001): Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare. Köln: Bundesanzeiger.
- Burkart, G. (2008): Familiensoziologie. Konstanz: UVK.
- Camp, C. de la (2001): Zwei Pflegemütter für Bianca. Interviews mit lesbischen und schwulen Pflegeeltern. Hamburg: LIT.
- Carapacchio, I. (2009): Eine Studie zur Diskriminierung von Kindern Homosexueller und zum Vergleich von Regenbogenfamilien mit heterosexuellen Familien. München. Online verfügbar unter: http://edoc.ub.uni-muenchen.de/9868/1/Carapacchio_Ina.pdf (08.01.2013).
- Dannecker, M. & Reiche, R. (1974): Der gewöhnliche Homosexuelle. Frankfurt/M.: Fischer.
- Degele, N. (2008): Gender / Queer Studies. Eine Einführung. UTB.
- Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.) (1987): Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. München.
- Dollinger, B. (2006): Individualität als pädagogisches Risiko. Zur Einführung. In: Dollinger, B. (Hrsg.): Individualität als Risiko. Berlin: Lit Verlag, S. 11 - 31.
- Eggen, B. & Rupp, M. (2011): Gleichgeschlechtliche Paare und ihre Kinder: Hintergrundinformationen zur Entwicklung gleichgeschlechtlicher Lebensformen in Deutschland. In: Rupp, M. (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 21 - 37.
- Eggen, B. (2003): Kinder in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. In: Das Familienhandbuch des Staatsinstitutes für Frühpädagogik. Online verfügbar unter: <https://www.familienhandbuch.de/elternschaft/besondere-formen-von-elternschaft/kinder-in-gleichgeschlechtlichen-lebensgemeinschaften> (09.01.2013).

- Eggen, B. (2004): Kinder in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. In: Fthenakis, W. E. & Textor, M. R. (Hrsg.): Das Online-Familienhandbuch.
- Eggen, B. (2010): Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften ohne und mit Kindern: Soziale Strukturen und künftige Entwicklungen. In: Funcke, D. & Thorn, P. (Hrsg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: Transcript, S. 37 - 98.
- Erzberger, C. (2003): Strukturen der Vollzeitpflege in Niedersachsen. Bremen & Hanover. Online verfügbar unter: <http://www.giss-ev.de/pdf/pflegekinder-niedersachsen.pdf> (26.08.2013).
- Faltermeier, J. (2001): Verwirkte Elternschaft? Fremdunterbringung – Herkunftseltern – Neue Handlungsansätze. Münster.
- Fendrich, S., Pothmann, J. & Tabel, A. (2012): Monitor Hilfen zur Erziehung 2012. Dortmund: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik (AKJStat).
- Fiedler, P. (2004): Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung: Heterosexualität – Homosexualität – Transgenderismus und Paraphilien – sexueller Missbrauch – sexuelle Gewalt. Weinheim: Beltz.
- Fischer-Rosenthal, W. & Rosenthal, G. (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. Jg. 17, H. 4, S. 405 - 427.
- Flick, U. (2010): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, U., Kardorff, E. von & Steinke, I. (2007): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt.
- Friebertshäuser, B. & Langer, A. (2010): Interviewformen und Interviewpraxis. In: Friebertshäuser, B., Langer, A. & Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München: Juventa, S. 437 - 455.
- Frohn, D., Herberich-Floßdorf, M. & Wirth, T. (2011): Wir sind Eltern! Eine Studie zur Lebenssituation von Kölner Regenbogenfamilien. Köln: Stadt Köln (Hrsg.).
- Fthenakis, W. & Ladwig, A. (2002): Homosexuelle Väter. In: Fthenakis, W. & Textor, M. (Hrsg.): Mutterschaft, Vaterschaft. Weinheim, Basel: Beltz. Online verfügbar unter https://www.familienhandbuch.de/cms/Elternschaft_Homosexuelle.pdf (08.01.2013).
- Funcke, D. & Hildenbrand, B. (2009): Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

- Funcke, D. & Thorn, P. (Hrsg.) (2010): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: Transcript.
- Funcke, D. (2010): Die gleichgeschlechtliche Pflegefamilie: Eine Herausforderung für Praxis und Theorie. In: Funcke, D. & Thorn, P. (Hrsg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: Transcript, S. 321 - 366.
- Gehres, W. & Hildenbrand, B. (2008): Identitätsbildung und Lebensverläufe bei Pflegekindern. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gerlach, S. (2010): Regenbogenfamilien. Ein Handbuch. Berlin: Querverlag.
- Giernoth, D., Krappe, K. & Rost, L. (2008): Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern. Sozialisatorische Chancen und Risiken einer besonderen Triade – Statische Untersuchung. Lehrforschungsprojekt FSU Jena. Online verfügbar unter: http://www.dg-art.de/lfp/LFP_Statistikbericht.pdf (26.08.2013).
- Greib, A. (2007): Ein Leben mit Kindern – der Weg zum Pflegekind. In: Jansen u.a.: Regenbogenfamilien – alltäglich und doch anders. Beratungsführer für lesbische Mütter, schwule Väter und familienbezogenes Fachpersonal, S. 103 - 122. Online verfügbar unter: <http://www.family.lsvd.de/beratungsfuehrer/> (26.08.2013).
- Haag, C. (2010): Kinderwunsch und Vaterschaftspläne homosexueller Männer. Erste Ergebnisse der *ifb*-Studie „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in Deutschland“. Diplomarbeit an der Universität Bamberg. Online verfügbar: http://www.ifb.bayern.de/imperia/md/content/_stmas/ifb/_sonstiges/_da_haag_mrz2010.pdf (28.03.2013).
- Helming, E. (2011): Die Pflegefamilie als Gestaltungsleistung. In: Kindler, H., Helming, E., Meysen T. & Jurczyk, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e. V., S.226 - 260.
- Helming, E., Kindler, H. & Thrum, K. (2011): Lebenssituationen von Herkunftsfamilien. In: Kindler, H., Helming, E., Meysen T. & Jurczyk, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e. V., S.263 - 280.
- Herek, G. M. (2010): Sexual orientation differences as deficits: Science and stigma in the history of American psychology. In: Perspectives on Psychological Science, 5.
- Herek, G. M. (2011): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren: eine Einführung. In: Rupp, M. (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 16 - 22.

- Herlth, A., Brunner, E. J., Tyrell, H. & Kriz, J. (Hrsg.) (1994): Abschied von der Normalfamilie. Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin u.a.: Springer.
- Hildenbrand, B. (2004): Fallrekonstruktive Familienforschung. Wiesbaden: VS.
- Hitzler, R. & Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 307 - 315.
- Hoffmann-Riem, C. (1984): Das adoptierte Kind. München.
- Hopp, H. (2002): Gleichgeschlechtliche Paare als Pflegeeltern. Erfahrungen und Überlegungen aus der Sicht von PAN. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): „Gleichgeschlechtliche Paare leben mit Kindern – auch mit Pflege- und Adoptivkindern?“. Fachtagung der Zentralen Adoptionsstelle. LVR-Druckerei, S. 31 - 26.
- Isenbart, P. (2012): Zwei Mütter, eine Familie. Gleichgeschlechtliche Pflegefamilien sind selten. In: Evangelischer Pressedienst (epd), Nachrichten Zentralausgabe Nr. 9.
- Jansen, E. & Steffens, M. (2006): Lesbische Mütter, schwule Väter und ihre Kinder im Spiegel psychosozialer Forschung. Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis, 38 (3), S. 643 - 656. Online verfügbar: http://lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/Lebensformen/01-Artikel_VPP-Sonderheft_-_Jansen_und_Steffens-_2006.pdf (08.01.2013).
- Jansen, E., Greib, A. & Bruns, M. (2007): Regenbogenfamilien – alltäglich und doch anders. Beratungsführer für lesbische Mütter, schwule Väter und familienbezogenes Fachpersonal. Online verfügbar unter: <http://www.family.lsvd.de/beratungsfuehrer/> (26.08.2013).
- Jespersen, A. (2011): Belastungen und Ressourcen von Pflegeeltern. Analyse eines Pflegeeltern-Onlineforums. Siegen: ZPE-Schriftenreihe, Bd. 29.
- Jungbauer, J. (2009): Familienpsychologie kompakt. Weinheim (u.a.): Beltz.
- Kindler, H., Helming, E., Meysen T. & Jurczyk, K. (Hrsg.) (2011): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e. V.
- Kindler, H., Scheuerer-Englisch, H., Gabler, S. & Köckeritz, C. (2011): Pflegekinder: Situation, Bindungen, Bedürfnisse und Entwicklungsverläufe. In: Kindler, H., Helming, E., Meysen T. & Jurczyk, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e. V., S.129 - 224.
- Koppetsch, C. & Burkart, G. (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz.

- Kötter, S. (1997): Besuchskontakte in Pflegefamilien. Das Beziehungsdreieck Pflegeeltern – Pflegekind – Herkunftseltern. Regensburg: Roderer.
- Kuckartz, U. (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden: VS.
- Küfner, M. & Schönecker, L. (2011): Rechtliche Grundlagen und Formen der Vollzeitpflege. In: Kindler, H., Helming, E., Meysen T. & Jurczyk, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e. V., S.49 - 100.
- Künzler, J. (1994): Partnerschaft und Elternschaft im Familiensystem. In: Herlth, A., Brunner, E. J., Tyrell, H. & Kriz, J. (Hrsg.): Abschied von der Normalfamilie. Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin u.a.: Springer.
- Kurdek, L. A. (1995): Lesbian and Gay Couples. In: D'Augelli A.R & Patterson, C.J. (Hrsg.): Lesbian, Gay and Bisexual Identities Over the Lifespan.
- Küsters, I. (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS.
- Lautmann, R. (2011): Der Institutionalisierungsprozess gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften. In: Rupp, M. (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 185 - 204.
- Lautmann, R., Grikschat, W. & Schmidt, E. (1977): Der rosa Winkel in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. In: Lautmann, R.: Seminar Gesellschaft und Homosexualität. Frankfurt am Main, S. 325 ff.
- Lenz, K. & Böhnisch, L. (1997): Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext. In: Böhnisch, L. & Lenz, K. (Hrsg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim und München: Juventa, S. 9 - 58.
- Lenz, K. (1986): Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen. Frankfurt/ New York: Campus.
- Mackey E. F., Mackey, R. A. & O'Brian, B. A. (1997): Gay and Lesbian Couples Voices from Lasting Relationships.
- Maier, M. S. (2008): Paaridentitäten. Biografische Rekonstruktionen homosexueller und heterosexueller Paarbeziehungen im Vergleich. Weinheim und München: Juventa.
- Maier, M. S. (2009): Homosexuelle Paare. In: Lenz, K. & Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim: Juventa, S. 259 - 276.
- Maier, M. S. (2011): Gleich und/oder doch verschieden? Narrative Paaridentität als Fokus einer vergleichenden Studie zu homo- und heterosexuellen Paarbeziehungen. In: Rupp, M. (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleich-

- geschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 167 - 184.
- Mayrhofer, U. (2008): Kinder in Regenbogenfamilien. Hamburg: Diplomica.
- Mayring, P. (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- McCandish, B. M. (1987): Against all odds: Lesbian mother family dynamics. In: Bozett (Hrsg.): Gay and lesbian parents. New York: Praeger Publishers, S. 23 - 36.
- McWhirter, P. & Mattison, M. (1984): The male couple – how relationships develop.
- Merkle, T. & Wippermann, C. (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Meyer, T. (2013): Familien- und Lebensformen im Wandel. In: Geißler, R.: Die Sozialstruktur Deutschlands, 7. Auflage. Wiesbaden: VS , i.E.
- Nienstedt, M. & Westermann, A. (1989): Pflegekinder. Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien. Münster: Votum.
- Oerton, S. (1997): Queer Housewives? Some problems in theorising the division of domestic labour in lesbian and gay households. *Women's Studies International Forum*, Jg. 20, H. 3, S. 421 - 430.
- Onnen-Isemann, C. (2008): Der Kinderwunsch als Kampf zwischen Realität und Idealen. Analysen und Überlegungen anhand der Daten des DJI-Familienurvey. In: Bien, W. & Marbach, J. H. (Hrsg.): Familiäre Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Wiesbaden: VS, S. 119 - 145.
- Patterson, C. J. & Tornello, S. L. (2011): Gay fathers' pathways to parenthood: International perspectives. In: Rupp, M. (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 103 - 116.
- Peplau, L. A. & Garnets, L., D. (2000): A new paradigm for understanding women's sexuality and sexual orientation. In: *Journal of Social Issues*, 56 (2), S. 329 - 350.
- Perrin, E. C. & Committee on Psychosocial Aspects of Children and Family Health (2002): Technical report: Co-parent or second-parent adoption by same-sex parents. *Pediatrics*, 109(2), S. 341 - 344.
- Petri, C., Radix, K. & Wolf, K. (2012): Ressourcen, Belastungen und pädagogisches Handeln in der stationären Betreuung von Geschwisterkindern. München: SPI im SOS-Kinderdorf e.V. (Materialien, Bd. 14).

- Peuckert, R. (2008): Familienformen im sozialen Wandel, 7., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS.
- Pierlings, J. (2011): Dokumentation Leuchtturm-Projekt PflegeKinderDienst. Köln: Landschaftsverband Rheinland.
- Plaß, M. (2012): Diskursanalyse zur Sozialisation in Regenbogenfamilien. Homosexualität und Heteronormativität. Münster: LIT.
- Psyhyrembel Klinisches Wörterbuch (1990). 256. Auflage. Berlin: de Gruyter.
- Rauchfleisch, U. (1994): Schwule, Lesben, Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, U. (1997): Alternative Familienformen. Eineltern, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, U. (2001): Das Familienhandbuch des Staatsinstitutes für Frühpädagogik. Lesbische Mütter und ihre Kinder. Online verfügbar unter: <https://www.familienhandbuch.de/elternschaft/besondere-formen-von-elternschaft/lesbische-mutter-und-ihre-kinder> (08.01.2013).
- Reimer, D. (2008): Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen. Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. Siegen: ZPE-Schriftenreihe, Bd. 19.
- Reimer, D. (2011): Pflegekinderstimme. Arbeitshilfe zur Qualifizierung von Pflegefamilien. Düsseldorf: PAN.
- Reimer, D. (i. E.): Normalitätsbalancen bei Pflegekindern.
- Runkel, G. (2003): Die Sexualität in der Gesellschaft. Münster/Hamburg/London: LIT.
- Rupp, M. & Dürnberger, A. (2009): Regenbogenfamilien in Eingetragener Lebenspartnerschaft. In: Rupp, M. (Hrsg.): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger.
- Rupp, M. (2010): Regenbogenfamilien – Kinder in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. In: Das Familienhandbuch des Staatsinstitutes für Frühpädagogik. Online verfügbar unter: <https://www.familienhandbuch.de/archiv/regenbogenfamilien> (09.01.2013).
- Rupp, M. (Hrsg.) (2009): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger.
- Rupp, M. (Hrsg.) (2011): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Schäfer, D. (2011): „Darum machen wir das...“ Pflegeeltern von Kindern mit Behinderung – Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien. Siegen: ZPE-Schriftenreihe, Bd. 28.

- Schneider, N. F. (2012): Familie. Zwischen traditioneller Institution und individuell gestalteter Lebensform. In: Hradil, S. (Hrsg.): Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 95 - 121.
- Schulze, J. (2009): „Wir suchen Eltern für Kinder und nicht umgekehrt“. Pflegekinder – eine Alternative zum leiblichen Kind?. In: L-MAG, Ausgabe 09/Nr. 2
- Schürmann, L. (2006): Die Konstruktion von „Hausarbeit“ in gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen. In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit. Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Online verfügbar: <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/17238> (15.03.2013).
- Schütze, F. (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, N. & Schumann, M. (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 189 - 297.
- Schwules Netzwerk NRW (Hrsg.) (2000): lesbische und schwule Familien. Ergebnisse einer Befragung von Lesben und Schwulen in NRW. Köln.
- Sielert, U. & Timmermanns, S. (2011): Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen. Deutsches Jugendinstitut München. Online verfügbar unter: <http://www.sielert.uni-kiel.de/Dokumente/Expertise%20Homosexuelle%20Jugendliche.pdf> (23.08.2013).
- Stacey, J. & Biblarz, T. (2001): (How) Does the sexual orientation of parents matter? *American Sociological Review*, 66, S. 159 - 183.
- Steimer, B. (2000): Suche nach Liebe und Inszenierung von Ablehnung. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Strauss, A. & Corbin, J. (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Streib-Brzi, U. & Gerlach, S. (2005): Und was sagen die Kinder dazu? Gespräche mit Töchtern und Söhnen schwuler Eltern. Berlin: Quer.
- Tyrell, H. & Herlth, A. (1994): Partnerschaft versus Elternschaft. In: Herlth, A., Brunner, E. J., Tyrell, H. & Kriz, J. (Hrsg.): Abschied von der Normalfamilie. Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin u.a.: Springer.
- Tyrell, H. (1988): Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K., Schultheiß, F. & Wehrspau, M. (Hrsg.): Die ‚postmoderne‘

- Familie: Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, S. 145 - 156.
- Vaskovics, L. A. (2011): Segmentierung und Multiplikation von Elternschaft. Konzept zur Analyse von Elternschafts- und Elternkonstellationen. In: Schwab, D. & Vaskovics, L. A. (Hrsg.): Pluralisierung von Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 11 - 40.
- Walter, M. (2004): Bestandaufnahme und strukturelle Analyse der Verwandtenpflege (und der Fremdenpflege). Abschlussbericht des gleichnamigen Projektes. Bremen: Universität. Online verfügbar unter: <http://www-user.uni-bremen.de/~walter/abschlussbericht/forschungsberichtkurz.pdf> (26.08.2013).
- Walter, M. (2005): Kinder mit Lebensorten außerhalb des Elternhauses. In: Rauschenbach, T. & Schilling, M. (Hrsg.): Kinder- und Jugendhilfereport 2. Analysen, Befunde und Perspektiven. Weinheim: Juventa, S. 143 - 156.
- Wilde, C. (2014): Eltern. Kind. Herausnahme. Zur Erlebensperspektive von Eltern in den Hilfen zur Erziehung. ZPE Schriftenreihe Nr. 35.
- Wippermann, C., Calmbach, M. & Wippermann, K. (2009): Männer: Rolle vorwärts, Rolle rückwärts? Identitäten und Verhalten von traditionellen, modernen und postmodernen Männern. Opladen: Barbara Budrich.
- Wolf, K. (2007a): Die Belastungs-Ressourcen-Balance. In: Kruse, E. & Tegeler, E. (Hrsg.): Weibliche und männliche Entwürfe des Sozialen. Wohlfahrtsgeschichte im Spiegel der Genderforschung. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 281 - 292.
- Wolf, K. (1999): Machtprozesse in der Heimerziehung. Münster: Votum
- Wolf, K. (2007b): Research on life in foster care families in Germany. Online verfügbar unter: http://www.uni-siegen.de/foster-care-research/net-work_conferences/1st_conference/files/vortrag_wolf_e.pdf (26.08.2013).
- Wolf, K. (2010): Pflegefamilien als guter Ort für sehr junge Kinder. Online unter: http://liga-kind.de/fruehe/410_wolf.php (26.08.2013).
- Wolf, K. (2012): Eine leistungsfähige Pflegekinderhilfe in Luxemburg. Unveröffentlichte Expertise.
- Wolf, K. (2012): Professionelles privates Leben? Zur Kolonialisierung des Familienlebens in den stationären Hilfen zur Erziehung. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik (4), S. 395 - 420.

Abbildungsverzeichnis

Tabellen

Tab. 1:	Das heteronormative Ordnungsmuster der Geschlechter	28
Tab. 2:	Merkmale der Normalfamilie und davon abweichende Lebensformen	40

Abbildungen

Abb. 1:	Kernfamiliales Positionsquartett nach Parson	31
Abb. 2:	Familienformen 1996 und 2012	41
Abb. 3:	Familienbegriff in der Bevölkerung, 2000 und 2012	47
Abb. 4:	Selektionsstufen & Statuspassagen gleichgeschlechtlicher privater Lebensformen	51
Abb. 5:	Anzahl der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften in Deutschland (in 1.000)	63
Abb. 6:	Eingetragene Lebenspartnerschaften in Deutschland (in 1.000)	69
Abb. 7:	Anteil eingetragener Lebenspartnerschaften an allen gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften (2006 – 2011)	69
Abb. 8:	Kinderwunsch im Vergleich der Altersgruppen	86
Abb. 9:	Entwicklung des Anteils von gleichgeschlechtlichen Lebens- gemeinschaften mit Kindern im Haushalt (1996 bis 2008)	92
Abb. 10:	Herkunft der Kinder in eingetragenen Lebenspartnerschaften	99
Abb. 11:	Anzahl der Vollzeitpflegen im Verlauf der Jahre	133
Abb. 12:	Alter der Kinder in Vollzeit zum Stichtag 2011	134
Abb. 13:	Einkommenssituation der Herkunftseltern	136
Abb. 14:	Aufnahmealter der Pflegekinder in der ifb-Studie (n = 39)	148

www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung
www.uni-siegen.de/zpe



Weitere Publikationen der Forschungsgruppe Pflegekinder

Judith Pierlings

Wie erklären sich Pflegekinder ihre Lebensgeschichte?

Analyse biografischer Deutungsmuster

ZPE-Schriftenreihe Nr.: 33

Siegen: *universi* 2014

ISBN Nr. 978-3-934963320

Corinna Petri

Durch Höhen und Tiefen

Geschwisterbeziehungen im Kontext der Fremduntebringung

ZPE-Schriftenreihe Nr.: 34

Siegen: *universi* 2014

ISBN Nr. 978-3-934963337

Christina-Elisa Wilde

Eltern.Kind.Herausnahme.

Zur Erlebensperspektive von Eltern in den Hilfen zur Erziehung

ZPE-Schriftenreihe Nr. 35

Siegen: *universi* 2014

ISBN 978-3-934963344

Petri, Corinna; Radix, Christina; Wolf, Klaus (2012):

Ressourcen, Belastungen und pädagogisches Handeln

in der stationären Betreuung von Geschwisterkindern

Bd. 14 der SPI Materialien

Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorf e.V. München (Hrsg.)

Eigenverlag

ISBN 978-3-936085-78-5